

Deutsche Mönche  
vor Grimm

ULB Düsseldorf



+4056 685 01

*hall 2*







# Deutsche Märchen vor Grimm





Von diesem Buch sind 100 gezählte Stücke auf holländischem Bütten abgezogen und darin die Zeichnungen mit der Hand koloriert worden

L. Lit. 13600  
2 Bw



41.3082

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1938 by Rudolf M. Rohrer Verlag Brünn, Leipzig.

Druck Rudolf M. Rohrer, Brünn. Printed in Czechoslovakia.





Vom Erdkühlein  
zur Romantik

# Deutsche Märchen vor Grimm

Herausgegeben von

Albert Wesselski

illustriert von

Fritz Kredel



Rudolf M. Rohrer Verlag

Brünn · Leipzig

(1938)



„... und nun Erdkülin für ewig.“ So hat Goethe an dem Morgen eines Maiensonntags an die geliebte Frau geschrieben, nachdem er die erste Nacht in seinem Gartenhäuschen, wo die Ruhe unendlich war, verbracht hatte, und mit diesem Märchen von dem Erdkühlein heben wir unser Märchenbuch an, um es gleichsam unter den Schutz des Mannes zu stellen, der seiner Glückseligkeit für die, deren Theilnahme daran er wünschte, keinen bessern Ausdruck geben zu können glaubte, als durch die Erinnerung an die stille und über das Leben hinaus gütige Gestalt einer schlichten Volkserzählung, die ansonsten als das älteste Märchen gelten darf, das in unserer Sprache gedruckt worden ist.

Goethe hat wohl auch, vielleicht von seiner Straßburger Zeit her, wo er das alte Buch, in dem das Märchen steht, gelesen haben mag, gewußt, was man sich unter einem Erdkühlein vorstellen soll; aber gesagt hat er das niemand, der es aufgeschrieben hätte, und so weiß heute nicht einmal unser größtes Wörterbuch darüber Bescheid. Gar so vielen Leuten wird er ja das Märchen nicht erzählt haben, aber etliche mögen es doch gewesen sein, und so könnte es geschehen sein, daß das Märchen mit der Zeit in den Volksmund gekommen ist. Die aber, die aus und mit dem Volksmund redeten, haben, wohl weil sie das alte Buch nicht kannten, wo alles haarklein beschrieben war, nicht recht glauben wollen, daß das Erdkühlein wirklich imstande gewesen wäre, so große Dinge zu verrichten, und so haben sie

heute dies, morgen das geändert, und dann war auf einmal das seltsame und vielleicht manchem unheimliche Erdkühlein selber verschwunden, und an seiner Statt war eine Fee da, die aber, trotz der Machtfülle, die man bei ihresgleichen gewohnt ist, doch, wenn sie nicht just in der Hauptsache dem alten Erdkühlein nachstehen wollte, eine Ziege brauchte, und später ist noch allerlei anderer Unsinn dazugekommen, und als es so weit war, hat das ein Stadtmensch aufgeschrieben und das Geschriebene drucken lassen, und nun hieß es Die Geschichte von Dreiäuglein, Zweiäuglein und Einäuglein. Diese Geschichte haben schließlich zwei Männer, die schon seit Jahren das sammelten, was sie Volksüberlieferung nannten, in ihr Buch aufgenommen, freilich auch nicht so, wie sie gedruckt war, und dort, nämlich in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, kann jetzt jedermann nachlesen, was aus dem alten Märchen, wie es Goethe gekannt hat, geworden ist.

Der Gedanke nun, daß Goethe nicht nur der gewesen ist, der das Erdkühlein aus seinem jahrhundertelangen Schlaf geweckt hat, sondern daß er es auch gewesen wäre, der das kaum wieder lebendig Gewordene in die weite Welt geschickt hätte, ist gewiß volkstümlich; so volkstümlich aber ist er doch nicht, daß er rechtfertigen würde, daß wir die volkstümliche Sprache, der wir uns in den letzten Sätzen befließigt haben, auch weiterhin gebrauchten, und so sagen wir lieber klipp und klar, daß das Märchen von Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein deutlich aufgezeigt, wie sehr unser Volk auch noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der über den Rhein zu uns gekommenen Feenmode verfallen war.

Die Fee in diesem Märchen haben die Brüder Grimm ausgemerzt, wie vorher der Volksmund das Erdkühlein, und









für sie haben sie eine weise Frau eingesetzt, wie sie denn auch in dem Märchen vom Dornröschen die Feen für die zweite Auflage in weise Frauen umschrieben, was sie bis heute geblieben sind. War aber dieses Vorgehen berechtigt? Nun, in das Märchen von den verschiedenäugigen Schwestern ist die Fee durch die Bergeßlichkeit und den Unverstand der Erzähler gelangt: diesen herangewachsenen Wechselfalg nicht nur anzuerkennen, sondern ihn noch überdies durch die Zuerkennung des Charakters einer weisen Frau der Verehrung zu empfehlen, war also abwegig; umgekehrt waren in der Volkserzählung vom Dornröschen die Feen des damals mehr als zwei Jahrhunderte alten französischen Märchens treulich bewahrt worden, und sie in weise Frauen zu verwandeln, war abwegig, weil dieser Auszeichnung auch das Kleinliche, boshafte Karnickel teilhaftig wurde, das dem unschuldigen Kinde einen vorzeitigen Tod zugebracht hatte. In beiden Märchen aber, und das ist das Wesentlichste, bedeuteten diese Änderungen eine Verschleierung des Sachverhalts, und der war und ist so: in dem einen Falle hat der deutsche Volksmund das fremde Feenmärchen einfach übernommen; in dem andern hat er unter dem Einflusse der Feerei altes deutsches Volksgut bis zur Unkenntlichkeit verdorben.

Was freilich die Brüder Grimm getan hätten, wenn sich in der volkstümlichen Geschichte, die ihnen vorlag, die schlichte Kuh erhalten gehabt hätte, wissen wir nicht. Vielleicht hätte sie Jacob Grimm zu der Kuh Audhumla gestellt, von der die Gylfaginning zu erzählen weiß, gerade so, wie er zu den drei Mädchen, unter denen die sechs Augen, die ihnen zukamen, so sonderlich verteilt waren, auf die Trollen eines norwegischen Märchens hingewiesen hat, die zusammen nur ein Auge haben, das sie abwechselnd

benutzen<sup>1)</sup>. Das war gesucht, und noch geflüchtlicher gesucht wäre es gewesen, das Erdkühlein in eine Beziehung zu der Kuh des nordischen Mythos zu bringen. Daß aber andererseits die dem elsässischen Märchen zugrunde liegende Vorstellung sehr alt ist, kann kaum bestritten werden, und selbstverständlich ist, daß dieses Märchen als solches erst hat entstehen können, als der Glaube an die Sagen, die sich an ein solches daimonisches Wesen geknüpft haben mögen, zumindest in der Oberschicht erloschen war. Je mehr aber die Erinnerung an derlei Gestalten einer zuerst ihrer Zusammenhänge beraubten und schließlich gar ausgerotteten Mythologie aus dem Gedächtnis des Volkes schwand, desto leichter wurde es, sie durch die aus Frankreich geholten Feen zu ersetzen, die zu beliebiger Verwendung bereit standen und, wenn man es richtig anstellte, einfach alles konnten, was man verlangte. Und diese Feen wurden nicht etwa einzeln oder in kleinern Gruppen, sondern massenweise herbeigeschafft, zuerst in den von ihnen erzählenden französischen Büchern, die nur Leuten mit der sogenannten Weltbildung zugänglich waren, dann aber in deutschen Übertragungen, und die wandten sich an die Allgemeinheit. Man sehe sich nur einmal die Listen an, die Richard Benz mitgeteilt hat<sup>2)</sup>, und man wird begreifen, daß die von diesen illustren Fremden handelnden Märchen das bodenständige Erzählgut haben überwuchern müssen. Einen großen Teil der Schuld, daß das so gekommen ist, trug selbstverständlich die, um das dumme Wort zu gebrauchen, gute Gesellschaft, die mit dem schlechten Beispiel voranging, und in welchem Maße das Feenmärchen die Unterhaltung

<sup>1)</sup> Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe (1878), III, 153.

<sup>2)</sup> Märchendichtung der Romantiker, 1908 (2. unveränderte Auflage 1929), 215—218, 228—231.



bürgerlicher Kreise bestimmte, die nicht müde wurden, immer dieselben Dinge anzuhören und selber zu erzählen, zeigen zwei Tagebucheintragungen des Dichters des Julius von Tarent, datiert vom 13. Juni und vom 4. Juli 1780<sup>1)</sup>: als er von den Töchtern des Theologieprofessors K. A. Schmid in Braunschweig erfährt, sie hätten am Abend vorher das Märchen von der weißen Rabe erzählen hören, läßt er, weil er davon vor elf oder zwölf Jahren in einem Kalender die erste Hälfte gelesen hat — die zweite sollte im nächsten Jahre folgen — nicht nach mit Bitten, bis es ihm mitgeteilt wird, und dann findet er es „sehr artig“; drei Wochen später verzeichnet er mit voller Befriedigung: „Nach dem Caffee kamen wir auf Feen Märchen, und da ward was rechtes erzählt; ich, die älteste Schmid und die Voigts ließen uns hören, mir deucht aber, die Voigts erzählte am besten: es war das Märchen von der weißen Rabe.“ So viel freudige Teilnahme an einem Märchen, das vielleicht schon seine Großmutter gekannt hat; da braucht man sich denn wahrhaftig nicht zu wundern, daß dieses Erzeugnis der Madame d'Aulnoy von einem deutschen Schriftsteller nach dem andern nachgeahmt worden ist und daß sich seiner auch der Volksmund bemächtigt hat und es bis zum heutigen Tage erzählt. Und mit den andern Feenmärchen ging es ebenso.

Wir haben jedoch keineswegs die Absicht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und wenn wir erinnern, daß auch in dem *Midsummer-Night's Dream* der King und die *Queen of the Fairies* die Geschicke der Menschen gelenkt haben und, zu unserer Freude, noch immer lenken dürfen, so bedeutet das, daß wir anerkennen, daß nicht alle Feen-

<sup>1)</sup> Johann Anton Leisewitzens Tagebücher, herausgegeben von H. Mack und F. Lochner, I, 1916, 216, 225.

geschichten in einen Topf geworfen werden dürfen, sondern daß es auch unter ihnen gute und schlechte gegeben hat. Wir wollen aber noch ein Übriges tun und zitieren darum Herders Meinung über den Gegenstand: „Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen als der Roman und vor allen Romanen das Feenmärchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten!“ So hat Herder noch 1802 gesagt<sup>1)</sup>, und daß diese Worte geeignet sind, den Leuten, die Deutschland mit den Papieren der Pariser Feenbörse überschwemmt, einige mildernde Umstände zu verschaffen, liegt auf der Hand; deutlich allerdings geht aus diesen Sätzen weiter hervor, daß sich Herder des Unheils nicht bewußt war, das die Verwalter der Feengeschäfte längst angerichtet hatten<sup>2)</sup>.

Immerhin hatte es lange vorher schon eine Auflehnung gegen die unumschränkte Herrschaft der Feen gegeben, und der, der seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab, war Johann Karl August Musäus, der Verfasser der Volksmärchen der Deutschen, deren Titel schon als Protest gegen die

<sup>1)</sup> In dem dritten Stück der *Abraſtea* (Suphan, XXIII, 9).

<sup>2)</sup> Viel geringer als der Einfluß der französischen Märchen war, nebenbei gesagt, der, den die *Tausendundeine Nacht*, mit deren erstem Teile Galland schon 1704 herausgekommen ist, worauf schon 1710 eine deutsche Übertragung folgte, auf das deutsche volkstümliche Erzählgut geübt hat; in der Grimmschen Sammlung z. B. ist nur ein einziges Stück, das auf eine ihrer Erzählungen zurückgeführt werden muß, und wenn man das ein Märchen nennt (Nr. 142, *Sindelberg*), tut man ihm Unrecht. Dabei hat Fr. W. Bal. Schmidt sicherlich die Wahrheit gesprochen, als er (*Die Märchen des Straparola*, 1817, 284) die Behauptung aufstellte, die *Tausendundeine Nacht* sei (in dem Zürlingbilschen Abdruck) zum deutschen Volksbuch geworden.

Feenmärchen der Franzosen gewertet werden konnte. Freilich war er nicht der erste, der das Wort Volksmärchen gebrauchte, sondern er ist, wie er selber gesteht, mit seiner Verwendung einem andern zuvorgekommen, der für den Herbst des Jahres 1782 ein Buch angekündigt hatte, das „Volksmärchen aus verschiedenen Sprachen übersetzt“ heißen sollte (es scheint dann nicht erschienen zu sein). Sicherlich aber hat Musäus, im Gegensatz zu diesem seinem Vorgänger, dem Worte keinen andern Sinn unterlegt, als den von Märchen, die nicht dem Geschmacke der fremden Völker huldigen, sondern in stofflicher Hinsicht ein gewisses Heimatsrecht haben und in der Weise der in der guten alten Zeit immer wieder aufgelegten Volksbücher erzählen sollten, und nicht ausgeschlossen ist, daß er sich auch bemüht hat, die lebendige Volkssprache kennen zu lernen. Geleugnet kann denn auch nicht werden, daß er, samt aller Ironie des in seiner Haut festklebenden und oft unheimlich gespielten Satirikers, der seine Erhabenheit nicht nur über das Spießertum dartun will, hin und wieder wirklich volkstümlich erzählt und daß motivisch die einzelnen Erzählungen durchaus gut sind. Als richtige Märchen allerdings hat Wilhelm Grimm 1822 nur drei gelten lassen; 1856 hat er diese Zahl auf fünf erhöht<sup>1)</sup>, aber Benz läßt es bei den dreien bewenden, das sind Die Bücher der Chronika der drey Schwestern, Richilde und Rolands Knappen, und diese bilden den Inhalt des 1782 erschienenen Ersten Theils, so daß für die restlichen vier Teile (1783—1787) der Titel des Ganzen keine Berechtigung hätte.

Wichtiger für uns als die Volksmärchen der Deutschen,

<sup>1)</sup> In den Anmerkungen zu seinen und seines Bruders Märchen, die als deren dritter Band in diesen Jahren erschienen sind; s. 1822, 409; 1856, 325.

aus denen wir keine Probe geben, weil sie noch immer nachgedruckt werden, sind die 1776—1778 erschienenen Kinderspiele und Gespräche, die weder Wilhelm Grimm noch irgendeiner der spätern Vertreter der Wissenschaft um das Märchen bis herab zu Johannes Volte erwähnt hat; Benz hat sie aus dem Dunkel der Zeit wieder ans Licht gezogen und sie gewürdigt, wie sie es verdienen. Ihr Verfasser war Johann Gottlieb Schummel, jener tüchtige Gelehrte und Jugenderzieher, an dem seine Zeitgenossen wohl weniger die Begeisterung für die französische Revolution und Napoleon zu tadeln hatten, als die Ablehnung der humanistischen Tendenzen, die ihn an der erzieherischen Bedeutung des Studiums des klassischen Altertums ebenso zweifeln ließ wie an der Vortrefflichkeit philanthropischer Bestrebungen<sup>1)</sup>.

Schummel gab bei den in dem Titel seines Buches genannten Tätigkeiten den Kindern das Wort auch zu Erzählungen, darunter auch einiger Märchen, und die ließ er sie so erzählen, wie es reifere Kinder oder wenigstens die aufgewecktern unter ihnen wirklich tun oder damals getan haben mögen; demgemäß erweist sich der Ton, in dem die Geschichten vorgetragen werden, als durchaus natürlich, auch wenn man ihn nicht mit der geschraubten Geziertheit der altgewohnten Feenmärchen vergleicht. Dabei aber ist das, was Schummel seine Kinder nacherzählen läßt, immer Literatur: nicht fällt es ihm ein, den Volksmund heranzuziehen, auch nur in der Form, daß er die Kinder wiedergeben ließe, womit sie von den Müttern oder Großmüttern oder gar den Ammen unterhalten worden wären (es müßte übrigens damals, wenn man den Schrei-

<sup>1)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie, XXXIII, 59; Goedeke, IV<sup>2</sup>, I, 590.

berlingen trauen dürfte, unheimlich viel Mütter gegeben haben, die ihre Kinder von Fremden säugen ließen und diesen nicht nur die Aufziehung für die ersten Jahre, sondern auch zumindest die Anfangsstufen der Erziehung anvertrauten); eine Lügenschurre, von der Parallelen oft als Märchen angesprochen werden, will ja ein Mädchen von ihrer Ruhme gehört haben, aber daß diese Ruhme dem Volksmund nacherzählt hätte, wird nicht einmal angedeutet, und so dürfte auch hier die Grundlage irgendein Buch gewesen sein, das heute vergessen ist. Benz nennt diese Geschichte „das erste schlicht und frisch erzählte deutsche Volksmärchen“; wir bringen sie, da wir in dem Erdkühlein ein viel älteres und bestimmt auch frisch und schlicht erzähltes gefunden zu haben glauben, an zweiter Stelle, geben aber Schummels Kindern später noch einmal das Wort, und zwar gleich zu drei Märchen.

Mit den Feen, von denen Schummels Gespräche nur die eine erwähnen, die in dem von einem Knaben nacherzählten Sommermärchen Wielands eine armselige Rolle spielt, hat sich trotz Musäus, der übrigens auch nicht ganz ohne Feen auskommt, noch in demselben Jahre, wo der letzte Teil von dessen Volksmärchen erschienen ist, das Buch eines Anonymus beschäftigt, genannt Kindermärchen nach mündlichen Erzählungen gesammelt. Von diesen Märchen geben wir keines wieder, nicht etwa, weil wir sie für bedeutungslos halten würden, sondern weil wir im Gegenteil beschlossen haben, sie der Allgemeinheit vollinhaltlich zugänglich zu machen. Dieses Buch soll zu Anfang des Jahres 1939 erscheinen.

Übergangen seien einige wenige unbedeutende Erzeugnisse müßiger Federn, die ohne Nachwirkung blieben, übergangen aber auch Ludwig Tieck's dramatische Bearbeitungen



Perraultscher Märchen; anstatt hier Literaturgeschichte zu treiben, geben wir lieber Tieck selber das Wort, mit einer Dichtung freilich, die eine völlige Abkehr von diesen und andern Jugendsünden bedeutet. Genannt werden jedoch muß das 1799 erschienene Märleinbuch für meine lieben Nachbarnleute, dessen Verfasser sich, als er es „Herrn Kilian Binder, dessen Ehegespohn und allen alten Weibern“ widmet, Peter Kling nennt, aber J. G. Münch heißt. Er trifft den Ton, den ein dem Volke zugedachtes Geschichtenbuch verlangt, wirklich gut und erzählt klar und anregend, aber unter dem, was er erzählt, ist ein einziges Stück, das als Märchen bezeichnet werden kann, und gerade das fällt ab gegenüber den andern, die auch in dem Sinne, den wir dem Worte geben, Märlein sind, und so haben wir auf eine Wiedergabe verzichten zu sollen geglaubt.

Ein seltsames Buch sind die 1801 in Braunschweig herausgekommenen Feen-Märchen, geschrieben, wie der Titel weiter besagt, „Zur Unterhaltung für Freunde und Freundinnen der Feenwelt“. In der Vorrede berichtet der ungenannte Verfasser, so, wie die Schöne Seele, deren Bekenntnisse das Sechste Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren füllen, von einer Tante, die Feenmärchen zu erzählen pflegte, und die Wirkung dieser Märchen beschreibt er in nicht gerade glücklicher Nachahmung der Schilderung des Fräuleins von Klettenberg. Aber vielleicht war es gar kein Er, der, sondern eine Sie, die sich in dem Ausrufe Luft machte: „Ach, nach was für Schattenbildern habe ich gehascht! Welche Täuschungen sind mir geworden!“, was trotz der allerdings unbeabsichtigten Komik an das Schäfchen erinnert, das die Schöne Seele gar zu gern besessen hätte, aber nicht hat finden können. In den Märchen freilich ist von solcher Naivität nichts zu merken; in ihnen gibt

es nur allzu viele bedenkliche Stellen, obwohl sie (oder er) behauptet: „. . . ich habe viele Scenen minder glühend dargestellt, als wie ich sie als Kind empfand.“ Im übrigen schließt sie die Vorrede so: „Aber nicht allein der Jugend sollen diese Blätter gewidmet seyn. Gute, frohe Weiber und Mädchen, blättert sie immerhin durch! vielleicht daß manche kleine Scenen Euren Beifall erhalten und ich Euch auf angenehme Art um ein Stündchen betrüge, wenn Ihr vielleicht, von häuslichen Arbeiten ermüdet, gerade einer solchen Lectüre bedürftet!“

In der Vorrede der Kinder- und Hausmärchen von 1812, wo diese Sammlung zugleich mit andern erwähnt wird, nennt sie Wilhelm Grimm unter ihnen „die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton“, und 1822 und 1856 führt er aus: „Der Verfasser sagt, daß er sie nach Erinnerungen aus seiner Jugend aufgeschrieben, auch blickt der gute Grund durch, indessen hat er vieles aus eigenen Mitteln zugesetzt, und glücklich ist er in der Darstellung eben auch nicht“; von den sechzehn Stücken, die sie enthält, läßt Wilhelm als „eigentliche Märchen“ nur neun gelten. Benz stellt fest, daß sich in ihr „manches französische Feenmärchen findet“, fährt aber, wie zur Entschuldigung, fort: „sie wurden ihm“ (dem Verfasser) „wahrscheinlich mündlich ebenso erzählt, wie die deutschen Volksmärchen, die er bringt, und er kannte vielleicht gar nicht die fremde Quelle.“ Die Erzählung findet Benz „sehr modernisiert und meist geradezu schlecht“; „immerhin ist der Ton ernst und die Absicht gut: vor allem ist das erste Mal eine größere Reihe deutscher Märchen hier versammelt; bis auf sechs echte Stücke hatte es vorher noch keine Sammlung gebracht“. Mit den „deutschen Volksmärchen“, den „deutschen Märchen“ und den „echten Stücken“ kann Benz selbst-

verständlich nur Märchen gemeint haben, die deutschen Ursprungs sind; unter den neun aber, die Wilhelm Grimm als „eigentliche Märchen“ anerkennt, könnte höchstens einem und auch diesem nur vielleicht und zum Teile eine deutsche Herkunft zugebilligt werden, und just zu diesem hat Wilhelm Grimm angemerkt: „Nicht recht märchenhaft.“ Ludwig Bechstein sagt vorsichtiger<sup>1)</sup>, die Braunschweiger Feenmärchen seien „nicht ausschließlich solche, sondern enthielten, doch auch nur teilweise, ächte deutsche Kindermärchenzüge“. Der Leser mag nach den vier Proben urteilen, die wir ihm vorsehen; darunter wird er auch Das singende, klingende Bäumchen finden, von dem Benz sagt, es erhebe sich in einzelnen Momenten zu dichterischer Höhe.

Fünf oder sechs Jahre nach dem Erscheinen dieser „Braunschweiger Sammlung“, wie sie sie nannten, haben die Brüder Grimm mit dem Sammeln der volksmündlichen Geschichten begonnen, die den Grundstock ihres vorhabenden Märchenbuchs bilden sollten. Um mehr als drei Jahre aber kam ihnen, nicht mit dem Sammeln, sondern mit einem Märchenbuche, ein anderer zuvor, der noch dazu auch Grimm hieß, nämlich Albert Ludwig Grimm, der sich die Sporen als Mitarbeiter an Des Knaben Wunderhorn verdient hatte, und das Buch des damals dreißigjährigen Direktors an der Lateinschule in Weinheim ist unter dem Titel Kindermärchen in demselben Verlage wie das Wunderhorn, bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen. In der vom Herbstmonat 1808 datierten, sich an Eltern und Erzieher wendenden Vorrede spricht der Verfasser als seine Überzeugung aus, „daß die Jugend Märchen haben muß“, und begründet das folgendermaßen: „Märchenpoesie ist, möchte ich sagen, die Poesie

<sup>1)</sup> Mythe, Sage, Märe und Fabel, 1855, II, 225.

der Kindheit, des poetischen Lebensalters. Das Interesse, das Kinder daran nehmen, ist mein Beweis dafür. Und ich möchte behaupten, daß ein Märchen von dem Aschenpüttchen, dem Lebkuchenhäuschen, dem Schneewittchen u. d. gl. eben so gut (wo nicht besser) in eine gute Erziehung eingreift als die hundert und aber hundert geglätteten Erzählungen von dem eiteln Fulchen, dem wilden Lorch, dem leichtsinnigen Karl, dem gutherzigen Lottchen, und wie sie sonst betitelt seyn mögen.“ Das Schneewittchen hat er selber bearbeitet, und, auch nach dem Volksmunde, noch zwei Märchen; der Rest ist zum Teile eigene Erfindung oder dem Buch der Beispiele der alten Weisen entnommen, das schon im fünfzehnten Jahrhundert mehrmals gedruckt worden ist, und das Ganze nennt Albert Ludwig seiner Muse Frucht, seiner Muse Schöpfkind.

Eine Tat wird niemand in diesem Märchenbüchlein erblicken wollen, verfaßt von einem jungen Lehrer, der schon mit einem Bändchen Gedichte hervorgetreten war; immerhin hat es bis 1869 noch fünf Auflagen erlebt und, 1812, einen unrechtmäßigen Nachdruck erfahren, und das spricht doch wohl für eine nicht unbeträchtliche Anerkennung. Daß die Brüder Grimm von den Märchen des andern Grimm nicht gerade entzückt waren, begreift man ohne weiteres, und daß sie seine „Sammlung“ als „nicht eben wohl gerathen“ bezeichneten, was sie in der Vorrede von 1812 taten<sup>1)</sup>, war durchaus berechtigt; daß sie aber hinzusetzten, sie habe mit der ihrigen gar nichts gemein, was, allerdings in einem andern Sinne, als sie meinten, unrichtig war, mußte den Idealisten verletzen; sie durften sich also nicht

<sup>1)</sup> Vgl. auch Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herm. Grimm und Gust. Hinrichs, 1881, 123, 84.

wundern, daß A. L. Grimm bei der nächsten schicklichen Gelegenheit, nämlich in der Vorrede zu seiner nächsten Märchensammlung, zurückschlug<sup>1)</sup> und das Buch seiner „gelehrten beyden Namensverwandten“, nicht ohne hervorgehoben zu haben, daß seine Kindermärchen von 1809 „von den Kindern aller Stände mit gleicher Lust gelesen und wiedergelesen wurden“, einer Kritik unterzog: „In kindlicher Einfachheit müssen freilich die Märchen für Kinder erzählt werden. Aber dazu gehört ein ganz idealer Erzähler, den man nicht in der ersten besten Kindermagd unserer Lage findet; und fehlt dieser, so muß der Dichter seine Stelle vertreten. Der seelige Runge hat in ihrer Sammlung zwey wunderschöne Märchen unnachahmlich in plattdeutscher Sprache erzählt. Sie sind aber gewiß nicht so aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben. Die meisten ihrer übrigen Märchen tragen noch das Gepräge eines ganz gewöhnlichen Erzählers aus dem Volke mit allen seinen Fehlern, wie es denn überhaupt an der übrigens so sehr verdienstvollen Sammlung zu bedauern ist, daß nicht sorgfältiger davon abgetrennt wurde, was doch augenscheinlich durch die Länge der Zeit, während diese Märchen Volkseigenthum waren, von verschiedenen Erzählern Schlechtes und Unpoetisches in Form und Stoff zugemischt ist, woher es auch kommt, daß man unter verschiedener Form dasselbe Märchen oft zwey oder drey mal in demselben Buche findet. Als ein Buch, das Kindern in die Hände gegeben werden kann, darf man jene Sammlung aber keineswegs ansehen, wenn auch alles Erwähnte unerwiesen oder unschädlich wäre. Ich habe es immer nur mit dem größten Mißfallen in Kinderhänden gesehen. Statt weiterer, hier nicht am rechten Ort stehender Erörterungen verweise ich

<sup>1)</sup> Lina's Märchenbuch, 1816, III b—Va.

nur auf Nr. 12, und Väter und Erzieher werden hier, wie an noch mehreren Orten, Ursache genug finden, ihm nicht den Namen einer Kinderschrift beizulegen, was es auch nach der Ansicht der Herren Herausgeber wohl gar nicht seyn soll. Sollten sie es aber doch auch dazu bestimmt gehabt haben, so möchte hier das alte Sprüchlein anzuwenden seyn: Niemand kann zweyen Herren dienen.“

Diese Vorwürfe, die sich im wesentlichen mit Anregungen deckten, die den Brüdern von aufrichtigen Freunden zuzugingen, waren nicht unberechtigt, und daß dies zumindest von Wilhelm anerkannt worden ist, zeigte sich bald; in der 1819 erschienenen Zweiten Auflage der Kinder- und Hausmärchen ist, nicht etwa nur in dem 12. Märchen, dem Rapunzel, sondern überall getilgt worden, was heikle Dinge betraf<sup>1)</sup>, und dies wurde auch in der Vorrede ausdrücklich gesagt: „Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht“; des weitern aber beginnen mit dieser Auflage Wilhelms Bemühungen, für das Volks- und das Kindermärchen einen eigenen Stil zu schaffen, wodurch die Grimmschen Märchen das werden sollten, was sie sind, das schönste Volksbuch der Deutschen, dem trotz den vielen Nachahmungen keine andere Nation etwas auch nur annähernd Gleichwertiges zur Seite zu stellen vermag. Solchermaßen darf sich vielleicht Albert Ludwig Grimm von dem Verdienste an dieser grundsätzlichen Einkehr ein Teilchen zuschreiben, und vielleicht ist es in Anerkennung seiner guten Meinung und des vornehmen Tons seiner Kritik geschehen, daß Wil-

<sup>1)</sup> Franz Heyden, Volksmärchen und Volksmärchenerzähler, 1922, 28 f.

helm in dem Anmerkungsbande von 1822 die absprechenden Worte über die Kindermärchen des Namensvetters nicht wiederholt hat<sup>1)</sup>.

Die zwei Märchen des Malers Otto Runge aber, die A. L. Grimm mit Recht wunderschön und unnachahmlich erzählt nennt, sind keineswegs zuerst in dem Kinder- und Hausmärchen der Brüder erschienen: das eine, Von den Machandelboom, hat Arnim schon 1808 in seiner Zeitung für Einsiedler veröffentlicht; beide zusammen, dieses also und das bis dahin ungedruckte Von den Fischer und syne Frau, sind dann, mehr als drei Vierteljahre vor dem Herauskommen der Kinder- und Hausmärchen, von Johann Gustav Büsching für seine Volks-Sagen, Märchen und Legenden, Leipzig, 1812, übernommen worden, deren die Zweite Abtheilung eröffnendes Vorwort das Datum vom 23. November 1811 trägt, während die Nachschrift vom Januar 1812 das Buch als vollendet bezeichnet. Daß ihnen Büsching, der damals, noch nicht dreißigjährig, Archivar in Breslau war, aber schon als Literaturwissenschaftler einen guten Ruf genoß<sup>2)</sup>, mit dem Abdruck zuvorgekommen war, bedeutete für die Brüder Grimm einen harten Schlag, zumal als sie, die der Meinung gewesen waren, ihnen werde das zumindest mit dem Fischermärchen gelingen, die Erfahrung machen mußten, daß ihr Text verdorben, der seinige aber richtig war<sup>3)</sup>. Demgemäß war es unrichtig, daß sie 1812 in der Vorrede schrieben: „Aus der neuesten Büschingischen“ (Sammlung) „war für uns nichts zu nehmen“, und so ist denn auch diese Kritik, wenn sie eine solche sein sollte,

<sup>1)</sup> Über A. L. Grimm hat Gustav Allgayer 1831 in einer (Heidelberger) Dissertation gehandelt; über seine Mitarbeit am Wunderhorn s. die Anmerkung zu unserm 5. Märchen.

<sup>2)</sup> S. über ihn die Allgemeine Deutsche Biographie, III, 645 f.

<sup>3)</sup> S. die Anmerkung zu unserm 5. Märchen.

späterhin weggefallen. Brieflich hat sich Wilhelm über Büschings Buch mit halber Anerkennung geäußert; Jacob aber, der ihn „friedlicher“ (als Friedr. Heinr. von der Hagen), „allein auch sehr beschränkt“ nannte und ihm mit dem Kinder- und Hausmärchen „einen ärgerlichen Streich“ zu spielen gedachte, fand seine Sammlung „entsetzlich mager“, weiter, sofern er andere ausschrieb, „tadelhaft“, und für ihn war „die lächerliche Einleitung, wie er zum Märchenwesen gekommen, eine böse Nachahmung der göthischen Selbstbiographie“<sup>1)</sup>. Goethe allerdings scheint das Büsching nicht übelgenommen zu haben; jedenfalls hat er ihm seine Anteilnahme an dem Buche zeigen wollen, indem er Riemer beauftragte, ihn auf eine Reihe von Märchenmotiven aufmerksam zu machen. Ein solches Schreiben aber hat Büsching wohl nicht erhalten; eine Wirkung wenigstens läßt sich nicht feststellen, da die Auflage seiner Volks-Sagen von 1820 nur eine Titelaufgabe ist<sup>2)</sup>.

Die Märchen Von den Fischer un syne Fru und Von den Nachandelboom, die Runge im Januar 1806 niederschrieb, die also um sieben Jahre älter sind als der erste Druck des ersten Bandes der Kinder- und Hausmärchen, hätten wir unbedenklich abdrucken können, und sie hätten in ihren ursprünglichen Texten zu seinen Glanzstücken gehört; das wäre aber nur von einem gewissen Justamentstandpunkte möglich gewesen, der uns auch berechtigt hätte, z. B. das Märchen Forinde und Foringel zu übernehmen, das sich zuerst 1779 in Heinrich Stillings Jugend findet,

<sup>1)</sup> Reinhold Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen, III, 1904, 206, 215 f., 219; f. auch Jacob Grimms Vorrede zu den Deutschen Sagen, 1816, XXIII (<sup>2</sup>, 1865, I, XVIII f., <sup>3</sup>, 1891, I, 15 f.).

<sup>2)</sup> Albert Wesselski in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXVI, 41—43.



also ebenso ein deutsches Märchen aus der Zeit vor dem Buche der Brüder Grimm ist. Aber wozu Märchen bringen, die in dem Grimmschen Volks- und Kinderbuch stehen, das jeder Deutsche kennt oder doch kennen sollte? Uns hat es schon herzlich gefreut, daß uns die Brüder nicht auch das Erdkühlein weggenommen haben, das ihnen wie durch ein Wunder entgangen ist; denn in der deutschen Literatur der zwei folgenden Jahrhunderte haben wir einfach nichts finden können, was sich in den Rahmen dieses Buches gefügt hätte: Gespenstergeschichten, Erzählungen von Heiligen und vom Teufel, Abenteuer mit Hexen, sonstige Märlein, Schwänke und Schnurren in Hülle und Fülle, nur keine Märchen, und fand sich schon etwas, das eben noch angegangen wäre, so hatten es die Brüder Grimm schon übernommen gehabt, entweder zur Gänze für den Hauptteil ihrer Sammlung oder für die Anmerkungen im Auszuge.

Mehrere von den Büchern, aus denen wir geschöpft haben, sind außerordentlich selten: sie wurden gelesen und wieder gelesen, bis sie zerlesen waren und blattweise im Herdfeuer endeten; der Altbücherhandel ist nicht imstande, sie aufzutreiben, und eine öffentliche Bibliothek, die sie alle miteinander besäße und dem Forscher zur Verfügung stellen könnte, gibt es nicht. Trotz diesen Schwierigkeiten hoffen wir, daß uns das Trachten, jeweils die ältesten und die besten Texte heranzuziehen, zumeist gelungen sein wird. Geändert haben wir nur in dem Erdkühlein, von dem ein wortwörtlicher Nachdruck manchem Leser die Freude daran verkümmert hätte; ansonsten haben wir dann und wann das längere bezügliche Fürwort, wenn es sich nach dem heutigen Geschmacke allzu sehr häufte, durch das kürzere ersetzt. Die Anmerkungen an dem Schlusse des Bandes versuchen, den einzelnen Märchen oder den sie tragenden Motiven und Zügen die Plätze an-

zuweisen, die ihnen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zukommen; weiter wollen sie dem Leser die Möglichkeit geben, den Verbindungen nachzugehen, die zwischen manchen dieser Märchen und solchen der Brüder Grimm der Volksmund hergestellt hat, und sich solcherweise einen Begriff von der Rolle zu machen, die der Volksmund als Vermittler des volkstümlichen Erzählguts gespielt hat, spielt und spielen wird.

Die Aufzeichnungen aus dem Volksmunde freilich, die den Brüdern Grimm durch ihre Sammler zukamen, waren nicht nur in der Art der Erzählung, sondern auch in dem innern Aufbau der Geschichten, in der Verbindung der Grundzüge keineswegs so, daß sie hätten entzücken können: vergleicht man die Mitteilungen davon, die die Brüder ihrem Freunde Clemens Brentano gemacht haben, mit den ihnen entsprechenden Märchen, die die erste Ausgabe des ersten Bandes der Kinder- und Hausmärchen brachte, so erkennt man, daß schon hier, obwohl auch Wilhelm damals noch die unbedingte Treue gegenüber der Überlieferung vertrat, viel geleistet worden ist, um die Märchen so wiederzugeben, wie sie die schlichten Erzähler wiedergeben zu können gewünscht hätten; vergleicht man aber diese Märchen der ersten Ausgabe mit dem, was in den spätern Auflagen nach und nach aus ihnen geworden ist, so bewundert man immer von neuem die dichterische Sicherheit, mit der Wilhelm aus den sich nun häufenden volksmündlichen Fassungen das Beste und aus der Literatur, der sie letzten Endes allesamt entstammten, das, weil allgemein menschlich, schlechthin Gute holte und alles zu klarer Einheit ordnete. In dieser ihrer Schönheit, gehoben noch durch die immer schlichter werdende Sprache, traten dann die Kinder- und Hausmärchen denselben Weg, den die ins Land ge-

drungenen oder gerufenen fremden Märchen zurückgelegt hatten, in der umgekehrten Richtung an, aber auch zu Wölfen und in Erdstriche, wohin die andern noch nicht gelangt waren oder vielleicht nie gelangt wären, allenthalben anheimelnd und darum anregend und befruchtend.

Indem nun dieses unser Buch an der Hand von gewissenhaft gewählten Beispielen ohne Beschönigung, Verschwarzung und Verhehlung zeigt, wie das deutsche Märchen in der Zeit vor den Befreiungskriegen beschaffen war und was das Volk in all seinen Schichten von ihm heischen zu dürfen glaubte, wenn es sich seiner annehmen sollte, ist daraus eine Art Hauptbuch geworden, dem entnommen werden kann, was aus der Fremde bezogen und was aus dem Eigenen geschaffen worden ist: da stehen denn den zahlreichen Posten auf den Soll-Seiten auf den Haben-Seiten nur wenige gegenüber, und ein Ausgleich wäre nur herzustellen gewesen, wenn wir auch die keineswegs kleinen Guthaben, die schon von den Brüdern Grimm eingezogen worden sind, hätten eintragen wollen. Trotzdem kann es jeder Deutsche mit Stolz und Genugthuung aufschlagen und durchblättern; denn seither haben wir nicht nur, wie redliche Kaufleute, alles, was wir einst aufgenommen haben, mit Zins und Zinseszins zurückerstattet, sondern überdies noch das eigene Gut mit immer vollen Händen verstreut, gleich als ein Verschwender, dem unverfälschte Schätze zu Gebote stehn.

Deutsche Märchen  
vor den Brüdern Grimm





## Das Erdkühlein

**E**in guter armer Mann hatt ein Frau und von ihr zwei Töchterlein, und ehe die selbigen Kindlein, deren das kleinere Margaretlein und das größere Annelein hieß, erwachsen waren, starb ihm die Frau, und derhalb nahm er ein andere. Nun warf die selbig Frau einen Neid auf das Margaretlein und hätte gerne gewollt, daß es tot wäre gewesen, doch es selbst umzubringen däucht sie nicht gut, und so zohe sie mit Listen das älter Maidlein an sich, daß es ihr hold und der Schwester feind ward.

Und einmal begab sich, daß die Mutter und die älter Tochter beieinander saßen und beratschlagten, wie sie ihm doch tun wollten, daß sie des Maidleins abklämen, und beschloffen endlich, daß sie miteinander wollten in den Wald gehen und das Maidlein mitnehmen, und in dem Wald wollten sie das Maidlein verschicken, daß es nicht mehr zu ihnen kommen könnte.

Nun stand das Maidlein vor der Stubentür und hörte alle die Wort, so sein Mutter und Schwester wider es redten und Ursach zu seinem Tod suchten; da war es sehr betrübt, ohn alle Ursach so jämmerlich zu sterben und von den Wölfen zerrissen zu werden. Und also betrübt ging es zu seiner Dotten oder Götzel, die es aus der Lauf gehoben hatte, und klaget ihr die große Untreu und tödliche, mörderische Urteil, so über sie von der Schwester und Mutter geschehen. Nun wohlhan, sprach die gut alt Frau, mein liebs Kind, die weil dein Sach ein solche Gestalt hat, so gang hin und

nimm Sägmehl und, wenn du deiner Mutter nachgehst, streue es vor dir anhin! Laufen sie hernach schon von dir, so geh du der selbigen Spur nach, so kommst du wieder heim.



Die gut Tochter tat, als ihr die alt Frau befohlen hatt. Und wie sie hinaus in den Wald kam, setzt sich ihr Mutter nieder und sagt zum ältern Maidlein: Komm her, Annelein, und such mir ein Laus! So geht dieweil das Gretlein hin und klaubt uns drei Bürden Holz; so wollen wir an diesem Ort sein warten, darnach gehn wir miteinander heim.

Mun das gut arm Töchterlein zohe hin und streuet vor ihm anhin das Sägmehl (denn es wohl wußt, wie es ihm gehn würde) und sammelt drei Bürden Holz. Und als es die gesammelt, nahm es sie auf den Kopf und trug sie an das End, da es sein Stiefmutter und Schwester gelassen hatt. Als es aber dar kam, fand es sie nicht; behielt doch seine drei Büschlein auf dem Kopf, zohe seinem gemachten Weg nach wieder heim und warf die drei Büschlein ab.

Und als es die Mutter ersah, sprach sie zum Maidlein: Annelein, unser Tochter ist wieder kommen, und all unser Kunst hat uns gefehlet. Darum wollen wir morgen an ein ander Ort gehen und das Maidlein aber von uns schicken; so wird es nicht mehr mögen heim kommen, so sind wir hernach sein ledig.

Nun hatt das gut Margretlein diese Wort abermals gehört, lief wieder zu seiner Götzel und zeigt ihr die Handlung an. Wohl an, sprach die Frau, ich siehe wohl, daß sie dir nach deinem Leben stellen und nicht Ruh haben werden, bis sie dich umbringen. Darum so geh jetzt hin und nimm Spreu und streu die abermals vor dir hin, wie du mit dem Sägmehl getan hast! So kannst du wieder heim kommen.

Als nun das Maidlein wieder heim kam, sagt sein Mutter: Kommet her, Gretlein und Annelein! Wir wollen gehn in den Wald. Das älter Maidlein, als das um alle Sach gar wohl wußt, auch Hilf und Rat darzu getan hatte, zoge ganz fröhlich, Gretlein hergegen ganz traurig hinaus. Und als sie in den Wald kamen, setzt sich die böß, arglistig, zernichtig Frau nieder und sagt zum Annelein: Komm her, Annelein, und fah mir ein Laus! So geht das Gretlein hin und suchet dieweil jeglichem ein Bürde Holz; darnach gehn wir wieder heim.

Das arme Gretlein ging hin und suchet Holz, und ehe es wieder kam, war sein Mutter und Schwester hinweg. Nun ging das gut Gretlein mit seinem Holz der Spreu nach, bis es wieder heim kam. Und als es von seiner Mutter gesehen ward, sagt sie zum Annelein: Unser elend Maidlein kommt wieder. Nun wollen wir sehen, wie wir sein abkommen, und sollt es uns etwas Groß kosten. Und wir wollen morgen wieder in den Wald; da wollen wir sehen, daß es dahinten bleib.



Solche Red hatte das Maidlein abermals gehört und ging zum drittenmal zu seiner Basen, fraget die Mats, wie es ihm doch tun sollte. Nun wohlan, liebs Kind, sagt die Frau, so geh hin und nimm Hanffamen, säe den vor dir anhin, darnach geh dem selbigen nach wieder heim!



Das gut Maidlein zoge abermals mit seiner Mutter und Schwester in den Wald und säet den Hanffamen vor hin. Nun sagt die Mutter abermals, wie sie vor zweimal gesagt hatte: Annelein, such mir ein Laus! So muß das Gretlein Holz suchen.

Das arm Gretlein zohe hin und suchet Holz, gedacht dabei: Bin ich vor zweimal wieder heim kommen, so will ich das drittmal auch wieder heim kommen. Und als es das Holz gesucht und wieder an das Ort kam, da es sein Mutter gelassen, waren sie aber hinweg. Und als das arm Maidlein seinem Weg nach wollte heim gehn, da hatten die Vögel den Samen allensammen aufgefressen. Ach Gott, wer war trauriger denn das arm Maidlein! Den ganzen Tag im Wald umlief zu weinen und schreien und Gott sein Leid zu klagen, konnt kein Weg finden, dadurch es möchte aus dem Wald kommen, war auch in den Wald so fern hinein kommen, da ohne Zweifel nie kein Mensch gewesen. Als nun der Abend herzu kam und das arm verlassen Maidlein an aller Hilf verzweifelt hatte, stieg es auf ein sehr hohen Baum, zu besichtigen, ob es doch irgendein Stadt, Dorf oder Haus ersehen möcht, darein es gange,

damit es nicht also jämmerlich den wilden Thieren zur Speis gegeben würde. In solchem Umsehen begab sich, daß es ein kleins Räuchlein ersah; stiege behend ab dem Baum und ging demselbigen Rauch zu und kame in wenig Stunden an das Ort, da denn der Rauch ausginge. Das war ein kleines Häuslein, darin niemand wohnet denn nur ein Erdkühlein.

Das Maidlein kam vors Türlein und klopfet an, begehrt, man sollte es einlassen. Das Erdkühlein antwort: Ich laß dich wahrlich nicht herein, du verheißest mir denn, dein Lebtag bei mir zu bleiben und mich nimmermehr zu vermären und zu verraten! Das gelobt ihm das Maidlein, und alsbald ward es von dem Erdkühlein eingelassen. Und das Erdkühlein sagt: Wohlan, du darfst nichts tun, als mich des Abends und Morgens melken. Dar nach issest du die selbig Milch von mir, so will ich dir Seiden und Sammet genug zutragen: darvon mach dir schöne Kleider, wie du sie begehrest! Gedenk aber und siehe, daß du mich nicht vermärest! Wann schon deine eigne Schwester zu dir kommt, so laß sie nicht herein, damit ich nicht verraten werd, daß ich an diesem End sei! Sonst hätt ich das Leben verloren. — Ging nach solchen Worten an sein Weide und brachte dem Maidlein des Abends, wann es heim kam, Seiden und Sammet, darvon sich das gut Gretlein so schön kleidet, daß es sich wohl einer Fürstin hätt vergleichen mögen.

Als sie nun bis in das ander Jahr also beieinander gewest waren, begab sich, daß dem größern Maidlein, so daheim blieben war und das jung Gretlein, sein Schwesterlein, ohn alle Schuld hatt helfen in das Elend verjagen, in Gedanken kam und gedenken warde, wie es doch seinem Schwesterlein gehen möchte, das sie hatt helfen ins Elend

verjagen; kläglich anhub zu weinen und die große Untreu zu bedenken, die sie ihr ohn alle Schuld bewiesen hatt, in Summa in ein solchen Neuen kam, daß sie nicht mehr bleiben konnt oder mocht, sondern sehen wollt, ob sie doch irgendein Weinlein von ihrem Schwesterlein finden möcht, damit sie das selbige heim trüge und es in Ehren hielte.

Und eins Tags ging sie morgens früh hinaus in den Wald und suchte und trieb solch Suchen mit kläglichem Weinen so lang, bis sie sich im Wald ganz und gar vergangen und verirret hatt und nun die finster Nacht ihr auf dem Hals lag. Wer war da trauriger denn das Annelein? Da ward es gedenken, daß es solches wohl an seiner Schwester verdient hatte, kläglich weinet, Gott um Gnad und Verzeihung anrufet und bate. Doch war da nicht lang zu warten oder zu klagen, sondern stieg zunächst auf ein sehr hohen Baum, zu besichtigen, ob es doch irgendein Haus sehen möcht, darin es über Nacht bliebe, damit es nicht also jämmerlich von den wilden Tieren zerrissen würde. Und in solchem Umsehen ersah es ein Rauch aus dem Häuslein gehn, darin sein Schwester war; von Stund an dem Haus zu nahet, nicht anders meinet, denn daß es eines Hirten oder Waldbruders Häuslein wäre.

Und als es zu dem Haus kam, klopfet es an; da es bald von seiner Schwester, wer da wäre, gefragt ward. Ei, sprach das Annelein, ich bin ein armes Maidlein und in dem Wald verirret und bitte, daß man mich durch Gottes Willen über Nacht behalte. Das Gretlein sahe durch ein Spältlein hinaus und erkannte, daß es sein untreue Schwester war; bald anhub und sprach: Wahrlich, liebs Maidlein, ich darf dich nicht herein lassen; denn es mir verboten ist. Wann sonst mein Herr kam und ich jemand Fremdes hätte einher gelassen, so würd er mich schlagen.

Darum ziehe fort! Das arm Maidlein wollt sich nicht lassen abreden noch vertreiben, sondern mit Bitten seinem unerkannten Schwesterlein anlag, daß es ihm die Thür aufthät und es hinein ließ.

Und als es hinein kam, erkannt es sein Schwester, fing an heiß zu weinen und Gott zu loben, daß es sie noch lebendig funden hatt, nieder auf seine Knie fiel und sie bat, daß sie ihm verzeihen sollt alles das, so es wider sie getan. Darnach sie freundlich bat, daß sie ihr doch sagen wollt, wer bei ihr wär, daß sie so schön und wohl gekleidet ginge. Das gut Gretlein, dem verboten war, zu sagen, bei wem es wäre, mancherlei Ausred erfand und hervor zohe; denn einmal sagt es, es wär bei einem Wolf, das andermal, bei einem Bären. Welches alles das Annelein nicht glauben wollt, dem Gretlein, seinem Schwesterlein, süß zuredet, ihr die Wahrheit zu sagen. Und das Maidlein auch (wie denn aller Weiber Brauch und Gewohnheit ist, daß sie mehr schwätzen, als ihnen befohlen ist) sehr kläffig war und zu seinem Schwesterlein sagt: Ich bin bei einem Erdkühlein. Aber lug, verrat mich nicht!

Als solches das Annelein höret, welches seiner Untreu an der Schwester noch kein Genügen getan hatt, bald sagt: Wohlan, führ mich wieder auf den rechten Weg, damit ich heim komme! Das tat das Gretlein bald. Und da mein guts Annelein heim kame, sagt es seiner Mutter, wie sie ihr Schwester bei einem Erdkühlein funden hätte und wie die so köstlich gekleidet ginge. Wohlan, sprach die Mutter, so wollen wir die zukünftig Wochen hinaus ziehen und das Erdkühlein samt dem Gretlein heim führen; so wollen wir das Kühlein mehgen und essen.

Alles das wußt das Erdkühlein wohl, und als es des Abends spät heim kam, sagt es weinend zum Maidlein:

Ach, ach, mein allerliebste Gretlein, was hast du getan, daß du dein falsche Schwester hast eingelassen und ihr gesagt, bei wem du bist? Und nun siehe, dein zernichte Mutter und Schwester werden die zukünftig Woche heraus



Kommen und mich und dich heim führen. Mich werden sie mehgen und essen, dich aber bei ihnen behalten, da du übler gehalten werden wirst denn vor nie.

Nach solchen Reden stellt sich das Erdkühlein so kläglich, daß das arm Maidlein anfing zu weinen und vor Traurigkeit vermeint zu sterben, sehr gereuen ward, daß es sein Schwester hatt eingelassen. Doch tröstet es das Erdkühlein und sprach: Nun wohlan, liebs Maidlein, dieweil es je geschehen ist, so kann es nicht wieder zurück getrieben werden. Darum tu ihm also: Wann mich der Metzger jetzt geschlagen hat, so stand und weine! Wann er dich dann fragt, was du willst, so sprich: Ich wollt gern meins Kühleins Schwanz. Den wird er dir geben. Wann du den hast, so fahe aber an zu weinen und begehre das ein Horn von mir! Wann du das selbig auch hast, so weine aber! Wann man dich dann fragt, was du willst, so sprich: Ich wollt gern meins Kühleins Schühlein. Wann du das hast, so geh hin und setz den Schwanz in die Erden, auf den Schwanz das Horn, und auf das Horn setz das Schühlein

und geh nicht darzu bis an den dritten Tag! Und am dritten Tag wird ein Baum daraus worden sein; der selbig wird Sommer und Winter die schönsten Apfel tragen, die ein Mann je gesehen hat. Und niemand wird sie können abbrechen denn du allein, und durch den selbigen Baum wirst du zu einer großen mächtigen Frauen werden.

Als man nun das Rühlein schlachtet, stund das Margaretlein und begehret die Ding alle, wie ihm sein Rühlein befohlen hatt, und die warden ihm auch geben. Und es ging hin, steckets in die Erden, und am dritten Tag war ein schöner Baum daraus gewachsen.

Nun begab sich, daß ein gewaltiger Herr vorbei ritte; der selbige führte sein Sohn mit ihm, der das Fieber oder kalt Wehe hatte. Und als der Sohn die schönen Apfel sahe, sprach er: Mein Herr Vater, lassen mir Apfel bringen von diesem Baum; mir ist, ich würde gesund darvon werden. Von Stund an rufet der Herr, man sollt ihm Apfel bringen, er wollt sie teuer genug bezahlen.

Die älter Tochter ging zunächst zum Baum und wollt Apfel darvon brechen. Da zogen sich die Ast allesammen in die Höhe, also daß sie keinen erlangen mocht. Da ruft sie der Mutter und sprach, sie sollte Apfel abbrechen und sie dem Herren geben; als aber die arge Frau Apfel abbrechen wollt, zogen sich die Ast noch viel höher auf. Der Herr hatt das alles wohl gesehen und verwundert sich heftig.

Und zulezt kam das Margretlein zum Baum, Apfel zu brechen, zu dem sich die Ast neigten und es willig Apfel abbrechen ließen; das verwundert den Herren noch viel mehr, und er meinet, sie wäre vielleicht ein heilige Frau, beruft sie und fraget sie des Wunders. Dem die gut Tochter die ganze Handlung, was sich ihrer Mutter, Schwester

und des Erdkühleins halber verlaufen hatt, von Anfang bis zu End anzeiget.

Der Herr, als er die Sach vernommen hatt, fraget die Jungfrau, ob sie mit ihm darvon wollt. Das war die gut Tochter wohl zufrieden, grub ihren Baum aus und setzt sich samt ihrem Vater auf den Wagen zu dem Herren; von dem wurden sie freundlich und ehrlich empfangen, fuhren hin und ließen ihr schalkhaftige Mutter und Schwester sitzen.



## Fünfe kommen durch die ganze Welt

Zwischen Julius, Luise, Philippine, Krönchen und Leopold, die allesamt nette junge Menschen sind, ist ein Pfänderspiel im Gange

Julius: Was soll das Pfand tun?

Luise: Es soll eine rechte große, abscheuliche Lüge erzählen, so groß, daß man sie mit Händen greifen kann.

Julius: Nun, Sie haben gewiß eine im Schubsack; also geben Sie sie nur zum besten; da ist Ihr Ohrring!

Luise: Ich muß es nur gestehen; gestern Abend kam ich eben dazu, weil unsre Ruhme eine erzählte, eine rechte dicke, derbe Lüge, und mein kleiner Bruder, der hörte da so andächtig zu und glaubte alles steif und fest. In Bremen ist einmal ein Kerl gewesen, ein — S, wie heißt man ihn nur gleich? — einer, der sich mit aller Welt herum schlägt; auf den Degen und auf die Faust —

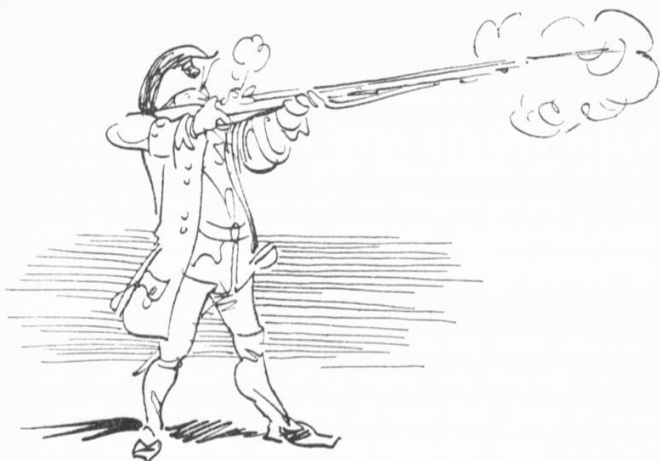
Leopold: Ein Renommist!

Luise: Ach nicht doch —, es ist ein deutscher Name —

Julius: Ein Klopffechter!

Luise: Recht, recht, ein Klopffechter. Der ist so geschickt gewesen, daß ers mit vierundzwanzig aufgenommen hat, und hat sie alle miteinander blessiert, und es hat ihm keiner was anhaben können. Der geht weg von Bremen, und will in der Welt herumreisen, um seinesgleichen zu suchen. So wie er vors Thor kommt, sieht er einen Kerl da stehn mit der Flinte, der hat eben angelegt und will losschießen. Der Klopffechter fragt ihn, wornach er denn ziele? Der





Kerl winkt ihm, er solle ihn nicht stören. Indem schießt er los und sagt: Da liegt er! Der Klopffechter fragt: Was denn? — I, ein Sperling, sagt er: da hab ich ihn oben von dem Straßburger Münster weggeschossen!

Philippine: Was ist denn das, der Münster?

Julius (lachend): Nun, die Lüge ist so dick, wie der Münster selber! Der Münster ist ein ganz erstaunend hoher Kirchturm in Straßburg, und Straßburg muß doch wohl von Bremen sechzig bis siebzig Meilen sein.

Luiſe: Nur Geduld; es kommt noch besser! Der Klopffechter spricht also zum Jäger: Höre, du bist mein Mann, laß uns beide zusammen reisen! — Das geschieht. Weil sie eine Ecke gegangen sind, husch, fliegt ein Kerl bei ihnen vorbei, so geschwind wie ein Pfeil. Es währt nicht lange, keine fünf Minuten, ist er wieder da. Der Klopffechter fragt ihn, wo er so geschwind hin gewesen sei. In Rom, sagt er, ich habe da einen Brief hingetragen.

Kröndchen: Nun, wie weit ist denn das wieder?

Julius: Nicht weit, kleine paar hundert Meilen. (Alle lachen.)

Luiſe: Nur Geduld; es kommt noch beſſer! Die beiden ſprechen alſo zu dem Läufer: Höre, du biſt unſer Mann! Willſt du mit uns reiſen? — O ja, ſagt er, warum nicht? — Kurzum, ſie reiſen miteinander weiter. Weil ſie wieder eine Ecke gegangen ſind, kommen ſie an einen großen, großen Wald, der wohl vier, fünf Meilen im Umfange hat. Da ſehen ſie einen Kerl vor ſtehen, der hat einen Strick in Händen. Der Strick geht um den ganzen Wald herum, und ſo wie der Kerl den Strick nach ſich zieht, gehts knacks, knacks, briß, bräß, daß die Bäume alle kreuz und quer übereinanderſtürzen und der ganze Wald, ehe man eine Hand umdreht, da liegt.

Leopold: Nein, das iſt, um ſich ſchwach zu lachen.

Luiſe: Nur Geduld; es kommt noch beſſer! Die drei fragen alſo den Kerl, wer er ſei. Da ſagt er, er ſei Knecht bei dem und dem Oberamtmann, der hab ihn hieher geſchickt, daß er den ganzen Wald umhauen ſolle; das Ding ſei ihm aber zu langweilig geweſen, er hab es alſo ſo gemacht. Kurz, ſie nehmen den auch mit und reiſen weiter. In einer Weile kommen ſie an einen Berg; da ſehen ſie oben drauf wieder einen Kerl ſtehn, der hat ſich in die Seiten geſtemmt und bläſt und puſtet aus Leibeskräften. Sie fragen ihn, was er puſtet. Da ſagt er, es ſeien hier herum ſechſunddreißig Windmühlen, die müſſe er alle zuſammen mit ſeinem Odem im Gange erhalten.

Julius: Nun des Kerls ſeine Lunge hätte ich ſehn mögen!

Leopold: Poß, das muß närrisch gelaffen haben, wie der Kerl ſo da geſtanden hat, und hat gepuſtet!

Julius: Nur weiter, nur weiter, ich kanns kaum erwarten.

Luiſe: Nun den Puſtkerl nehmen ſie denn ganz natürlich auch mit, und ſo reiſen ſie zuſammen nach Mainz.

Julius: Halt, daß wir nur nicht einen vor dem andern vergeſſen: Erſt der Klopffechter, dann der Jäger, dann der Läufer, dann der ſtarke Knecht, dann der Puſtkerl, alſo fünf zuſammen. Nun, was wird?

Luiſe: So wie ſie nach Mainz kommen, das iſt des Morgens früh um zwei, hören ſie, daß der Kurfürſt ſterbenskrank iſt und daß ihm die Doktors ſchon das Leben abgeſprochen haben; er könnte wohl noch gerettet werden, wenn ſie nur ein gewiſſes Kraut kriegen könnten, aber das wachſe bloß in der Schweiz, und dann müßte es auch noch dieſen Vormittag Schlag eilf da ſein, ſonſt wäre alles umſonſt und vergebens. Die fünf Kerle bereden ſich miteinander, wie das Ding zu machen iſt. Kurz, ſie ſchicken aufs Schloß und laſſen dem Kurfürſten ſagen, wenn er ihnen eine rechte gute Belohnung verſpreche, ſo wollten ſie ihm das Kraut verſchaffen. Der Kurfürſt läßt ihnen wider ſagen, wenn ſie das täten, ſo wolle er ihnen ſo viel Geld und Silber geben, als der ſtärkſte Kerl wegtragen könnte. Nun iſts richtig! Mein Monsieur Läufer muß ſich gleich auf den Weg machen, und fort nach der Schweiz. Unterdeſſen ſchlägt es zehn, es ſchlägt halb eilf, es ſchlägt drei Viertel, der Läufer kommt nicht wider. Den Kerln wird angſt; ſie gehen alle geſchwind den Jäger an, weil der ſo gut in die Ferne ſehen kann, der muß auf den Turm ſteigen und muß zuſehen, wo der Läufer ſteckt. Den Augenblick ruft er: Da liegt der faule Dieb und ſchläft, da bei Baſel! Er mag wohl müde geworden ſein von der Reiſe! Aber wart, ich will dich aufwecken! — Gleich kriegt er ſeine Flinte und ſchießt los, dicht neben dem Läufer in die Erde. Der wacht auf vom Schuſſe, und Knall und Fall

auf und fort: eh der Jäger vom Turme ist, steht er schon da und bringt das Kraut. Der Kurfürst nimmt es ein und wird auf der Stelle frisch und gesund. Drauf läßt er ihnen sagen, sie möchten nun jemand schicken, der das Geld abhole! Sie schicken also des Oberamtmanns Knecht. Der geht in die Schatzkammer und macht da alles razenkahl, daß kein Pfennig übrig bleibt; aber daran hat er noch lange nicht genug! Er geht durchs ganze Schloß und packt da alles auf, was ihm nur ansteht, Silbergeschirr und Schmuck und Tischzeug, alles aufgeladen, und weil nichts mehr da ist, geht er seiner Straße. Die fünf ziehen also zum Thor hinaus und wollen ihr Glück weiter versuchen. Aber sie sind noch keine Meile von der Stadt weg, sieh da, so sehn sie zwei Regimenter Soldaten marschirt kommen, die ihnen der Kurfürst nachgeschickt hat, damit sie ihnen das Geld wieder abnehmen sollen. Nun ist guter Rat teuer! Der Klopffechter sagt: Wenns vierundzwanzig wären, wollt ichs wohl mit ihnen aufnehmen, aber zwei Regimenter, das ist zuviel! Der Jäger sagt: Wenns einer wäre, wollt ich ihn wohl treffen, aber wie kann ich zwei Regi-



menter tot schießen? Der Läufer sagt: Ich will wohl fort kommen, ich kann mich auf meine Füße verlassen, aber wie solls mit euch werden? Der Knecht sagt: Wenn ich nur meinen Strick hier hätte, so wollt ich sie alle miteinander umreißen, aber so kann ich nichts! Endlich kam der Pustkerl und sagte: Laßt euch nicht bange sein, ich stehe euch für alles! — Was hat er zu tun? Er läßt die beiden Regimenter ganz nahe kommen, dann stellt er sich mitten hin vor sie und fängt wieder an zu pusten: wie der Blitz sind die Soldaten über alle Berge, und man weiß bis diese Stunde nicht, wo sie hingestoben oder geflogen sind. (Alle lachen.)

Julius: Mein, so was von Lüge hab ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Luise: Es ist nur gut, wenn man sie so mit Händen greifen kann, wie die!



## Die P adde

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne; es lebte aber auch damals eine alte Frau, die hatte nur ein Töchterlein, das Petersilie hieß. Der König schickte seine Söhne aus, um sich in der Welt umzusehen, seine und fremde Lande kennen zu lernen, um so weise genug zu werden, dereinst ihr Erbteil beherrschen zu können; die alte Frau aber lebte stille und eingezogen mit ihrem Töchterlein, das den Namen davon hatte, daß es Petersilie lieber als alle andere Speise aß, ja einen rechten Heißhunger darnach hatte. Die arme Mutter hatte nicht Geld genug, immer und immerfort Petersilie für die Tochter zu kaufen, und es blieb ihr daher nichts übrig, da das Töchterlein gar zu schön war und sie auf keine Weise ihrer Schönheit nachtheilig sein wollte, als nächtlich aus dem Garten des gegenüberliegenden Jungfrauenklosters die schönsten Petersilienwurzeln zu entwenden und das Töchterchen damit zu füttern. Das Gelüst der schönen Petersilie war nicht unbekannt, eben so wenig blieb der Diebstahl verborgen, und die Abtissin war über ihre schöne Nachbarin nicht wenig erzürnt.

Die drei Prinzen kamen auf ihrer Wanderung auch in das Städtchen, wo Petersilie mit ihrer Mutter wohnte, und gingen gerade durch die Straße, als das schöne Mägdlein am Fenster stand und ihre langen, wunderprächtigen Haare kämmte und flocht. Entzündet von Liebe, stieg in einem jeden der Wunsch auf, die Schöne zu besitzen, und

kaum war der Wunsch über die Lippen gekommen, als auch ein jeglicher, in blinder Eifersucht, seinen Säbel zog und auf seinen brüderlichen Mitbewerber losging. Der Kampf ward nicht wenig heftig, auch die Abtiffin trat an die Pforte, und kaum hatte die fromme Frau gehört, daß ihre Nachbarin die Ursache sei, als aller Grimm, früherer und späterer, sich in ihr zu der Verwünschung sammelte: sie wünschte, daß Petersilie in einen häßlichen Frosch verwandelt werde und unter einer Brücke am entferntesten Ende der Erde sitze. Kaum ausgesprochen, ward Petersilie ein Frosch und war verschwunden. Die Prinzen, die nun keinen Gegenstand des Kampfes hatten, steckten ihre Degen ein, umarmten sich wieder brüderlich und zogen heim zu ihrem Vater.

Der alte Herr merkte indessen, daß er stumpf und schwach in den Regierungsgeschäften ward, und wollte daher das Reich abtreten; aber wem? Dazu konnte sich sein väterliches Herz nicht entschließen, unter den drei Söhnen zu wählen; das Schicksal sollte es bestimmen, und er ließ sie daher vor sich kommen. Meine lieben Kinder, sprach er, ich werde alt und schwach und will meine Regierung niederlegen, kann mich aber nicht entschließen, einen von euch zu wählen, da ich euch alle drei gleich zärtlich liebe und denn doch auch dem Besten und Klügsten von euch mein Volk übergeben wollte. Ihr sollt mir daher drei Aufgaben lösen, und wer sie mir löst, der soll mein Erbe sein. Das erste ist: ihr müßt mir ein Stück Leinwand von hundert Ellen bringen, das man durch einen goldenen Ring ziehen kann. — Die Söhne verneigten sich, versprachen ihr Möglichstes zu tun und machten sich auf die Reise.

Die beiden ältern Brüder nahmen viel Gefolge und viel Wagen mit, um alle die schöne Leinwand, die sie finden

würden, aufzuladen; der jüngste ging ganz allein. Bald kamen drei Wege, zwei lustig und trocken, der dritte düster, feucht und schmutzig. Die beiden ältern Brüder nahmen die beiden ersten Wege; der jüngste nahm Abschied von ihnen und schlenderte den düstern Weg entlang. Wo nur schöne



Leinwand war, besahen sie die ältern Brüder und erstanden sie, ihre Wagen krachten unter der Last, und wo nur irgend der Ruf sie hinwies, dahin eilten sie auch und kauften; sie kehrten reich versehen zurück. Der jüngste dagegen ging mehrere Tagereisen auf seinem unwirtlichen Wege fort, nirgend wollte ihm ein Ort erscheinen, in dem er auch nur eine erträglich feine Leinwand gefunden, und so reiste er lange und ward immer mißmutiger.

Einſt kam er an eine Brücke, ſetzte ſich an dem Rande nieder und ſeufzte recht tief über ſein böſes Schickſal. Da kroch eine mißgeſtaltete Paddel aus dem Sumpf hervor, ſtellte ſich vor ihn und fragte, mit nicht ganz übel tönender Stimme, was ihm denn fehle. Der Prinz, unwillig, antwortete: Frosch, du wirſt mir nicht helfen. — Und doch,



erwiderte der Frosch, sagt mir nur Eure Leiden. — Nach mehreren Weigerungen erklärte endlich der Prinz die Ursache, warum ihn sein Vater ausgesendet habe. Dir soll geholfen werden, sagte die Paddel, kroch in ihren Sumpf zurück und zerrte bald ein Lappchen Leinwand, nicht größer als eine Hand und nicht eben zum saubersten aussehend, hervor, das sie vor den Prinzen niederlegte und ihm andeutete, das solle er nur nehmen. Der Prinz hatte gar keine Lust, ein so übel scheinendes Lappchen anzunehmen, doch lag etwas in den Zuredungen der Paddel, das ihn bereitwillig machte, und er dachte: Etwas ist doch besser als gar nichts, steckte daher sein Lappchen ein und empfahl sich dem Frosche, der mühsam sich wieder in das Wasser schob.

Je weiter er ging, je mehr merkte er zu seiner Freude, daß ihm die Tasche, in die er das Lappchen gesteckt hatte, immer schwerer ward, und er wanderte daher mutvoll auf den Hof seines Vaters zu, den er auch in kurzem erreichte, als eben auch seine Brüder mit ihren Frachtwagen wieder anlangten. Der Vater war erfreut, seine drei Kinder wieder zu sehen, zog sogleich seinen Ring vom Finger, und die Probe begann. Auf all den Frachtwagen war auch nicht ein Stück, das nur zum zehnten Teile durch den Ring gegangen wäre, und die beiden ältern Brüder, die erst ziemlich spöttisch auf ihren Bruder, der ganz ohne alle große Vorräte gekommen war, sahen, wurden ziemlich kleinlaut. Wie ward ihnen zu Mute, als er aus seiner Tasche ein Gespinnst zog, das an Zartheit, Feinheit und Weiße alles übertraf, was man je gesehen hatte! Es wallte in glänzenden Lagen und ging nicht allein höchst bequem durch den Ring durch, man hätte wohl noch ein Stück zu gleicher Zeit durch den Ring ziehen können, und dennoch gab das Maß richtige hundert Ellen.

Der Vater umarmte den glücklichen Sohn, befahl die unbrauchbare Leinwand ins Wasser zu werfen und sagte dann zu seinen Kindern: Nun, ihr lieben Prinzen, müßt ihr die zweite Forderung erfüllen; ihr müßt mir ein Hündlein bringen, das in eine Nusschale paßt. Die Söhne waren über eine so wunderbare Aufgabe nicht wenig erschrocken, aber der Reiz der Krone war zu groß, sie versprachen auch dies zu erfüllen zu suchen und wanderten nach wenig Tage Ruhe wieder aus.

Am Scheidewege trennten sie sich; der Jüngste ging seinen feuchten, unscheinbaren Weg, er hatte schon bei weitem mehr Mut. Kaum hatte er einige Zeit an der Brücke geseffen und wieder geseufzet, so kroch auch die Padde wieder hervor, setzte sich ihm, wie das erstemal, gegenüber, öffnete den weiten Mund und fragte, was ihm denn fehle. Der Prinz setzte diesmal keinen Zweifel in die Macht der Padde, sondern gestand ihr gleich sein Bedürfnis. Dir soll geholfen werden, sagte wiederum die Padde, kroch in den Sumpf und brachte ein Haselnüßlein hervor, legte es ihm vor die Füße, sagte ihm, er solle es nur mitnehmen und seinen Herrn Vater bitten, die Nuß sauber aufzuknacken, das andere werde er schon sehen. Der Prinz ging vergnügt fort, und die Padde schob sich wieder mühsam in das Wasser hinab.

Daheim waren die Brüder auch schon zu gleicher Zeit angekommen und hatten eine große Menge sehr zierlicher Hündlein mitgebracht. Der alte Vater hatte eine beträchtlich große Walnußschale bereit und schob jedes Hündlein hinein, aber die hingen bald mit den Vorderfüßen, bald mit dem Kopf, bald mit den Hinterfüßen, bald ganz über die Walnußschale fort, so daß gar nicht daran zu denken war, daß ein Hündlein hineingepaßt hätte. Als nun kein

Hund mehr zu proben übrig war, überreichte der Jüngste mit einer zierlichen Verbeugung dem Vater seine Haselnuß und bat, sie auf das behutsamste aufzuznacken. Kaum hatte der alte König es getan, als aus der Haselnuß ein wunderkleines und niedliches Hündlein sprang, das gleich auf der Hand des Königs umher lief, mit dem Schwänzlein wedelte, ihm schmeichelte und gegen die andern auf das zierlichste bellte.

Die Freude des Hofes war allgemein, der Vater umarmte wieder den glücklichen Sohn, befahl abermals, die andern Hunde in das Wasser zu werfen und zu ersäufen, und sagte dann zu seinen Söhnen: Liebe Kinder, die beiden schwierigsten Bedingnisse sind nun erfüllt; hört nun mein drittes Verlangen: wer die schönste Frau mir bringt, der soll mein Erbe und Nachfolger sein. Die Bedingung war zu nahe, der Preis zu reizend, als daß die Prinzen nicht sogleich, jeder auf seinem gewohnten Wege, wieder hätten aufbrechen sollen.

Dem Jüngsten war diesmal gar nicht wohl zu Mute. Er dachte: Alles andere hat der alte Frosch wohl erfüllen können, aber nun wirds vorbei sein; wo wird er mir ein schönes Mädchen und noch dazu das schönste herschaffen können? Seine Sümpfe sind fern und breit menschenleer, und nur Kröten, Unken und anderes Ungeziefer wohnt dort. Er ging indessen doch fort und seufzte diesmal aus schwerem Herzen, als er wieder an der Brücke saß. Nicht lange darnach stand die Paddel wieder vor ihm und fragte, was ihm fehle. Ach, Paddel, diesmal kannst du mir nicht helfen; das übersteigt deine Kräfte. — Und doch, erwiderte der Frosch, sagt mir nur Euer Leiden. — Der Prinz entdeckte ihm endlich seine neuen Leiden. Dir soll geholfen werden, sagte wieder der Frosch, gehe du nur voran, die

Schöne wird dir schon folgen; aber du mußt über das, was du sehen wirst, nicht lachen. — Darauf sprang er, wider seine Gewohnheit, mit einem herzhaften Sprunge weit in das Wasser hinein und verschwand.

Der Prinz seufzte wiederum recht tief, stand auf und ging fort; denn er erwartete nicht viel von dem Versprechen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so hörte er hinter sich ein Geräusch; er blickte sich um und sah sechs große Wasserkröten, die, in vollem Trabe, einen Wagen, von Kartensuppe gemacht, hinter sich herzogen. Auf dem Bocke saß eine übergroße Kröte als Kutscher, hinten auf standen zwei kleinere Kröten als Bediente und zwei bedeutend große Mäuse, mit stattlichen Schnurrbärten, als Hei ducken, im Wagen selbst aber saß die ihm wohlbekannte dicke Padde, die, im Vorbeifahren, etwas ungeschickt, aber doch möglichst zierlich, ihm eine Verbeugung machte.

Viel zu sehr in Betrachtungen vertieft von der Nähe seines Glückes und wie ferne er nun sei, da er die schönste Schöne nicht finden würde, betrachtete der Prinz kaum diesen lächerlichen Aufzug; noch weniger hatte er gar Lust, zu lachen. Der Wagen fuhr eine Weile vor ihm her und bog dann um eine Ecke. Wie ward ihm aber, als bald darauf um dieselbe Ecke ein herrlicher Wagen rollte, gezogen von sechs mächtigen, schwarzen Pferden, regiert von



einem wohlgekleideten Kutscher, und in dem Wagen die schönste Frau, die er je gesehen und in der er sogleich die reizende Petersilie erkannte, für die sein Herz schon früher entbrannt war. Der Wagen hielt bei ihm stille, Bediente und Heiducken, aus der Tiergestalt entzaubert, öffneten ihm den Wagen, und er säumte nicht, sich zu der schönen Prinzessin zu setzen.

Bald kam er in der Hauptstadt seines Vaters an, mit ihm seine Brüder, die eine große Menge der schönsten Frauen mit sich führten; aber als sie vor den König traten, erkannte sogleich der ganze Hof der schönen Petersilie den Kranz der Schönheit zu, der entzückte Vater umarmte seinen Sohn, als Nachfolger, und seine neue Schwiegertochter, die anderen Frauen wurden aber alle, wie der Leinwand und den Hündlein geschehen war, ins Wasser geworfen und ersäuft. Der Prinz heiratete die Prinzessin Petersilie, regierte lange und glücklich mit ihr, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.



## Der Riesenwald

Schon seit zehn Jahren hatte der König Johannes auf einen Sohn gehofft, der den Glanz seines Thrones erhalten und noch mehr befestigen möchte; aber alle seine Wünsche, seine Hoffnungen waren umsonst: die sonst so schöne, fluge und tugendhafte Mathilde, seine geliebte Gemahlin, blieb unfruchtbar. Jeder Tag machte das königliche Ehepaar unglücklicher; jeder Abend fand die holde Frau in Tränen, und um ihre Leiden zu vermehren, erhielt der König die Nachricht, daß die Gemahlin seines Bruders von einem Prinzen entbunden sei. Seit dieser Stunde entfloß aller Friede aus der königlichen Burg: hart behandelte er die Liebenswürdigste ihres Geschlechtes, seine Vorwürfe zerrissen täglich ihr Herz mehr, und sie entschloß sich endlich, eine Wallfahrt nach Palästina zu tun und durch prächtige Opfer und demütige Gebete das Herz der heiligen Jungfrau zu erweichen. Sie eröffnete dies kaum ihrem Gemahl, als er auch voller Freuden seine Einwilligung dazu gab und ihr alles zu ihrem Bedarf aufprachtvollste einrichten ließ. Sie bekam ein großes glänzendes Gefolge und königliche Geschenke, und so reiste sie, mit den besten Segnungen ihres alten Gemahls reichlich versehen, schon nach einigen Wochen ab. Glückliche und ohne alle Fährlichkeiten langte sie nach einer langen Reise zu Ende des Jahres in Loretto an. Ihre Schönheit und Demut gewann ihr gleich in den ersten Tagen ihres Aufenthalts aller Herzen, und die schlauen Priester merkten nicht sobald

die kostbaren Geschenke, als man sie auch schon von dem großen Haufen der versammelten Pilger und Pilgerinnen unterschied und ihre frommen Gebete nach allen Kräften unterstützte. Gewöhnlich brachte sie die erste Morgenstunde, ehe noch ein anderer Pilger erwachte, vor dem Bilde der hochgelobten Jungfrau zu. Hier ergoß sie ihr Herz in Seufzern und Tränen, und hier war es, wo ihr die heilige Jungfrau mit sanfter Stimme Erhörung ihrer Bitte versprach. Sie brachte seit dieser Erscheinung auch täglich Abends eine Stunde in der einsamen Kapelle zu und schied mit vielem Kummer von einem jungen Geistlichen, der ihr Begleiter bei den Morgen- und Abendandachten gewesen war. Mit voller Gewißheit, daß ihr Gebet erhört sei, trat Mathilde ihre Rückreise an.

Schon unterwegs empfand sie die Wahrheit der Gewährung; sie reiste daher mit verdoppelter Eile, sandte ihrem Gemahl diese so hochbeglückende Botschaft zum voraus und gebar ein paar Tage nach ihrer Rückkehr in seinen Armen eine Tochter, schön wie der junge Tag und lieblich wie die Morgenröthe. Dieser neue Donner Schlag würde ohnstreitig beide Eltern auf das tiefste gebeugt haben, wenn sie nicht sogleich sich durch die Hoffnung erheitert hätten, ihre Tochter mit dem Sohne ihres Bruders, des Königs Philipp, zu verbinden und so beide Reiche miteinander zu vereinigen. Sobald sie hierüber ganz einverstanden waren, wurde eine Gesandtschaft an König Philipp gesandt, die ihm die Entbindung seiner Schwägerin bekannt machte und zugleich den Antrag tat, diese beiden jungen Kinder miteinander zu verloben. Der König nahm die Gesandten sehr gnädig auf, er beschenkte sie sehr reichlich und gab ihnen ein versiegeltes Schreiben mit, worin er förmlich für seinen Sohn Friedrich um die kleine Aurora

warb. Sobald die gegenseitigen Eltern alles hierzu Erforderliche unter sich abgemacht hatten, herrschte die größte Ruhe in der königlichen Burg, die zärtlichste Liebe und Einigkeit unter dem erhabnen Ehepaare, und die kleine Aurora wuchs ein ganzes Jahr zur größten Zufriedenheit ihrer Eltern auf.

Ach, ein neuer Unfall zerrüttete diese Glückseligkeit auf lange Zeiten! Ohnfern dem Schlosse des Königs Johannes floß ein großer Strom in majestätischen Wellen dahin, seine diesseitigen Ufer waren reizend und einladend, und eine Insel ohnfern dem Ufer, vorzüglich grün und lachend; angenehmer war kein Plätzchen im ganzen Königreich. Oft war der König schon mit seinem Gefolge nach diesem lieblichen Ort auf kleinen Rähnen gefahren; schöner dünkte ihm hier der Gesang der Vögel, süßer dufteten die Blumen, und die kühlenden Lüfte glichen leichten Zephyretten. Das jenseitige Ufer konnte niemand erblicken, die Entfernung war zu groß, und noch hatte es kein Sterblicher gewagt, die Wellen dieses reißenden Stroms mit einem kleinen Fahrzeuge zu durchschneiden; so blieb es unentdeckt, und da die Bewohner diesseits bei sehr hellem Wetter außerordentlich hohe Bäume zu sehen glaubten, so nannten sie es scherzweise den Riesenwald, und lebten unbekümmert um dessen Bewohner ruhig fort.

An einem schönen, wiewohl etwas schwülen Sommertage veranstaltete der König abermals eine kleine Wasserfahrt; er bat die Königin, auch Theil daran zu nehmen, und fand sie um so williger dazu, da er ihr den Vorschlag that, die kleine reizende Aurora und ihre Amme mit einzuschiffen. Gegen Abend begab sich das königliche Ehepaar in ein schön verziertes Fahrzeug, dann folgte in einem zweiten die Amme mit der Kleinen, und so kam das ganze



Gefolge in mehr denn zwanzig Rähnen nach. Sie landeten glücklich und genossen mit vollen Zügen die erquickende Kühlung, die duftenden Schatten dicht verwachsener Bäume. Aber plötzlich mußten sie aufbrechen: der Himmel bezog sich mit düsteren Wolken, aus der Ferne hörte man das Rollen des Donners, der bläuliche Blitz war schon von Zeit zu Zeit sichtbar, und da die Schiffer, des immer stärker werdenden Windes wegen, besorgt waren, so bestieg man rasch die Fahrzeuge und überließ sich etwas ängstlich dem schon unruhig wogenden Strom. Vergebens strengten die Ruderer ihre Kräfte an, vergebens bot der König ansehnliche Belohnungen: noch ehe sie das Ufer erreichen konnten, erhob sich ein fürchterlicher Wirbelwind, der alle Rähne zerstreute, so daß der eine hier-, der andre dorthin flog. Das Fahrzeug des Königs landete zuerst, und nach Verlauf einer Stunde waren alle beisammen; nur das eine, das die Prinzessin und ihre Amme an Bord hatte, fehlte, und die Hofleute versicherten, daß sie das Fahrzeug hätten umstürzen sehen, worauf ihnen die Wiege mit der kleinen Aurora im Nu aus den Augen gewesen sei. Die arme Mutter war besinnungslos vor Schmerz, und der betrübte König wandte jedes Mittel an, um sein geliebtes Kind den Wellen zu entreißen. Ach, alles war umsonst! die tiefe Dunkelheit der Nacht und der immer stärker werdende Orkan machten jedes Rettungsmittel unanwendbar, und der heftige Platzregen nötigte bald jedermann, in seine Wohnung zu flüchten.

Indeß die Stadt und das Schloß vom Jammergeschrei und Wehklagen erscholl, trieb der Wind die Wiege der kleinen Aurora an das jenseitige Ufer, und eine Welle warf sie sonder Schaden ans Land. Wahrscheinlich wäre das süße Kind eine Speise der wilden Tiere geworden,

wenn nicht in eben dem Augenblick die Riesenkönigin Tertulla am Ufer spazieren ging. Sie eilte auf das Geschrei der Kleinen herbei, und da sie und ihr Volk zu der menschenfressenden Gattung gehörten, so schickte sie sich



eben an, ihren Kindern diesen Fund hinzutragen; aber indem sie Aurora genauer betrachtete, öffnete sich ihr Herz dem Mitleid, und das liebliche Lächeln des Kindes gewann ihm vollends Tertullens Herz: sie nahm es in ihre Arme, liebte es und suchte das furchtsame Wesen zu beruhigen, das ängstlich umher blickte, aber weder seine liebenden Eltern, noch seine gute Amme gewahr ward. Sie trug das Kind und seine Betten in ihre Höhle, und als am andern Tage der Riesenkönig mit seinen acht Söhnen von der Jagd zurückkehrte, so bat sie ihn und diese flehentlich um Aurorens Leben, das man ihr um so leichter gewährte, da sie acht Söhne, aber keine Tochter hatte, und von diesem

Augenblick an pflegte sie des Kindes als ihres eignen. Tertulla war zwar ein Riesenweib, aber ein gutes Weib, die nicht am glücklichsten mit ihrem Enaktssohn lebte und die sich in Aurora eine Stütze für ihr Alter zu erziehen glaubte.

Die Kleine lohnte ihr täglich mit tausend Liebkosungen für ihre Mühe und hing so ganz allein an Tertullen, daß diese sie nur dann und wann bereden konnte, ihren Mann und ihre Söhne freundlich zu behandeln. Sie vermochte dies aber nur selten über sie; denn Aurora hatte einen so heftigen Abscheu gegen die Bewohner des Riesenwaldes, daß sie jede Gemeinschaft mit ihnen vermied. An dem Ufer des für sie so unglücklichen Stroms hatte sie sich unter einigen schattigen Bäumen eine Hütte gebaut, worin sie manchen Tag zubrachte. Sehnsuchtsvoll sah sie nach dem jenseitigen Ufer, ohne zu ahnen, daß ein liebender Vater, eine zärtliche Mutter dort um sie trauerten; denn Tertulla ließ sie noch immer in dem Wahn, daß sie die Tochter einer armen Riesin sei, die sterbend sie ihr empfohlen habe, und währte, sie sehr dadurch zu beglücken, daß sie ihr den jüngsten ihrer Söhne zum Manne geben wollte, der ihr Liebling und, nach der Sitte des Landes, der Kronerbe war. So sehr Aurora ihre Pflegemutter liebte, so schauderte sie doch jedesmal bei dem Gedanken zusammen, mit Dglu durch nähere Bande vereinigt zu werden. Sie war jetzt funfzehn Jahre alt, und ihr Herz klopfte oft so unruhig, sie empfand ein ewiges Sehnen; aber noch war kein Gegenstand gefunden, der es nur verringern, geschweige stillen konnte. So ward sie jeden Tag tiefsinniger: sie floh oft Tage lang in die tiefste Einsamkeit des Waldes, erkletterte Felsen, durchkroch Höhlen und Strauchwerk, und war endlich so glücklich, eine tief im Felsen verborgene

Höhle zu entdecken, wo sie sich, vor jedem menschlichen Auge sicher, ganz ihren Empfindungen überlassen und weinen konnte.

Schon oft war Dglu ihr nachgeschlichen; er liebte das reizende Mädchen. Jedesmal hatte er sie entdeckt, aber hier blieb sie ungestört; in diese einsame Freistätte folgte ihr weder sein Tritt, noch sein ihr so verhaßtes Auge. In Gedanken erkor sie diesen Ort zu ihrer Wohnung, wenn der Tag da wäre, an dem sie Dglus Frau werden sollte; hierher wollte sie fliehen, und sie richtete sich nach und nach völlig dort ein. So rauh und wild die Gegend um diese Höhle war, so angenehm und lachend hatte Aurora das Innere ausgeputzt; jeden Tag schmückte sie die kahlen Felsenwände mit Blumenketten und bestreute ihr Lager mit weichem Moos, einige Tierhäute, einen Vorrat von getrockneten Wurzeln schaffte sie unbemerkt hin, und sobald sie mit diesen Zubereitungen fertig war, nahm ihre Heiterkeit wieder zu. Sie war mehr um Tertullen, weilte öfter in ihrer Hütte am Ufer des Stroms, und verzögerte mit möglichster Klugheit ihre Heirat von einem Tage zu dem andern. Tertulla schüttelte zwar den weißen Kopf, aber sie konnte ohnmöglich ihrer geliebten Tochter etwas zu Leide tun; sie bat Dglu selbst, Geduld zu haben, und besuchte Aurora häufiger in ihrer kleinen Hütte, die sie immer mit Blumen geschmückt und worin sie das Mädchen, gleich einer Nymphe des Waldes, auf wohlriechenden Kräutern ruhend fand. Gern verweilte sie bei ihr und unterrichtete sie in den geheimen Künsten der Zauberei: sie lehrte ihr, aus dem Lauf der Sterne künftige Dinge vorher zu sehen, und zeigte ihr den Ort, wo das Wunschhütchen verborgen lag, zu welchem sie aber nur alsdann ihre Zuflucht nehmen dürfte, wenn die höchste Not es ihr

geböte. Das Mädchen war gelehrig: sie faßte den Unterricht der alten Fee recht gut und schnell und setzte sie durch die Frage über ihr Schicksal in keine kleine Verlegenheit. Längst schon hatte Tertulla ihre Wissenschaft hierzu angewandt; aber sie sah jedesmal viele Gräber, Aurora in eines schönen Mannes Armen und sich selbst, mit fremden Gegenständen umgeben, als segnende Mutter. Sorgfältig verbarg sie dies ihrer Tochter und versicherte ihr, daß man nie die Schicksale seiner nahen Lieben erfahre und daß die Klugheit befehle, nie darnach zu forschen; sie verbot es ihr nochmals aufs strengste und legte ihr zuletzt noch die Bitte ans Herz, recht bald die Gattin ihres Oglu zu werden. Aurora warf sich ihr mit Thränen um den Hals, und Tertulla schwieg, um sie nicht weiter zu kränken. Mehr denn je entzog sie sich jetzt Oglus und seiner Brüder Umgang, theils aus Ekel vor ihm selbst, theils aus Abscheu gegen ihre Lebensart.

Ein sehr heftiger Sturm hatte mehrere Tage gewüthet; der Strom war so fürchterlich, als ihn Aurora noch nicht gesehen, und die hohen wogenden Wellen warfen viele Menschen ans Land, welche die Riesen unter gräßlichem Frohlocken verzehrten. Eines Tages feierten die Riesen ein solches wildes Fest. Aurora ging nachdenkend am Ufer des Stroms auf und ab; sie beweinte die Unglücklichen, die ihren Tod in den Wellen fanden und alsdann zu einem Mahl dieser Unmenschen dienten, als plötzlich die Wellen einen toten Körper zu ihren Füßen warfen. Sie erschrak anfangs heftig; aber als sie den Toten näher betrachtete und an ihm einen blassen, jedoch sehr schönen Jüngling fand, so zog und trug sie ihn, so gut es gehen wollte, in ihre kleine Hütte, die zum Glück ziemlich nahe war, und empfand eine unendliche Freude, da ihm nach der heftigen

Bewegung das Wasser stromweis aus dem Munde stürzte und nach einem Weilschen ein Paar große Augen sie mit sanfter Ermattung ansahen. Sie kniete, vor Entzücken außer sich, neben ihm, drückte seine Hände an ihr Herz und rieb Wangen und Schläfen so lange, bis das Blut in seinen gehörigen Umlauf kam und ihr Feuer den blassen Jüngling ins Leben völlig zurückbrachte. Sobald er sich einigermaßen erholt hatte, stand er auf, kniete vor Auroren nieder und bemühte sich, ihr durch Mienen seine Dankbarkeit zu bezeigen. Froh über diese Erscheinung, glücklich durch den Besitz eines schönen lieben Wesens, zu dem sich ihr Herz so sehr hingezogen fühlte, sprang Aurora mit der lauten Freude eines Kindes um ihn her; aber sobald ihr einfiel, daß auch ihn die Riesen fressen würden, so ward sie totenblaß: ihre Freude war am Ende, und sie stand mit Tränen in den Augen, mit allem Ausdruck der Angst und des Schmerzes vor ihm. Durch Bewegungen suchte sie sich ihm verständlich zu machen: sie führte ihn vor die Hütte und zeigte ängstlich, daß er den Weg in sein Land zurücknehmen möchte; er hingegen zeigte ihr den unruhigen Strom, die grauen hochsteigenden Wellen, und indem er schauernd zurückbebte, fuhr ein Gedanke durch Aurorens Kopf, der ihre ganze Munterkeit wieder herstellte. Sie hängt sich rasch ihren Bogen um, faßte vertraulich seine Hand und indem sie ihn durch Gebärden bat, ihr zu folgen, führte sie ihn auf entfernten gefährlichen Wegen in ihre kleine verborgne Höhle. Froher kann kein Mensch der Erde sein, als Aurora war, da sie ihren Schatz in Sicherheit wußte. Sie zog ihn auf eine Bank von weichem Moos; sie streichelte seine brennende Wange, verschwand auf einen Augenblick und brachte ihm Früchte und in einer Muschel schönes kühles Wasser zum Trinken mit.

Sobald sie den geliebten Jüngling gestärkt sah, so gab sie ihm zu verstehen, daß sie ihn auf einige Zeit verlassen müsse, aber daß er sich ja nicht aus der Höhle entfernen dürfe. Der Jüngling verstand sie, und ohnerachtet er nicht wußte, welche Gefahr seiner harrte, warum das holde Mädchen seinetwegen so sehr in Angst war, so gelobte er ihr doch zu bleiben und drückte gerührt ihre Hände an seinen Mund.

Als Aurora fort war, besah er das Innere seiner neuen Wohnung; er bewunderte den einfachen und doch so richtigen Geschmack der schönen Wilden, wofür er Aurora ansah, als er unter den verwelkten und frischen Blumenwinden, die die Wände der Höhle zierten, ein langes, veraltetes seidenes Band hängen sah, an dessen einem Ende noch Spuren von goldnen Buchstaben waren. Voll Begierde zog er es hervor; aber wer beschreibt sein Erstaunen, seine Freude, als er an der einen Seite, von dem Zahn der Zeit noch unversehrt, den ganzen Namen seiner sechzehn Jahr lang betrauernten Braut und Verwandtin fand! denn er selbst war Friedrich, Aurorens Verlobter; er befand sich auf einer Reise zu seinem Onkel, als ein heftiger Sturmwind das Schiff gegen die Felsen warf, die ganze übrige Mannschaft ihren Tod in den Wellen fand und er allein an dem Gestade des Riesenwaldes so wunderbar gerettet ward.

Ein hohes Entzücken bemächtigte sich seiner; er sank auf die Rasenbank zurück und war so tief in seinen Gedanken verloren, daß er Aurora nicht eher bemerkte, bis sie lächelnd vor ihm stand und in seiner Muttersprache ihn anredete. Sie hatte ihn nur zuvor verlassen, um sich durch den Gebrauch des Wunschhutes die Kenntnis seiner Sprache zu verschaffen. Wer war zufriedener als Friedrich! Er betrachtete sie mit dem höchsten Ausdruck der Liebe, und

indem er sie sanft in seine Arme zog, indem er den ersten Kuß auf die Lippen des hoch errötenden Mädchens drückte, sagte er mit bebender Stimme: Aurora, Geliebte! du bist keine Wilde; du bist meine nahe Verwandtin, meine schon in der Wiege mir verlobte Braut! — Er drückte sie von neuem an sein Herz; seine Lippen waren stumm, aber seine Liebkosungen überzeugten Aurora, wie groß sein Entzücken sei, wie innig er sie liebe. Endlich wand sie sich aus seinen Armen; sie setzte sich neben ihn und sagte lachend: Deine Worte habe ich gehört; aber ich weiß nicht, was du damit meinst. Ich bin die Tochter einer Riesin, die längst tot ist; unsre Königin Tertulla hat mich aus Erbarmen erzogen. Jetzt soll ich aber ihren Sohn Dglu heiraten, und da er mir gar nicht gefällt, so habe ich mir diese Höhle gesucht; sie ist jedem menschlichen Auge verborgen: hieher will ich mich flüchten, wenn ich dem schrecklichen Tage, da ich Dglus Weib werden soll, nicht mehr entfliehen kann.

Friedrich übersah mit einem Blick die ganze Größe seines Unglücks; indeß, um seine frohe Geliebte nicht zu betrüben, ließ er es sie nicht merken, sondern erzählte ihr bloß ihre Herkunft, das Unglück ihrer Jugend, und zugleich erklärte er ihr die Nähe seiner Verwandtschaft mit ihr und welche heilige Rechte er seit der Wiege und dem Wickelbände auf sie habe. Er nannte sie bei ihrem wahren Namen, Aurora, und hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß ihr dieser Name bekannt schien, und wirklich knüpften sich bei Hördung dieses Namens eine Menge Ideen bei ihr an, die bisher in ihrer Seele geschlummert hatten. Sie fuhr wie aus einem Traume auf: Ja, sagte sie freudig, du bist mein Verwandter, und ich hatte Eltern! O, leben sie noch? Ach, laß uns entfliehen; dein teures Leben ist in Gefahr. Ich



will dir alles erzählen; aber jetzt muß ich eilen, um meiner Pflegemutter keinen Anlaß zum Verdacht zu geben. — Sie entriß sich mit Mühe seinen Armen, und indem sie ihn bat, flehentlich bat, die Höhle nicht zu verlassen, so reichte sie ihm Früchte und Pflanzen zu seinem Abendbrot und floh, mit der Eile und Behendigkeit einer Gemse, von Felsen zu Felsen ihrer Kleinen Hütte am Gestade zu.

Schon aus der Ferne vernahm sie Tertullas Stimme, die sie laut bei Namen rief, den das Echo in den Tälern zehnfach zurück gab; sie eilte um so schneller und langte ganz atemlos bei Tertullen an, die ihr die bittersten Vorwürfe machte, daß sie sich so weit entfernt und ihr so vielen Kummer dadurch gemacht. Leicht besänftigte das liebliche Mädchen die alte Fee, die ihr auch alsdann erzählte, daß die Familie einstimmig beschlossen habe, bei dem nächsten Menschenopfer die Hochzeit ihres Sohnes zu feiern. Jede Einwendung wurde verworfen, alle Liebkosungen waren umsonst: zum erstenmal war Tertulla ernstlich böse, zum erstenmal unerbittlich; sie verließ Aurora in einer Lage, die entsetzlich war, mit Äußerungen von Wut, die sie beben machten. Tief in Kummer versunken, fand sie die Mitternacht, als plötzlich ein Strahl von Hoffnung ihre Seele erquickte. Sie suchte einige gedörrte Fische aus ihrer Hütte, faßte in ein Gefäß etwas Most, und da sie die Riesin mit ihren Söhnen in tiefem Schläfe fand, so eilte sie zu ihrem Geliebten, der noch wachend auf seinem Lager saß. Sie teilte ihm die Nähe und Größe ihrer beiderseitigen Gefahr mit, aber sie verbarg ihm auch nicht, wie sie durch Hilfe des Wünschhuts, dem sie auch die schnelle Erlernung seiner Sprache verdankte, zu retten dächte. Der Prinz fand dieses Mittel auch sehr sicher, und nachdem sie sich noch einige Zeit lang ihrem süßen Geschwätz überlassen hatten, ging

Aurora zu Tertullen zurück; zuvor aber schärfte sie ihrem Geliebten noch die größte Vorsicht ein.

Ermüdet von den vielen Begebenheiten des vorigen Tages, fiel Aurora in einen tiefen Schlaf, aus dem erst gegen Mittag Dglus Freudengeschrei sie erweckte. Tertulla kniete neben ihrem Lager, als sie erwachte; in ihrem Gesicht las die Unglückliche eine Botschaft, und voll Entsetzen vernahm sie, daß heute früh tief in den Felsen Dglu einen schlafenden Weißen gefunden habe, der nun gleich heute zum Opfer dienen solle, um ihren Hochzeitstag dabei zu feiern. So tiefen Eindruck diese schreckliche Nachricht auf Aurora machte, nahm sie doch alle ihre Kräfte zusammen und gelobte mit großer Fassung, Dglus Weib zu werden, wenn er zu ihr käme und die Gewährung einer sehr geringen Bitte ihr nicht versagte. Tertulla eilte sogleich mit dieser frohen Nachricht zu ihrem Sohn, und dieser junge Riese, der Aurora mit aller Leidenschaft, der ein rohes Herz fähig ist, liebte, begab sich unverzüglich zu ihr. Kaum sah sie ihn in ihre Hütte treten, als sie sich ihm zu Füßen warf und mit aller Holdseligkeit, die ihr so sehr zu Gebot stand, ihr Versprechen wiederholte, wenn nämlich Dglu ihr die einzige Bitte gewährte und den Gefangenen und seine Verpflegung ihr bis zu seinem Tode überließe. Dglu hob die Bittende auf, küßte ihre Stirn und gab sogleich Befehl, den Gefangnen mit Fesseln beladen in die Hütte seiner Geliebten zu führen, damit sie ihn den Tag über füttere und morgen das erste Menschenfleisch von ihm esse. Auch das gelobte Aurora, und in wenigen Minuten war der Unglückliche in ihrer Hütte. Er hatte in der Frühe des Morgens die Höhle verlassen, war neben einer Quelle eingeschlafen, und so von Dglu mittels einer Schlinge gefangen genommen. Sobald sie ihn erblickte,

sagte sie ihm einige Worte in seiner Sprache, die ihm Verstellung anrieten; dann behandelte sie ihn wie einen Gefangnen und scherzte den ganzen Tag mit so viel Heiterkeit, daß selbst die alte schlaue Tertulla irre ward und ihre List als Wahrheit aufnahm.

Erst als der Abendstern am Himmel stand, als die Männer, berauscht vom süßen Most, auf ihrem Lager schnarchten, da verließ sie Tertulla, an deren Seite sie auf einem gemeinschaftlichen Lager schlief, und eilte zu ihrem Geliebten, der sie voll Verzweiflung an sein Herz drückte. Aber Aurora war stark, sie teilte ihm ihre Pläne mit; sie erfüllte seine Seele mit Hoffnungen, als in dem Augenblick, da sie seine Fesseln löste, Tertulla in die Hütte trat. Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander; aber die listige Alte tat nicht, als bemerkte sie es, sie gebot bloß Auroren, den Gefangnen mit auf das gemeinschaftliche Lager zu führen und ihm seinen Platz neben ihren Söhnen anzuweisen. Mit zitternden Knien befolgte Aurora ihren Befehl; sie erriet in dem Augenblick die Absicht ihrer Pflegemutter und beschloß in halber Verzweiflung, jedes Mittel anzuwenden, um ihren Liebling zu retten. Sie sprach ihm mehr Mut ein, als sie selbst hatte, und indem er sich neben den tieffschlafenden Unmenschen niederlegte, nahm sie die steinerne Krone, welche alle Söhne der Riesin Tag und Nacht trugen, von dem Kopfe des ältesten Sohnes, drückte sie ihm geschwind auf und legte sich neben die Alte, wo sie sich fest schlafend stellte.

Was sie geahnet hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Tertulla glaubte, das Mädchen schlafe fest, so stand sie leise auf, tappte im Finstern auf die Köpfe ihrer Söhne und ermordete, mit einigen Stichen ins Herz, den Menschen, auf dessen Haupte keine Krone war.

Friedrich erschrak, als er neben sich das Achzen eines Sterbenden hörte. Da aber bald darauf alles stille ward, so war er im Begriff einzuschlafen, als ihn Aurorens Silberstimme leise bat, ihr ohne Geräusch zu folgen; sie führte ihn tiefer, als zuvor, in ihre Felsenhöhle und floh dann an Tertullens Seite, die noch fest schlief, zurück.

Kaum hatte sie sich aber niedergelegt und die ersten Strahlen der Morgenröthe fielen in die Höhle, als ein lautes Wehklagen entstand. Die Riesen klagten um ihren Bruder, den Tertulla an Friedrichs Stelle umgebracht hatte. Die Mutter war außer sich: sie erklärte sich als die Mörderin ihres Sohnes; sie ahnete Aurorens Verwechslung und würde sich ohnstreitig blutig an ihr gerächt haben, wenn nicht Dglu die Zitternde in seinen Schuß genommen hätte. Indes stürmten die andern fort, um den Fremdling zu suchen, und nachdem Dglu Mutter und Geliebte versöhnt, so eilte er seinen Brüdern nach, um den unglücklichen Jüngling die ganze Größe seines Schmerzes empfinden zu lassen. Aurora zitterte vor der Rückkehr der Riesen. Sie bemächtigte sich, während Tertulla an der Leiche ihres Sohnes weinte, des Wünschhutes, und sie hatte ihn kaum in Sicherheit gebracht, als die Enaksöhne zurückkehrten, mit fürchterlichem Geheul um ihren Bruder klagten und Auroren andeuteten, noch heute ihres Bruders Weib zu werden oder das Schrecklichste von ihrer Wut zu erwarten. Solche gräßliche Stimmen, solche feurige Augen hatte sie während der sechzehn Jahre ihres Aufenthalts im Riesenwalde nicht gesehen. Sie schmiegte sich zitternd an Dglu, der ihr, durch ihre tränenden Augen versöhnt, allen Schuß gegen seine Brüder und Frift bis morgen zur Heirat versprach.

In den ersten Augenblicken, wo sie ohne Zeugen war, machte sie Gebrauch von ihrer erlernten Zauberei; sie be-

schwor einen Rosenstock, der an ihrer Schlafstelle stand, ihre Stimme anzunehmen und auf Tertullens Fragen zu antworten. Sobald sie dies Geschäft vollbracht hatte, das ihr wegen ihrer Unerfahrenheit ziemlich schwer ward, so eilte sie in ihre Hütte zurück, wo sie bis zum Abend verweilte, und erst spät, begünstigt von dem Schatten der Nacht, floh sie, in Begleitung ihres Wünschhutes, zu ihrem schon längst mit Sehnsucht erwartenden Geliebten. Um und neben sich hatte er das Wüten der Riesen gehört, und wenn er schon ihre Sprache nicht verstand, so hatte er doch aus ihrem Geheul und Ungeflüm geschlossen, daß die ganze Nachsuchung ihm gelte. Sobald sie sich beide einigermaßen erholt hatten, so wünschten sie sich viele tausend Meilen von dem Riesenwalde fort, und befanden sich im Nu in einer sehr reizenden Gegend, wo ein dunkelgrüner Pomeranzenwald sie einlud, in seinem Schatten zu ruhen, mit seinen lieblichen Früchten sich zu erquicken.

Indeß die Liebenden in voller Sicherheit hier ausruhten, sich tausend angenehme Sachen sagten, erwachte Tertulla. Sie faßte neben sich, und da sie Aurorens Stelle leer fand, so rief sie mit heller Stimme: Mein Lächterchen, wo bist du? — Und ebenso laut antwortete der Rosenstock: Ich sitze am Feuer und wärme mich. — Völlig beruhigt durch diese Antwort und an Aurorens nächtliche Streifereien gewöhnt, schlief sie wieder ein. Als aber die Strahlen der Morgensonne sie von neuem weckten und Aurora noch nicht an ihrem Platz war, da sprang sie hastig auf und rief mit ängstlichem Ton: Mein Lächterchen, wo bist du? Und ebenso ruhig, als zuvor, antwortete der Rosenstrauch dieselbe Antwort. Vergebens rannte sie zum Feuer; vergebens suchte sie an allen Orten die Verlorne: Aurora war fort, und Tertulla zitterte für ihr eignes Leben, da sie die Wut ihrer

Söhne kannte. Sie eilte nach dem geheimen Ort, der ihren Wunschhut verbarg, diesen Schatz, womit sie bis jetzt allen Stürmen Troß geboten hatte; Welch ein Schrecken! auch er war fort. Was blieb ihr nun übrig? Ihre einzige und letzte Zuflucht war ein Paar Feenstiefel, womit man auf jeden Schritt eine Meile zurücklegte. Sie fuhr ohne lange Überlegung hinein, und ehe noch ihre Söhne erwachten, war sie schon viele tausend Meilen von ihnen entfernt.

Ein geheimer Zug von Sympathie, denn sie liebte Aurora noch immer, oder der Zufall führte sie denselben Weg, den die Liebenden genommen; sie hatte diese schon fast erreicht, als Aurora die Nähe der Alten ahnete. Sie benachrichtigte ihren Geliebten gleich davon und wünschte sich zu einem Pfirsichbaum voll schöner lachender Früchte, den Wunschhut in ihren Gipfel und ihren Geliebten zu einer Biene. Kaum war auch diese Verwandlung geschehen, als Tertulla schnaubend bei ihnen vorbeisritt und sogleich aus ihren Augen war. Aber auch in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind, faßte den wunderbaren Hut und führte ihn mit sich fort. Vor dem Fenster einer lebenswürdigen Königstochter, der Besitzerin dieses Parks, blieb er liegen, und diese, schon bekannt mit dergleichen wunderbaren Sachen, nahm ihn herein, und verwahrte ihn sorgfältig, bis sich der rechtmäßige Besitzer finden würde. Das Schicksal der Liebenden war indeß entsetzlich; Aurora war ganz leblos und Friedrich mit seiner wenigen Lebenskraft ohne Sprache nicht im Stande, weder ihr noch sich zu helfen.

Der Zufall tat auch hier das Beste. Am Abend desselben Tages ging die Königstochter, um den Duft der Bäume zu genießen, in ihren Park. Der vorzüglich schöne Pfirsichbaum fiel ihr auf, und sie näherte sich ihm, um von seinen Früchten zu essen, als sie plötzlich den heftigen Schmerz

eines Bienenstichs auf ihrer schönen Hand empfand. Unwillig jagte sie die Biene fort, die aber nur so lange wich, bis sie sich dem Baum wieder näherte; aber alsdann war sie auch unersättlich in ihrer Rache, und binnen ein paar Augenblicken hatte die Prinzessin mehrere Stiche bekommen. Voll bitterm Unmuts riß sie endlich ein Blatt ab; da diesem aber große Blutstropfen folgten und sie hieraus eine Verzauberung ahnete, so eilte sie schnell nach ihrem Schloß zurück, holte den Wunschhut und hatte die Freude, sobald sie ihn in den Baum warf, ein Paar liebenswürdige Menschen zu ihren Füßen zu sehen, die nicht Worte genug finden konnten, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Die Schmerzen der empfangnen Stiche wurden weggewünscht, und so gingen sie alle drei sehr vergnügt zu dem Vater der schönen klugen Erretterin. Die Liebenden erzählten ihm ihre wunderbare Geschichte; sie machte ihm unendliches Vergnügen, besonders die Beschreibung des Riesenwaldes. Er erinnerte sich aus seinen Jugendjahren, daß Aurorens Vater sein Freund gewesen, und als am nächsten Tage die Liebenden sich zu ihren Eltern wünschen wollten, so trug er ihnen viel herzliche Grüße auf und versprach, mit seiner Tochter ihren Hochzeitstag zu besuchen, wenn sie ihn früh genug davon benachrichtigten und vermöge ihres Hutes ihm eine recht bequeme Reise verschafften.

Unausprechlich groß war die Freude bei Aurorens Eltern, als ihnen Friedrich die geliebte, so lange betrauerte Tochter zuführte. Sein Vater wurde sogleich herbeigeholt, der gute König und seine Tochter waren auf die bequemste Art zur Hochzeit angelangt, alles war voll Freude und Jubel, die Burg erscholl von Freudengeschrei, von Pauken und Trompeten. Schon waren die Hände der früh Verlobten, früh Getrennten und durch das Schicksal wieder



Zusammengeführten fest verbunden, als sich plötzlich die Türen öffneten und Tertulla atemlos hereintrat; sie sank in Aurorens Arme und bat sie um Schutz gegen ihre bösen Söhne, um ein stilles Plätzchen, wo sie ihre wenigen Tage noch verleben könnte. Aurora war sehr gerührt; sie zeigte die Pflegerin ihrer zarten Jugend ihren Eltern, die ihr herzlich für alle die Güte dankten, womit sie Aurora beglückt hatte. Sie war von jedermann geachtet, das Brautpaar nahm sie in seine Mitte, und sobald die Flitterwochen vorbei waren, zog Friedrich mit einem ansehnlichen Heere aus; er bekriegte die bösen Söhne Tertullens, rottete sie fast ganz aus, und die wenigen, die dem Schwert entkamen, flohen in die tiefsten Felsen, wo sie niemand erreichen konnte, und wovon noch jetzt dann und wann ein Nachkömmling zu sehen ist. Tertulla blieb bei Auroren; sie liebte sie mehr, als alle ihre Söhne, und wiegte Aurorens Kinder auf ihrem Schoße groß.



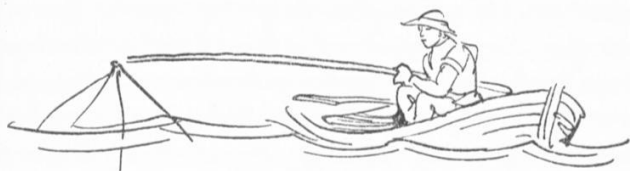
## Hans Dudeldee

Es ist nun schon lang her, wohl viel hundert Jahr, da lebte ein Fischer mit seiner Frau, der hieß Dudeldee. Sie waren aber so arm, daß sie kein recht Haus hatten, und wohnten in einer bretternen Hütte und hatten kein Fenster daran; sie schauten durch die Astlöcher hinaus. Dudeldee war doch zufrieden; seine Frau aber war nicht zufrieden. Sie wünschte sich bald das, bald jenes und quälte immer ihren Mann, weil er ihrs nicht geben konnte. Da schwieg aber Dudeldee gewöhnlich und dachte nur bei sich: Wär ich nur reich! oder: Wär nur alles gleich da, wie ichs wünsche!

Einmal abends stand er mit seiner Frau vor der Haustüre, und sie sahen umher in der Nachbarschaft. Da standen etliche schöne Bauershäuser. Da sagte seine Frau zu ihm: Ja, wenn wir nur so eine Hütte hätten, wie die schlechteste unter diesen Nachbarshäusern! Wir könnten sie wohl noch kriegen, aber du bist zu faul, du kannst nicht arbeiten, wie andere Leute arbeiten. — Aber Dudeldee fragte: Wie? arbeite ich nicht wie andere Leute? steh ich nicht den ganzen Tag und fische? — Nein! antwortete seine Frau ihm wider, du könntest früher aufstehen und vor Tag schon so viele Fische fangen, als du sonst den ganzen Tag bekommst. Du bist aber zu faul; du magst nicht schaffen. Und so zankte sie ihn fort.

Darum stand er des andern Morgens früh auf und ging hinaus an den See, zu fischen. Und er sah die Leute kommen aufs Feld und schaffen, und er hatte noch nichts gefangen.

Und es war Mittag geworden, und die Schnitter saßen im Baumschatten und aßen ihr Mittagsbrot, und er hatte noch nichts gefangen und setzte sich traurig hin und zog sein schimmelig Brot aus seiner Tasche und aß es. Dann



fischte er wieder. Und die Sonne neigte sich, und die Schnitter gingen heim, und der Schäfer trieb die Herde in den Pferch, und die Kuhherde zog heim, und stiller wards auf dem Felde. Aber Dudeldsee stand noch immer, und noch hatte er kein Fischlein.

Da war es dämmerig worden, und er dachte ans Heimgehen. Einmal wollte er noch sein Netz eintauchen, ob er nicht jetzt noch etwas fange. Er tauchte es ein, und als wollte er die Fische locken, rief er:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, lieber Hans Dudeldsee?

fragte ein Fischlein, das herzugeschwommen war und den Kopf ein wenig über das Wasser hervorstreckte.

Der arme Hans Dudeldsee war zwar erstaunt über das Fischlein, aber doch besann er sich und dachte: Hm, wenns da nur darauf ankommt, etwas zu wollen, da sollst du mich nicht lang fragen müssen. Er sah umher, was er wohl gleich wünschen sollte. Drüben, jenseits des Sees stand ein schönes Lustschlößchen, aus dem eine schöne Hörner-Musik herüber klang; auch fiel ihm der Wunsch

seiner Frau ein, die ein besseres Haus haben wollte. Darum sagte er: Ich möchte gern so ein Landhaus, wie jenes da drüben; so ein Schloß möchte ich gern haben statt meines bretternen Hüttleins.

Geh nur hin, sagte das Fischlein, deine bretterne Hütte ist ein solches Lustschloß. Und Hans Dudeldee lief mehr, als er ging, nach Hause, und sah schon von ferne an der Stelle, wo sonst sein Haus stand, ein prächtiges Schloß mit erleuchteten Zimmern. Und als er erst hinein kam, da war alles so prächtig, daß er sich nicht zu lassen wußte. Der Hausgang war mit Marmor geplattet, die Stubenboden eingelegt und mit Wachse gebohnt, die Wände tapeziert, herrliche Kronleuchter hingen da in den hohen Sälen; kurz, es war alles so schön, daß Hans Dudeldee nicht das Herz hatte, recht darin herumzugehen. Er konnte gar nicht glauben, daß das jetzt sein Eigentum sei; er meinte, er sei irre, und wäre beinahe wieder weggegangen, wenn ihm seine Frau nicht auf der Treppe begegnet wäre.

Raum hatte er sie erblicket, so fragte er sie: Nun bist du jetzt zufrieden mit dem Hause? und erzählte ihr, wie er dazu gekommen sei. Was? antwortete sie, man meint Wunder, was das jetzt wäre! da hab ich in der Stadt schon viel schönere Häuser gesehen, wie ich noch dort diene. Es geht zwar an; aber wie kannst du so dumm sein? Das Beste hast du vergessen: sieh einmal jetzt unsere Kleider gegen das hübsche Haus! was die für einen Abstand machen! Hättest du mir und dir nicht auch gleich schöne Kleider wünschen können? Du bist aber zu dumm und träg. Du magst auch dein bißchen Verstand, das du hast, nicht einmal gebrauchen.

So ging das Schelten und Reifen wieder fort, bis sie einschlief. Und Hans Dudeldee ging des andern Morgens

mit dem Tage wieder hinaus an dieselbe Stelle, tauchte sein Netz wieder ein und rief wieder:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, lieber Hans Dudeldee?

So fragte das Fischlein wieder, und Dudeldee besann sich nicht lang und sagte, er wünsche seiner Frau und sich recht schöne Kleider, die auch zu ihrem neuen Hause paßten.

Ihr habt sie, sagte das Fischlein, und Dudeldee stand da in einem feintuchenen Rocke mit goldenen Tressen, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit gestickter Weste, alles nach damaliger Mode. Und als er nach Hause kam, hätte er beinahe seine Frau nicht mehr erkannt in den seidenen Kleidern. Sie guckte aber zum Fenster heraus und fragte: Bist du, Hans? — Ja, ich bins, antwortete er; nun, bist du jetzt zufrieden? — Will mal sehen! antwortete sie.

So lebten sie eine Zeitlang ruhig fort. Drauf, als ihr Mann wieder einmal fischen gehen wollte, sagte sie: Geh, was brauchst du zu fischen? Laß das bleiben und wünsch dir lieber eine rechte Kiste voll Geld.

Hm, das ist wahr! dachte Dudeldee und ging hinaus an den See und tauchte sein Netz wieder auf derselben Stelle ein und rief:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, lieber Hans Dudeldee?

fragte ihn das kleine Fischlein wieder. Ach, eine rechte Kiste voll Geld, sagte er. Gehe nur hin, sagte das Fischlein, in deinem Schlafzimmer steht sie. Und wie er heim kam, stand in seinem Schlafzimmer eine ganz große Kiste voll Goldstücken.

Nun ging alles hoch her bei ihnen, und sie kaufte sich Kutsche und Pferde und ihrem Mann ein Reitpferd, und

fuhren oft in die Städte und hielten sich einen Koch und Bediente. Da schalten sie die Nachbarinnen immer die hochmütige Fischerin. Das verdroß sie gar sehr, und sie lag ihrem Manne wieder an, er sollte machen, daß sie über die Nachbarinnen alle zu befehlen habe, und er ging wieder mit seinem Nege hinaus und tauchte es ein und rief:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, lieber Hans Dudeldee?

fragte ihn das Fischlein. Ich wäre gern ein Edelmann oder Graf und möchte, daß ich über alle meine Nachbarn zu befehlen hätte. Da sprach das Fischlein: Geh nur hin, es ist so. Und als er heim kam, da hatten die Nachbarsleute schon seiner Frau gehuldigt, und sie hatte schon ein paar von ihren Nachbarinnen einsperren lassen, die sie sonst hochmütige Fischerin gescholten hatten.

Und jetzt fuhren sie oft in die Hauptstadt, wo der König wohnte, und wollten sich in die Gesellschaft anderer Grafen mischen. Aber sie wußten sich nicht dort nach ihrer Sitte zu betragen und wurden von allen verlacht, und einige Gräfinnen nannten sie nur die Fischgräfin und ihn den Fischgrafen Dudeldee. Da sprach sie wieder zu ihrem Mann: Geh hinaus und laß dich zu einem König machen; denn ich will nicht mehr Fischgräfin heißen; ich will Königin sein. Aber Hans Dudeldee riet ihr ab und sagte: Bedenke doch, wie wir arm waren und uns nur ein Hüttlein wünschten wie das schlechteste von unsern Nachbarshäusern; jetzt haben wir alles im Überflusse, nun laß uns auch genug haben. Die Frau aber wollte nicht genug haben und sprach: Was? ich soll mich Fischgräfin schelten lassen? ich soll den Hochmut der Stadtweiber ertragen? Nein, sie müssen wissen, wer ich bin; ich wills ihnen zeigen! Und du willst auch so einfältig sein und willst dirs ge-

fallen lassen? So zankten sie fort, bis er ihr versprach, sie zur Königin zu machen.

Darum ging er hinaus an den See und sagte wieder sein altes Sprüchlein, und das Fischlein kam wieder: Was



willst du, lieber Graf Dudeldee? Er brachte sein Anliegen vor, daß er gern König wäre; das Fischlein sagte: Du bist's!, und er kam heim und fand sein Lustschloß ganz prächtig verändert und viel größer. Marschälle und Minister mit goldenen Schlüsseln und Sternen empfingen ihn mit tiefen Verbeugungen. Sein Kopf wurde ihm ganz schwer; er wollte den Hut abziehen, aber siehe da! statt des Hutes hatte er eine schwere goldene Krone auf dem Haupte. Und als er seine Frau sahe, erkannte er sie fast nicht mehr, so glänzte ihr Gewand von Gold und Juwelen. Aber als er sie fragte, ob sie jetzt zufrieden sei, sagte sie: Ja, bis ich wieder etwas Besseres weiß; ich wäre ja eine Narrin, wenn ichs besser haben könnte, und nähms nicht an.

So lebten sie jetzt aber doch eine Weile zufrieden, und Dudeldees Frau wünschte sich nichts mehr; denn sie hatte ja alles, was sie sich nur hätte wünschen können, hatte sich auch gerächt an den Gräfinnen, die sie die Fischgräfin geheißen hatten. Aber endlich fehlte ihr doch wieder einmal etwas. Sie hörte in der Zeitung lesen von der Pracht und dem Aufwande, der an andern Königshöfen herrschte, und hörte, daß es andere Könige und Kaiser gebe, die über weit mehr Leute und über weit mächtigere Reiche zu befehlen hätten als Dudeldee. Darum lag sie ihm wieder an und quälte ihn, bis er ihr versprach, der mächtigste König zu werden, der nur auf Erden sein könne. Er tauchte sein Netz wieder ein und rief:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, König Dudeldee?

fragte das Fischlein, und Dudeldee sagte: Mache mich doch gleich zum mächtigsten König oder Kaiser auf Erden. Und gleich war ers auch; denn als er heim kam, da waren schon Gesandte und Deputierte aus allen Reichen und Weltteilen da, arme Poeten warteten mit Gedichten auf Atlas auf ihn, Schulmeister, die bessere Besoldungen brauchten, waren da mit Suppliken, Kammerherren, mit dem Hute unter dem Arm, gingen hin und her, Bauern, die Prozesse hatten, wollten zu ihm, Schildwachen gingen auf und ab, eine Kutsche mit zehn Pferden und zwanzig Vorreitern und sechs Läufern stand immer zum Wegfahren bereit, Pfauen und Perlhühner waren in einem Nebenhofe: kurz es war da alles, was einen so großen Kaiser nur ergötzen konnte, ja sogar zwei Hofnarren waren immer um ihn.

Der neue Kaiser Dudeldee war freilich im Anfang darüber böse, daß ihn die zwei närrischen Menschen immer

verfolgten, wohin er gehen mochte, und beschwerte sich darüber bei seiner Frau, weil er denn doch lieber in der Gesellschaft von vernünftigen Leuten als bei Narren sein wollte. Sie sagte ihm aber, das verstehe er nicht, das mußte so sein: alle sehr großen Herren hätten lieber mit Narren zu tun; er werde denn doch kein Narr sein wollen und eine Ausnahme machen.

Endlich ließ er sich gefallen und war nur froh, daß seine Frau zufrieden war; aber die Freude dauerte nicht lange. Er kam einmal zu ihr und traf sie ganz traurig an. Was fehlt dir? fragte er sie. — Ach, sagte sie, ich bin verdrießlich über das Regenwetter. Das dauert nun doch schon vier Tage lang, und ich möchte so gerne Sonnenschein haben. Überhaupt, ich wollte, ich könnte alles machen, was der liebe Gott kann, daß ich Frühling haben könnte und Sommer und Herbst und Winter, gerade wann ich wollte. Geh hin, und mache, daß ichs kann. So sagte sie, und ihm gefiel es selber. Wie, dachte er, wenn du jetzt im Regen hinaus gehst und kommst heim im Sonnenschein, den deine Frau gemacht hätte? da könntest du auch die Narren wieder los werden. So dachte er bei sich und schlich sich gleich mit seinem Fischerneze zu einer Hinterpforte im Regen hinaus, ging an den See, tauchte sein Netz ein und rief wieder, wie sonst:

Fischlein, Fischlein in dem See!

Was willst du, lieber Kaiser Dudelde?

fragte ihn das Fischlein. Ach, sagte er, weiter nichts, als meine Frau möchte gern können, was Gott kann: Regen und Sonnenschein machen und Frühling und Sommer und Herbst und Winter, wann sie gerade will. — So! und weiter nichts? fragte das Fischlein. Nein, nein, Kaiser Dudelde, ich sehe, daß an deiner Frau und dir nichts gut



angelegt ist, darum sei du wieder der alte Fischer Dudeldee; denn damals warst du nicht so übermütig und ungenügsam wie jetzt.

Und das Fischlein verschwand, und er rief wohl oft: Fischlein, Fischlein in dem See!, aber kein Fischlein fragte mehr: Was willst du, lieber Dudeldee? Und er stand wieder da, wie das erstemal, ohne Wams, nur in seinen schmutzigen ledernen Hosen und war wieder der alte Fischer Dudeldee.

Und als er heim kam, da war wieder das Schloß fort, und da stand wieder seine kleine bretterne Hütte, und seine Frau saß darin in ihren schmutzigen Kleidern und schaute wieder heraus durch ein Astloch, wie vormals, und war wieder die Frau des Fischers Dudeldee.



## Die sieben Schwäne

Der Graf Carolus hatte mit seiner Gemahlin in hohem Frieden bis an das Ende ihrer Tage gelebt und durch sie die Idee bekommen, daß es lauter gute und gar keine bösen Weiber geben könne. Ihre fast zwanzigjährige Ehe war mit sieben Söhnen und einem Töchterchen, welche viel jünger als ihre Brüder war und der kleine Spätling genannt ward, gesegnet. Diese Söhne waren schon stattliche Buben und die ältesten sogar mannhafte Ritter, als ihre Mutter an einem Schlagflusse starb und sie alle in die größte Betrübniß versetzte. Der jüngste der Söhne war im dreizehnten Jahre, Kunigunde im zehnten, und es sah äußerst betrübt aus, den gebeugten Vater mit seinen tief trauernden acht Kindern der geliebten Leiche folgen zu sehen. Es herrschte auch eine lange Zeit nachher die tiefste Trauer im ganzen Schlosse, bis die Söhne, die sich alle zärtlich liebten, die Burg auf einige Zeit verließen und der Graf mit seiner Kunigunde allein blieb.

So gut und liebenswürdig dies Kind auch war und zu so großen Hoffnungen sie den Vater auch berechtigte, so war sie doch leider jetzt noch nicht in dem Alter, wo der Graf Pflege und Zeitverkürzung von ihr fordern konnte; und er, der durch die Verstorbene an weibliche Pflege und liebende Sorgfalt gewöhnt war, wünschte sich oft eine Gefährtin, welche ihn trotz seines Alters lieben, ihm die Stelle der Verstorbenen ersetzen und eine gute Mutter für seine Kinder sein möchte. Er sah sich lange unter den

Löchtern des Landes nach einer Gehilfin um, aber die eine war zu jung, die andre zu alt; die ihn genommen hätten, mochte er nicht, und die er gern erwählt hätte, lachten seines grauen Kopfes und wünschten, daß er das Heiraten seinen wackern Söhnen überlassen möchte. So freite er beinahe drei Jahre umher, holte sich eine Menge Körbe zusammen, ward immer älter und schwächer, und war im Begriff, das Suchen nach einer Gehilfin zu unterlassen, als er eine Frau kennen lernte, welche, fern von dem Geräusche der Welt, auf einem entlegenen Schlosse wohnte, und mit der ihn das Dhngefähr zusammenführte. Noch nie hatte er die Frau von West — so hieß diese Dame — gesehen; sie lebte in der größten Eingezogenheit und war in der Gegend, wo sie wohnte, nur unter dem Namen der Einsamen bekannt; denn auf ihrem Schlosse war nie einer ihrer Nachbarn gewesen, und niemand kannte die innere Beschaffenheit ihrer Wohnung, noch viel weniger ihre Art zu leben.

Eines Tages hatte sich der Graf auf der Jagd verspätet; er war von seinen Leuten fortgekommen, und die Nacht überraschte ihn bei Verfolgung einer schönen weißen Hindin, welche sich auf einmal in einem schönen Park verlor, der immer dichter und dichter ward und in dessen dunkelsten Schatten ein nettes Landhaus stand. Er ließ sogleich von der fernern Nachsuchung der Hindin ab und näherte sich behutsam dem Landhause, wo ihm eine Dame entgegentrat, welche, ohnerachtet das Stufenjahr der weiblichen Schönheit hinter ihr lag, dennoch so blendende Reize hatte, daß der Graf ganz erstaunt zurücktrat und durch einige tiefe Bücklinge seine Verwirrung ihren Augen entziehen wollte; aber sie war ihr dennoch nicht entwischt, und sie fragte ihn mit einer Art, die ihm Zutrauen machte, ob er

sich etwa verirrt habe oder was ihn sonst in dieses einsame Gehölze führe. Er entdeckte ihr den Zufall, daß er durch Verfolgung einer weißen Hindin so weit von seinem Wege abgekommen sei, daß er nun aber zeitlebens das Dhngefähr segnen werde, welches ihn eine so reizende Nachbarin kennen gelehrt habe. Frau von West verneigte sich sehr artig und bat ihn, in ihrer Einsiedelei sich es auf einige Augenblicke, welche er doch gewiß zu einer Erholung bedürfe, gefallen zu lassen. Diese Bitte war dem ermüdeten Grafen sehr willkommen; er folgte ihr in einen allerliebsten Saal, wo ihm der schönste Wohlgeruch entgegen duftete, und ließ sich mit Vergnügen neben seiner reizenden Nachbarin auf einen weichen Sopha nieder. Sie schellte, worauf sogleich ein paar schöne krausköpfige Duben einen Tisch mit Erfrischungen herein brachten, worauf neben den schönsten Früchten und leckersten Gebäcknen eine Flasche des lieblichsten Tokaier nebst zwei Gläsern vom reinsten Kristall standen. Die Dame schenkte ein, wobei der Graf ihre Hand und den runden elfenbeinernen Arm bewunderte; sie kredenzte den Wein und gab ihn mit einer freundlichen Miene dem liebetrunkenen Grafen, welcher die Stelle suchte, die ihre schönen Lippen berührt hatten und mit großer Schnelle das Glas und mehrere hintereinander hinunterstürzte. Sie bat ihn, nun auch vom Gebäcknen zu versuchen, und legte ihm sowohl Früchte als Backwerk vor; er fand alles schön, und nachdem er den Rest der Flasche noch geleert hatte und ein heftiges Feuer in seinen Adern zu toben anfang, so rückte er näher zu seiner schönen Nachbarin, bedeckte ihre Hände und Arme mit glühenden Küffen und fragte, sie zärtlich betrachtend, wer sie denn sei und warum so viele Schönheit so unbewundert in dieser Einsamkeit verblühen solle.

Sie schlug über dieser Frage ihre Augen bescheiden nieder und sagte ihm, sie sei die Witwe eines Herrn von West, der vor drei Jahren in dieser Gegend auf einer Reise, welche sie zusammen gemacht hätten, gestorben sei. Untröstlich



über seinen Verlust, habe sie dies Landgut gekauft, ihn hier beerdigen lassen und sich seit dieser Zeit von aller Gesellschaft fern gehalten. Diese Erzählung erinnerte den Grafen an seinen Verlust; er teilte ihr seine ganze Lage mit, und durch den Tokaier mit doppeltem Mute besetzt, trug er sich ihr sofort zum Freier und, wenn sie wollte, augenblicklich zum Ehemann an. Die schöne Witwe errötete, aber der Graf ward nur dringender und sagte ihr so oft, daß man im Herbst des Lebens jeden Augenblick fest halten müsse, daß sie endlich, sanft widerstrebend, was den halbtrunkenen, von Wein und Liebe berauschten Grafen nur noch heftiger machte, nachgab und ihm gelobte, seine Gattin zu werden. Hoch entzückt schloß sie der Graf in seine Arme; bald teilte sie, glühender noch als er, ihm das Feuer

ihrer Empfindungen mit. Der Sopha ward ihr Brautbett, und Frau von West erwachte in den Armen des Grafen Carolus. Zwar wollte sie ihn mit Tränen und Vorwürfen überhäufen, aber der Graf wußte sie zu trösten, und sie fuhr gegen Mittag auf das Schloß ihres Liebhabers, wo Kunigunde, voll hoher Freude über die Ankunft ihres Vaters, um den sie so sehr gesorgt hatte, die fremde Dame ganz übersah und wie vom Blitze getroffen da stand, als ihr Vater ihr in der Frau von West ihre neue Mutter vorstellte und ihr Liebe und Gehorsam gegen solche gebot. Ehrerbietig küßte sie ihr die Hand; aber Frau von West nahm sie in ihre Arme und gewann durch innige Liebeskosungen das Herz des holden unbefangenen Mädchens nur zu bald.

Der Graf veranstaltete ein glänzendes Hochzeitsfest und entbot dazu seine sieben Söhne, welche er in drei Jahren nicht gesehen hatte; sie gehorchten auch pünktlich seinem Befehl und trafen den Abend vor der Vermählung alle sieben bei ihm ein. Kunigunde saß unter den hohen Linden im Schloßhose, als ihre Brüder auf sieben weißen Pferden angeritten kamen, sie eilte frohlockend in ihre Arme, und die Brüder konnten sich nicht satt an ihr sehen: ein Kind hatten sie verlassen, eine holde mannbare Jungfrau stand vor ihnen. Im Triumph führte Kunigunde ihre Brüder zu dem Brautpaar; sie fanden ihren Vater, der sehr alt geworden war, an der Seite einer reizenden Frau, deren Auge nur zu deutlich Begierden verriet und deren wollüstiger Körper in einem so leichten Anzuge sich befand, daß die Ritter ihre Augen von diesem unangenehmen Anblick wandten: ihren alten Vater mit der Verliebtheit eines Jünglings in den Armen eines verführten Weibes! Frau von West merkte die Verwirrung ihrer Söhne recht gut;

aber statt sie auf die richtige Art auszulegen, schrieb sie diese auf Rechnung ihrer Reize und bot den Jünglingen Wange und Mund, als der Vater sie zum Handkuß herbei rief.

Edelestin, der älteste der Brüder, ging am Abend des Beilagers mit den übrigen sechs in ein entlegenes Kämmerchen, zog sein Schwert und bat die Brüder mit ernster Stimme, auf dieses Schwert ihm zu schwören, daß keiner sich von den Liebkosungen der Gräfin wolle verführen lassen, das Bette ihres alten Vaters zu beflecken. Alle schworen einen gräßlichen Eid mit feierlicher Stimme und gelobten sich von neuem Treue und Liebe bis in den Tod. Hierauf fragten sie Edlestin, was er für Gründe zur Forderung dieses Schwures gehabt habe, worauf er ihnen entdeckte, daß ihn ein Zwerg gebeten habe, diese Nacht am innern Schloßthor seiner zu harren. Ich glaube, er ist von unserer reizenden Mutter abgesandt; denn nicht umsonst kredenzte sie mir heute den Becher so fleißig, setzte er zähneknirschend hinzu; wenn sie nun sieht, daß ich standhaft auf die Ehre meines alten Vaters halte, so wird sie sich gewiß an einen von euch wenden, und da bitte ich euch, meine teuren Brüder, gedenkt dieses eures Schwurs! Rache sei dem geschworen, der ihn bricht! Alle sechs Brüder wiederholten dies Gelübb, und sie gingen auf verschiedenen Seiten in den Saal zu den Tanzenden, wo sie ihren Vater taumelnd dem bräutlichen Gemache zuwanken sahen, ohne daß ihm seine Vermählte folgte, welche in einem lustigen Reihentanze begriffen war. Edlestin folgte unmerkbar seinem Vater, und ergrimmete, als er in dem Gemach ein paar fremde krausköpfige Buben fand, welche ihren Spott mit dem alten Mann trieben. Er jagte die Buben mit einigen derben Hieben von dannen, entkleidete sorgfältig

den alten trunkenen Vater, legte ihn zur Ruhe und rief dann einen der älteren Bedienten, welchem er die Sorge für seinen Vater übertrug, und da die Glocke bereits auf Mitternacht zeigte, begab er sich an das innere Thor des Schlosses, wo der Zwerg bereits seiner harnte und ihn durch einen unterirdischen Gang in einen Saal führte, wo Üppigkeit und Schwelgerei sich schweſterlich die Hand boten.

Als er so da stand und schon ärgerlich war, dies Abenteuer eingegangen zu sein, öffnete der Zwerg eine Seitentür, winkte ihm, näher zu treten, und verschwand in einem Gange. Der mißmutige Edleſtin näherte sich dem Zimmerchen, woraus ihm der Duft des lieblichsten Rauchwerks entgegen schlug, und sobald er auf die Schwelle trat, hub eine sanfte schmelzende Musik an, welche ihn von allen Seiten zu umgeben schien. Er sah sich schnell um, aber vergebens: sein forschendes Auge entdeckte nichts, und er begab sich vollends in das Kabinett hinein, wo in einer Nische auf einer weiß seidnen Ottomane Frau von West in einer der reizendsten Lagen von der Welt und in einem leichten, mehr entblößenden, als bedeckenden Anzuge lag. Der bescheidene Sohn blieb wie vom Blitz gerührt stehen und fragte steif und hölzern, wie ein preußischer Soldat: Madam! Sie haben mich hieher beschieden; was befehlen, was wünschen Sie von mir? — Welch eine kalte Frage! rief Frau von West, verstelle dich nicht, mein Teurer! Dein Auge hat mir längst die Wünsche deines Herzens verraten, und ich dachte, du müßtest mir es Dank wissen, daß ich dich über alle Verlegenheit hinweg sogleich zum Ziele führe. — Sie irren sich, Madam! antwortete der Ritter, ohne sie nur eines Blickes zu würdigen, es war von jeher die Pflicht der Ritter, die Ehre und das Eigentum



anderer in Ehren zu halten und zu schützen; aber doppelt heilig sind diese Pflichten gegen einen geliebten Vater. Ja, noch mehr: ich gestehe Ihnen, Sie waren mir zuwider im ersten Augenblick, als ich Sie sahe; denn in Ihren Zügen las ich Wollust und Verschlagenheit. — Halt! rief die Zauberin, nicht weiter in deinen Schmähungen! Und damit du deine Tugend immer so rein und unsträflich erhaltest, so werde sofort zu einem weißen Schwan und flattere in die fernste Wildnis, auf den einsamsten mit Schilf bewachsenen See! Ehe Edlestin noch ein Wort antworten konnte, ging der grausame Wunsch schon in Erfüllung, und er verließ tief seufzend das Zimmer der Zauberin, welche sich voll Unmut nach dem Schlosse begab, über Edlestins Starrsinn wütete und tobte und sich endlich an die Seite ihres alten Gemahls legte.

Vergebens hatten die übrigen Brüder auf Edlestin geharrt. Als es aber Tag ward und er nicht zurückkehrte, erfüllten sie das Schloß mit ihren Wehklagen, drangen in das Zimmer ihres Vaters und forderten den geliebten Bruder von der Hand der Frau von West, die aber die Verstellung so weit zu treiben verstand, daß der alte Vater seinen Söhnen befahl, das Zimmer zu verlassen und ihrer neuen Mutter das angetane Unrecht abzubitten. Er ward bei diesen Worten abgerufen, und da nur seine Gegenwart dem Zorn der Brüder Einhalt getan hatte, so brach dieser jetzt ohne Rückhalt los, und sie drangen mit Drohungen, welche sie gewiß erfüllt haben würden, auf sie ein. Aber wütend erhob sich die Zauberin und rief mit grimmiger Gebärde: Folgt ihm nach, dem argen Bösewicht! werdet, was er ist, ihr Unsinnigen, und teilt sein Schicksal! Sofort wurden die sechs Brüder zu weißen Schwänen und verschwanden auf den das Schloß um-

gebenden See. Als der Graf zurückkehrte, fand er seine Gemahlin in Tränen, und er mußte viele Bitten anwenden, sie zu besänftigen und Verzeihung für die raschen Jünglinge zu erhalten. Ach, hätte er das Schicksal dieser geliebten Kinder und die Teufelei seines Weibes gekannt! er würde der Zauberin den Dolch in ihr verrätherisches Herz gestoßen haben.

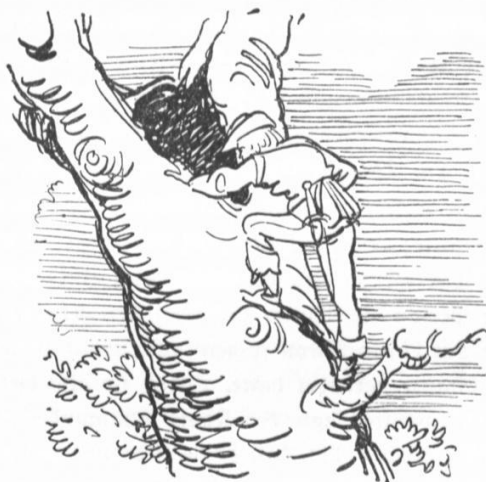
Als die Brüder am Abend nicht wiederkamen, war Kunigunde ganz untröstlich; sie weinte so kläglich die ganze Nacht, daß ihre alte Amme bittre Tränen vergoß und auf tausenderlei Pläne sann, wie sie doch erfahren wolle, wo die sieben Brüder geblieben seien. Die neue Gräfin war bei ihr in großem Verdacht; denn der Alten waren die Blicke nicht entgangen, womit sie die kraftvollen Jünglinge gemustert hatte. Noch weniger aber gefielen ihr die schändlichen Erzählungen, womit sie Kunigundens reines Herz zu vergiften dachte; aber sie verbarg ihren Argwohn dem holden Mädchen noch und riet ihr, die Götter zu bitten, ihre Brüder aus einer Bezauberung, worein sie gewiß gefallen seien, zu erretten.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Welt begrüßte, verließ Kunigunde, ohne geschlafen zu haben, ihr Bett und wanderte nach einem entlegnen Teile des Gartens, um dort in der Einsamkeit um so andächtiger für ihre Brüder zu beten. Sie sank auf ihre Knie nieder, faltete die Hände und wollte eben ein Gebet beginnen, als sieben weiße Schwäne sie umringten, welche sie an der Sprache sogleich für ihre Brüder erkannte, daher sie sie mit Tränen bat, ihr doch zu sagen, wie sie in diesen Zustand gekommen seien. Die Schwäne erzählten ihr, was sie, ihrer Schamhaftigkeit unbeschadet, von der schändlichen Geschichte hören konnte, worüber die arglose Kunigunde

so heftig erschrak, daß sie durchaus nicht wieder zu ihrer ruchlosen Mutter zurückkehren, sondern viel lieber das Schicksal ihrer Brüder teilen wollte. Du kannst uns erlösen, hub Edlestin zu dem weinenden Mädchen an, wenn du Mut und Standhaftigkeit genug hast, in sieben Jahren kein Wort zu reden, keine Träne zu weinen und alle Jahre ein Mannshemde zu verfertigen, welches aber deine einzige Arbeit sein muß; sehen wirst du uns in diesen ganzen sieben Jahren nicht, und erst am letzten Tage im siebenten Jahre werden wir, wenn du kein Wort gesprochen, keine Träne geweint hast, als vollkommene Männer wieder vor dir stehen. Kunigunde ging sogleich diese Forderung ein. Die sieben Jahre dünkten sie gar nicht lang, und sie begab sich mit Freuden zu einem hohlen Baume, worin sie sieben zugeschnittne Mannshemden fand, sagte ihren Brüdern ein trauriges Lebewohl und fing sogleich ihre Arbeit an.

Vier Jahre hatte sie schon in dem Baume zugebracht, vier Hemden waren fertig, und sie hatte in dieser ganzen Zeit kein lebendiges Wesen um sich her wahrgenommen als ein Vögelchen, welches ihr täglich Speise und Trank brachte und bei ihrer einfachen Mahlzeit sie mit seinem Gesang belustigte, als eines Tages Hörner-Getön und Hunde-Gebell aus der Ferne sich hören ließ; sie merkte die Annäherung einer großen Jagd und saß noch einmal so still, weil sie sich fürchtete, entdeckt zu werden. Aber ihre Vorsicht half diesmal nichts: die Hunde umgaben den Baum und bellten so unaufhörlich, daß der König, welcher hier jagte, neugierig ward und einem Jäger befahl, hinauf zu steigen und zu sehen, was in dem Baume befindlich sei. Der Jäger stieg hinauf und meldete seinem Herrn, daß ein wunderschönes Frauenzimmer darin sitze,

welche aber stumm zu sein schein; denn sie antworte auf alle Fragen kein Wort und schüttle immer mit dem Kopfe. Der König ward durch diese Erzählung neugierig; er stieg selbst an dem Baume hinauf, und da ihn Kunigundens



Schönheit in Erstaunen setzte, so befahl er ihr, gutwillig hervor zu kommen, sonst werde er Gewalt brauchen. Als sie sahe, daß es Ernst war, so fügte sie sich in die Nothwendigkeit, packte ihre Hemden zusammen und verließ mit der größten Behendigkeit den Baum. Ihre schlanke edle Gestalt entsprach dem schönen Gesicht, und da ihre Kleider ein vornehmes Frauenzimmer verrieten, so ließ ihr der König mit aller Achtung begegnen und sie in seinem eignen Wagen nach dem Schlosse fahren, wo er ihr ein paar hübsche Zimmer zu ihrer Wohnung anweisen ließ.

Als er sie aus dem Holze mit nach dem Schlosse nahm, hatte er gar keinen Plan mit ihr, als daß sie besser und bequemer leben solle. Als er sie aber täglich sahe, zog ihn

ihre Schönheit sehr an; selbst ihr Stummsein und die hohe Sanftmut, mit der sie sich betrug, machte sie ihm reizend, und er faßte den Entschluß, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Sobald er hierüber mit sich ganz einig war, ließ er ihr eine schöne Wohnung dicht an der seinigen bereiten und gab ihr Kleider, welche ihrem neuen Stande angemessen waren. Dann schrieb er an seine Mutter, die verwitwete Königin, machte ihr seinen Entschluß bekannt und bat sie, zu ihm herüber zu kommen und seine Braut kennen zu lernen. Die Königin Mutter war eine hochfahrende und stolze Frau, welche der Plan ihres Sohnes mit dem größten Ärger erfüllte; denn sie hatte ganz andere Pläne mit ihm, und es war ihr gar nicht gelegen, daß eine unbekannte stumme Person die Mutter des künftigen Königs werden und ihr auf einem Thron folgen sollte, welchen sie mit so vielem Glanze bekleidet hatte. Indeß sie alle diese Überlegungen anstellte, sagte der König Kunigunden auf eine feine und zärtliche Art, daß er sie liebe und sie, wenn sie ihn nicht hasse, bitte, seine Gemahlin zu werden. Sie reichte ihm mit einem freundlichen Kopfnicken ihre Hand; denn sie liebte den schönen guten König, und ihr edles Herz war über alle weibliche Ziererei weit erhaben. Sie währte sich in diesen Tagen der ersten Liebe unaussprechlich glücklich, und aus ihren herzlichen Liebkosungen konnte der Geliebte nur zu deutlich sehen, daß sie, inniger Empfindungen fähig, ihn aus voller Seele liebte. Mit der Ankunft der Königin Mutter verschwand die Heiterkeit der schönen Braut, und da diese sie wirklich stumm glaubte, also von dieser Seite ganz sicher war, daß ihr Sohn nichts wieder erfahren konnte, so behandelte sie die Arme vor seinen Augen äußerst freundlich, aber sobald er den Rücken wandte, fiel sie mit aller Wut eines erbitterten Herzens

über sie her und fügte ihr durch die schrecklichsten Schmähungen und Verwünschungen großen Kummer zu. Bald nach der Vermählung bemerkte der König den Widerwillen, welchen Kunigunde gegen seine Mutter hatte, und da er nur immer sah, wie gütig diese seine Gemahlin behandelte, so war ihm der Haß unerklärlich, welcher unverkennbar in ihrem schönen Gesicht herrschte, wenn die Mutter sie liebte. Da seine Mutter bald nachher abreiste, so ließ er die Sache ganz auf sich beruhen und lebte ein halbes Jahr mit seiner Gemahlin, welche ihr fünftes Hemd jetzt fertig hatte, sehr vergnügt.

Aber wie nichts in der Welt vollkommen ist, so war es auch das Glück dieser Ehe nicht; der König mußte in den Krieg ziehen, gerade als seine Gemahlin noch einige Wochen bis zu ihrer ersten Entbindung hatte. Da er nun nicht die Sorgen des Reichs, die Geschäfte der Krone einer stummen Frau übertragen konnte, so ersuchte er seine sich zu Anfang sehr weigernde Mutter, in das Schloß zu ziehen und nicht allein die ganze Regierung zu übernehmen, sondern auch bei der Entbindung seiner Gemahlin gegenwärtig zu sein. Diese Bitten paßten ganz in die boshaften Pläne der alten Königin, und sie eilte mit hoher Freude in die Residenz, wo sie triumphierend ihrer Schwiegertochter den Befehl des Königs bekannt machte, wovon sich diese auch mit ihrer gewöhnlichen Sanftmut ergab.

Als die Stunde ihrer Entbindung kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den sie voll Freude und Wonne an ihr Herz drückte. Aber wie ward ihr, als des Nachts die alte Königin kam, den Kleinen aus ihren Armen riß und vor ihren Augen ihn in den breiten Graben, welcher das Schloß umgab, warf! Schon wollte sie schreien; da gedachte sie ihrer Brüder: sie schwieg, aber eine helle Träne

rann über ihre blaffen Wangen, und sie ertrug es geduldig, daß ihr die Alte den Mund und die Hände mit Blut beschmierte und, nachdem sie sich selbst wieder gereinigt hatte, ihre Frauen rief und ihnen erzählte, die Königin habe ihr eignes Kind aufgefressen, wie man sehr deutlich an den blutigen Händen und dem Munde sehen könne. Die Frauen betrachteten ihre Gebieterin mit Entsetzen und Erstaunen; denn sie konnten sich die hohe Freude über das Kind und ihre jezige Lat gar nicht zusammen reimen. Alle liebten die gute schöne Königin, und reinigten sie von dem Blute, womit die Alte sie so reichlich besudelt hatte. Kunigunde drückte ihnen seufzend die Hände, zeigte auf ihre Schwiegermutter, nahm ihr Tuch und warf es gegen das Fenster. Sie ist verrückt! rief die Alte boshaft, laßt sie allein! Ich will sie schon bewachen. Aber Kunigunde faßte die Hände der Frauen, und ihre bittenden Mienen hielten sie im Zimmer zurück; denn sie fürchtete, die Alte möchte sie umbringen und ihre zwei jüngern Brüder dann nicht erlöst werden. Als die Königin Mutter das Zimmer verlassen hatte, nahm die Klügste der Wärterinnen ein Tuch, wickelte es wie ein Kind zusammen und legte es der Wöchnerin in den Arm; dann setzte sie einen Kopfschmuck der Alten auf, riß ihr das Kind aus dem Arme, öffnete das Fenster und warf es hinab. War es nicht so? fragte sie leise. Kunigunde nickte bejahend und zeigte nun noch sehr deutlich, daß die Mutter sie nachher mit Blut beschmiert habe. Die Wärterin war getreu und klug; sie glaubte nicht, daß ihre Gebieterin stumm sei, aber wohl, daß ein Gelübd ihre Zunge binde und sie gewiß zu ihrer Zeit wieder reden würde. Sie beobachtete von dieser Zeit an das Betragen der Alten und fand, daß sie ganz unbarmherzig mit der jungen Frau umging; aber sie schwieg, und wartete die

Rückkehr des Königs ab. Dieser ward durch einen Brief seiner Mutter von der Entbindung und dem Mord des Kindes benachrichtigt, und ergrimmt über diesen Frevel so sehr, daß er zurückschrieb, man solle die Mörderin sogleich in einen Turm sperren und gebieten, daß jeder Vorübergehende die Schändliche anspeie. Sein Befehl ward pünktlich vollzogen, und die unglückliche Kunigunde vollendete ihr sechstes Hemd in dem feuchten ungesunden Turme, wo sie den täglichen Mißhandlungen und Schmähungen des Pöbels ausgesetzt war.

Zu Anfang des siebenten Jahres kehrte der König zurück; er wollte seine unschuldige Gemahlin sogleich hinrichten lassen, aber die Wärterin theilte ihm insgeheim ihre Mutmaßungen mit, und der König erschrak über die bloße Möglichkeit dieser Idee. Er begab sich in den Turm, wo Kunigunde blaß und entstellt an ihrem letzten Hemde arbeitete. Bei dem Anblick ihres geliebten Gemahls hatte sie Mühe, ihre Tränen zurück zu halten; sie ließ die Arbeit sinken, schlug die Hände über der Brust zusammen und blickte wehmütig gen Himmel, als wollte sie sagen: Dieser allein kennt meine Unschuld! Der König ward durch ihren Anblick erschüttert; er nahm sie in seine Arme, führte sie auf das Schloß in ihre Wohnung zurück, und nachdem sie sich gebadet und gereinigt hatte, setzte er sie, zum Schrecken der Alten, in ihre vorigen Rechte wieder ein, welche auch bald, vor Ärger und Ingrimm zitternd, das Schloß verließ.

Kunigunde ward bald darauf wieder schwanger, und nähte mit großem Fleiß an ihrem siebenten Hemde, um es noch vorher zu vollenden; aber ihre Niederkunft über- raschte sie dennoch, und sie gebar zwei Töchter, die, schön wie der Tag, ein holdes Gemisch von den Zügen des



Vaters und der Mutter in ihren reizenden Gesichtern vereinten. Der König verließ seine Gemahlin keinen Augenblick; er freute sich der lieblichen Kinder und der innigen Zärtlichkeit, womit Kunigunde beiden ihre schöne Brust zur Nahrung reichte. Schon verließ die holde Wöchnerin ihr Bett wieder, und der König, welcher weder Wahnsinn noch Härte oder Lust zum Auffressen an seiner Gemahlin bemerkte, war sehr geneigt, sie ganz von der ihr angedichteten Ermordung ihres ersten Sohnes freizusprechen, und glaubte, mit einer guten Art hinter den Aufenthalt seines Sohnes zu kommen, wenn er recht kindlich seine Mutter, welche ihn doch immer geliebt hatte, darum bäte. Er schrieb ihr zu diesem Ende die Entbindung seiner Gemahlin und lud sie ein, herüber zu kommen und als Pate bei der Taufe seiner Töchter gegenwärtig zu sein. Die alte Mutter erschien, Bosheit im Herzen, Freundlichkeit in ihren Mienen, und freute sich ihrer Enkelinnen mit einer solchen Verstellung, daß der König selbst nicht wußte, was er denken sollte. Er sprach mit ihr über den Tod seines Sohnes und freute sich, daß seine Gemahlin diesmal doch gar keine Anwendung gehabt habe, den Kindern ein Leid zuzufügen, sondern ihrer im Gegenteil mit großer und wahrer mütterlicher Zärtlichkeit warte und pflege. Die Königin Mutter lächelte höhnisch und bat ihren Sohn, nicht zu früh zu richten; denn nichts könne sie von dem Glauben abbringen, daß seine Gattin eine Zauberin sei und gewiß noch ihn und das ganze Land unglücklich machen werde, und er könne sie sicher darnach beurteilen, ob sie die Taufe der Kinder nicht hindern und sie lieber ihren verfluchten Mitgenossen geben werde, um sie ihren Götzen zu opfern oder in den geheimen Künsten der Zauberei zu erziehen. Der König nahm sich vor, die ganze Nacht über

die Sicherheit der Kinder zu wachen, aber kaum hatte er den letzten Bissen bei der Abendtafel genossen, so entschlief er sanft, und die Grausame behielt freie Hand, der unglücklichen Kunigunde den letzten und ärgsten Poffen zu spielen; denn auch diese lag, kraft eines ähnlichen Schlaftrunks, wie ihn der König bekommen hatte, mit ihrer treuen Wärterin in einem tiefen Schlafe. Die holden Kinder folgten ihrem Bruder in den Schloßgraben, und ihre Stelle ersetzten ein paar häßliche graue Katzen. Als sie diese Untat ausgeführt hatte, begab sie sich voll höllischer Freude in ihr Schlafgemach und erwartete den Ausgang ihres höllischen Werkes.

Gegen Morgen stürzte der König totenblaß zu ihr hinein und erzählte ihr, daß die Kinder fort seien und statt ihrer ein paar scheußliche Katzen auf dem Bette seiner fest schlafenden Gattin herumkröchen. Siehst du meine Prophezeiung bestätigt? rief die Alte; laß die Zauberin heute am Tage verbrennen, ehe sie sich an deine Person und Reich wagt. Der Zorn des Königs fand diesen Vorschlag sehr gerecht; er ließ schnell einen Scheiterhaufen errichten, und als die unglückliche Königin erwachte, waren bereits alle Anstalten zu ihrer schleunigen Hinrichtung gemacht. Sie suchte ihre holden Kinder; aber sie schrak heftig zusammen, als der König im heftigsten Zorn ihr ihr Verbrechen vorwarf und den augenblicklich zu erwartenden schmachlichen Tod ankündigte. Sie ergriff augenblicklich ihr siebentes Hemde, an dem nur noch wenige Stiche zu nähen waren, und ging mit einer Gelassenheit, welche die Stifterin ihres Unglücks nur noch mehr empörte, den Weg ihres Todes.

Auf der letzten Stufe zum Scheiterhaufen schnitt sie den Faden des eben vollendeten Hemdes ab, und in dem-

selben Augenblicke sprengten sieben stattliche Ritter auf weißen Pferden einher, umringten den Scheiterhaufen, nahmen die froh verwunderte Kunigunde herab und drangen durch das Volk mit ihr zum König, der weinend in



seinem Zimmer saß und es nicht über sich vermochte, die ihm so teuer gewesene Gattin leiden und sterben zu sehen. Er hörte das Getümmel im Schlosse schon von ferne, und war ganz starr vor Freude, als sich die Thür öffnete und seine Gemahlin mit ihren Kindern im Arm hereintrat. Vor ihr lief ein schöner Knabe, und hinter ihr folgten die sieben Ritter, die alle gesund und wohl waren; nur dem sechsten der Brüder fehlte ein Auge, das er durch jene Träne verlor, die Kunigunde um den Verlust ihres Sohnes weinte. Meine Gattin! meine Kinder! rief der erstaunte König, und seine Freude vermehrte sich noch, da Kunigunde zu reden anfing und, von Cölestin unterstützt, ihm die ganze Geschichte ihrer Leiden und ihres Gelübdes erzählte. O, du treue, treue Schwester! rief der glückliche Mann und Vater; du bist eine seltene Perle! Ich will dich bewahren, wie den Apfel meines Auges! Er umarmte die Brüder, und fragte, wie sie zu den Kindern gekommen seien, worauf sie ihm sagten, daß sie immer unsichtbar ihre

gute Schwester umschwebt hätten und also auch zugegen gewesen seien, als seine Mutter die Kinder nach ihrer Meinung in den Schloßgraben, aber ihnen in die Arme geworfen habe.

Man suche meine Mutter! rief er erzürnt, ihres Verbrechens und boshaften Rats gedenkend. Aber während Kunigunde sich bemühte, die Liebe ihres Gemahls zum Besten ihrer Peinigerin zu benutzen, erfuhr diese nicht nur die Rettung der Unschuld, sondern auch die Anwesenheit der von ihr getöteten Kinder und sieben fremder Ritter. Gefoltert von der Angst vor ihrem Sohn und von ihren eigenen Gewissensbissen gequält, stürzte sie sich aus dem hohen Fenster in den Schloßgraben hinab, wo sie auch gleich ihren Tod fand, und jede Rettung zu spät kam. Der Leichnam ward seinem Stande gemäß mit aller Pracht beigesetzt, und die glücklichen Menschen freuten sich, von dieser bösen und ohne Ursach hassenden Frau erlöst zu sein.

Als der erste Rausch der Freude vorüber war, gedachten sie auch ihres alten Vaters, und reisten nach einigen Tagen sämtlich nach seinem Schlosse, wo sie ihn in einem hohen Alter, aber fast in dem Zustande eines Kindes fanden. Er erinnerte sich ihrer nur mit Mühe und schauderte zusammen, als sie nach seiner Frau fragten. Das Schloß war wie ausgestorben, der Hof mit hohen Messeln bewachsen, und ein treuer Diener gab ihnen folgende traurige Auskunft: daß bald nach dem gänzlichen Verschwinden seiner acht Kinder der alte Herr wie sinnlos geworden sei; er habe seine Gemahlin mit Vorwürfen überhäuft und sie so gequält, daß sie endlich das Schloß verlassen, alle Schätze und zugleich seine Bewohner mitgenommen habe und nur er allein bei seinem alten Herrn zurückgeblieben sei. Sie dankten dem guten Alten für seine Treue und

nahmen ihn und seinen kindischen Herrn mit fort. An dem Park, wo das Landhaus der Frau von West lag, stieg Eblestin vom Pferde und wollte dorthin gehen; aber er fand einen wüsten leeren Fleck, und sie kamen dahin überein in ihren Vermutungen: daß eine gottlose Fee, unter der Maske der Frau von West, gesucht habe, sie alle unglücklich zu machen, daß aber ihre Tugend den Sieg davon getragen habe. Sie machten in der Folge nur Eine Familie aus, und die guten Ritter wiegten mit Vergnügen die schönen Kinder Kunigundens auf ihren Knien.



# Schneewittchen

## Ein Märchen

### Personen

Der König

Die Königin

Schneewittchen, des Königs rechte Tochter,  
der Königin Stieftochter

Adelheid, der Königin rechte Tochter, des Königs Stieftochter

Franz und Peter, Jäger

Minister und Räte

Gärtner

Zwei Diener

Zwergenkönig nebst sechs andern Zwergen

Drei Genien

Erster Akt  
(Zimmer im Palast)

---

(König und Königin)

Königin

Ja, ja, mein König, mein Gemahl,  
Verschwiegen hätt ichs Euch so gern,  
Wie Eure Tochter schon so früh  
Vom Weg des Guten abgekommen,  
Um Euch den Kummer zu ersparen;  
Doch ärger wirds mit jedem Tag.  
Ihr müßt recht ernstlich sie bestrafen.  
Denkt nur, ein Beispiel will ich Euch  
Erzählen, das mir ihre Bosheit  
Recht offenbarte.

König

Ach mein Kind!

Königin

Jawohl, es schmerzt mich auch, daß sie  
Den besten Vater also kränkt;  
Denn höret, wie sie gottlos ist:  
Im Garten ging ich heute früh,  
Und als ich um die Ecke dort  
Nach jener dunkeln Laube bog,  
In der wir noch vor wenig Tagen  
Jüngst Euern Namenstag begangen,  
Da seh ich noch Schneewittchen springen  
Und seh am Boden etwas liegen.  
Doch als ich näher kam, so lagen

Die schönen Blumentöpfe all  
Zertrümmert da und all die Blumen  
Geknickt, die wir an jenem Tag  
Für Euch dort aufgestellt, und die  
Euch, wie Ihr sagt, so sehr gefreut.

König

O, kann denn so ein boshaft Herz  
In einer solchen Schönheit wohnen?

Königin

Das ist ihr Unglück eben, daß  
Sie solche außerordentliche,  
So wunderbare Schönheit hat;  
Denn von der Wiege an schon hat  
Ihr alle Welt geschmeichelt, und  
So ward ihr Sinn schon früh verkehrt:  
Die Eitelkeit wuchs immer mehr,  
Und weil Ihr jüngst, nach meinem Rat,  
Sie schmältert, sinnt sie schon auf Rache.

König

Doch wär es möglich, daß sie nur  
Den äußern Schein hat gegen sich:  
Ein anderer hat vielleicht die Tat,  
Die uns von ihr zu kommen scheint,  
Aus böser Neigung gegen mich  
Berübet; oder wenn mein Kind,  
Schneewittchen, sie beging, so tat  
Sie es nicht grad aus bösem Sinn,  
Vielleicht mit unvorsichtger Hand.



Königin

Ja, ja, beschönigt nur die That!  
So wird sie selber sagen, wenn  
Ihr sie darob befragt.

König

Ich will  
Sie selbst einmal darum befragen.  
Man bringe sie zu mir.

Königin

Sie sitzt  
Bei meiner Tochter Adelheid.  
Zwar ungern laß ich sie bei ihr,  
Weil man im Sprichwort sagt: Es steckt  
Ein fauler Apfel nur die guten,  
Gesunden Apfel an, nicht aber  
Im Gegenteil; ein frischer Apfel  
Macht nie den faulen mehr gesund.  
Und doch laß ich sie oft bei ihr;  
Denn nicht als Stiefkind halt ich sie:  
Noch mehr beinah tu ich an ihr,  
Als ich an meiner Tochter tu. (Im Abgehen)  
Ich will sie gleich herunter schicken. (Ab)

---

König (allein)

O, Kind, was machst du mir für Jammer!  
Ich liebe dich so sehr; du warst  
So teuer meinem freudeleeren,  
Gepreßten Herzen! — Ach und sollt  
Ich solches Herzeleid an dir

Erleben, daß du boshaft wärst? —  
Und doch? — kaum kann ich solches glauben,  
Wenn ich sie sehe, diese Züge,  
So ähnlich ihrer selgen Mutter.

Schneewittchen (kommt zur Türe herein)

König

Dort kommt sie jetzt! — Wie sich mein Herz  
Bewegt —, wie es so rasch dem guten,  
Geliebten Bild entgegenstrebt.  
O nein! Der Engel hat kein Falsch.  
Mein Kind!

Schneewittchen

Mein Vater?

König

Sprich, wie geht dir's?

Schneewittchen (an seinem Halse)

O, lieber Vater, mir geht's gut,  
Ich war auch heute schon im — —

König

Nun?

Was stockst du? warum schweigst du denn  
So plötzlich still?

Schneewittchen

Im Garten war ich

Und hab dir einen Rosenstock  
Gepflanzt! — Ach! —

König

Was ist denn das?

Was seufzest du denn so, mein Kind?

Schneewittchen

Ach, Vater — ach — im Garten ist —

Ich habe — ach, ich war —

König

Nun, nun?

Was sprichst du denn nicht grad heraus?

Schneewittchen

Ich will dir's sagen, wenn du mir

Versprichst, nicht böß zu sein darum.

König

Wenn es nichts Bößes ist, mein Kind,

So will —

Schneewittchen

Ach nein, aus bößem Willen

Geschah es nicht, mein Vater, nein!

Ich war im Garten diesen Morgen,

Da wurden deine Lieblingsblumen

Aus Unvorsichtigkeit, mein Vater,

Aus bloßer Unbedachtsamkeit

Vom Bret herabgeworfen.

König

Nun,

Das weiß ich schon, und der Verdacht

Ruht ganz auf dir, du hättest es  
Mit Fleiß getan.

Schneewittchen

Ich hätte getan  
Mit Fleiß? Ach nein, es war allein  
Aus Ungeschick, aus Unbedacht.

---

(Königin kommt mit Adelheid)

Königin

Nun, mein Gemahl?

König

Sie tat es bloß  
Aus Ungeschick, aus Unbedacht.

Königin

Was? Unbedacht? das mache mir  
Nicht weis, Schneewittchen! denn ein Brett  
Mit vierundzwanzig Blumentöpfen,  
Das noch dazu so sicher stand,  
Aus bloßer Ungeschicklichkeit  
Auf einmal umzuwerfen, sieh,  
Das ist unmöglich; und dazu  
Bist du doch sonst stets so geschickt!  
Ei, ei, Schneewittchen!

König

O, mein Kind,  
Schneewittchen, warum bist du nicht  
Aufrichtig, wie du ehemals warst?

Königin

So sprich, was du dagegen weißt.

Schneewittchen

(dem König und der Königin um den Hals fallend)

O Mutter —, Vater —, lasset dies  
Und fraget mich nicht weiter mehr;  
Nur glaubts mir, daß ich schuldlos bin.  
Ich bins wahrhaftig! ja, ich bins.

König (zur Königin)

So lassen wirs?

Königin

Was? lassen? jetzt?  
Da sie dazu noch fälschlich schwört?  
Ei, ei, das Schwören kömmt dir ja  
So gar zu leicht!

Schneewittchen

Es fällt mir leicht,  
Wenn ich mich wirklich schuldlos weiß.  
— O, glaub es Vater, sieh, ich bin  
Im Innern auch so rein, und mein  
Gewissen ist so weiß, als meine  
Schneeweiße Haut.

Adelheid

Ei, ei, du tußt  
Auch gar zu dick mit deiner Haut,

Als gäb es niemand mehr, der auch  
So eine weiße hätt als du.

Schneewittchen

So, Adelheid? vergiltst du so?

Königin

Ja, ja, die Adelheid hat recht.  
Du bist ein eingebildet Ding,  
Ein naseweises eitles Kind,  
Das nur mit äußerer Schönheit prunkt. (Zum König)  
Da seht Ihrs nun, mein Herr Gemahl,  
Wie tief sie schon gesunken ist:  
Zuerst begehrt sie Fehler, und  
Mit Vorsatz, leugnet diese dann  
Und prahlt und ist noch stolz sogar  
Mit ihrer weißen Haut und meint,  
Um dieser willen sollte man  
Die Bosheit gar am Ende ihr  
Noch übersehn!

König

Ei, pfui, mein Kind!

Schneewittchen

O, mein geliebter Vater! nein,  
Gewiß, gewiß bin ich unschuldig.

Diener (tritt auf)

Der Gärtner Ithro Majestät  
Ist da; er bittet um Gehör.

Adelheid

Mir wird so übel, liebe Mutter,  
D, laß mich auf mein Zimmer bringen.

König

Dort auf den Sopha setze dich,  
Du liebe Adelheid.

Adelheid

O nein!

Will hinauf nach meinem Zimmer gehn.

König

Nein, nein, mein Kind, du scheinst mir  
Zu sehr erhitzt, die Wangen glühn  
Dir ja wie Kohlen, darum halt  
Dich ruhig. (Er führt sie hin)

Diener

Soll der Gärtner denn  
Herein? Befehlens Ihro Majestät?

König

So bring ihn denn.

Diener (ab)

Adelheid

O Mutter, Mutter,  
Ach! mir wird gar zu weh.

Schneewittchen (hält ihr das Haupt)

Wie ist's?

Adelheid (windet sich los)

Geh, laß mich, laß mich, daß du nicht  
Die schöne weiße Haut verdirbst.

Königin

Es wär ja gar zu schad dafür.  
(Sie ist mit Adelheid beschäftigt, hört aber auf alles)

Gärtner (tritt ein)

Ihr Majestät, ein Unglück ist  
Mir heut an Dero Lieblingsblumen  
Geschehn; doch ohne meine Schuld.

König

Gut, alter Jakob, gut, ich weiß  
Es schon. Ich wollte nur, du wärst  
Es, der es tat, gern wollt  
Ich dir verzeihen.

Gärtner

Nein, bei Gott!  
Das wollt ich nicht! s ist aber doch  
Bei meiner Treu nicht schön für ne  
Prinzessin. Wärs denn nur Gotts Will  
Und wärs aus Unglück g'schehn! doch so!  
Denn anders kann ichs wohl nicht heißen,  
Als bösen, bitterbösen Mutwill.



Königin

Siehst du, Schneewittchen? hörst du nun?  
Von solchen Leuten mußt du dir  
Jetzt schon so was gefallen lassen.

Gärtner

Ei, was? o nein, Schneewittchen nicht.  
Der Engel? Nein! bei Gott, auf Händen  
Sollt man ihn tragen. — Ja werd mir  
Nur rot! — Mein Gott, ich alter Narr!  
Verzeihen Sie mir nur, ich mein  
Halt, wenn ich so den Engel seh,  
Ich müßt ihn duzen, wie mein leiblich,  
Mein eigen Kind. — Nein sie ist's nicht!  
Die andere, die größte ist's,  
Prinzessin Adelheide wars.

König

O Gott, ich atme wieder frei.

Königin

Was, Adelheide? nein, das lügt  
Ihr alter Sünder! Nimmermehr!

Gärtner

Ein alter Sünder bin ich, leider Gott,  
Und Sünder sind wir Menschen all;  
Doch niemals hab ich Böses noch  
nem Menschen nachgeredet, sei's  
Denn, daß ich ihn mit bessern konnt,

Und wenn es wirklich denn so war.  
Drum sagt ichs jetzt auch grad so raus.

Königin

Das müßt Ihr ihr beweisen können.

Adelheid

Gehört? — beweisen sollt Ihr mirs!

Gärtner

Beweisen? ja Poß Blut! das hått  
Ich schier vergessen.

Königin

Nun? wie stehts?

Gärtner

Prinzessin, hier hab ich Ihr Strumpfband,  
Das Sie im Laufen heut verloren haben (Übergibt es ihr),  
Wie Sie mich kommen hörten mit  
Dem lieben Engel dort.

(Adelheid läuft ab, die Königin ihr nach)

König

So wärst

Du schuldlos denn? Warum verhehltest  
Du aber Adelheidens Tat?

Schneewittchen

Ich sah die Blumentöpfe liegen  
Und lief ihr nach und holt sie ein.

Da fiel sie mir um meinen Hals  
Und weinte bitterlich und bat,  
Ich sollt es doch nicht sagen; denn  
Unmutig sei sie gewesen  
Und habe nicht bedacht, was sie getan.  
Nun es geschehn sei, reue sie.  
Und ich versprachs ihr, nichts zu sagen;  
Denn, dacht ich da, wer weiß, was ihr  
Begegnet ist.

König

Und den Verdacht  
Nahmst du auf dich? — O Engel, Komm,  
Komm an mein Herz.

Schneewittchen (auf seinem Schoße)

Mein lieber Vater!

Gärtner

Ja, ja, Ihr hohe Majestät,  
Ein Engel Gottes ist das Kind,  
Und Wunder müssen seinetwegen  
In unserm Lande noch geschehen.

---

(Garten. Abends, Mondschein)

(Königin, Franz)

Königin

Nun, hast du mich verstanden, Franz?

## Franz

Ja, Ihre Majestät. Sobald  
Schneewittchen diesen Abend in  
Den Garten kömmt, schleich ich mich gleich  
Mit meinem Peter nach, und wenn



Sie recht, im Spiel und im Gesang  
Vertieft, vergessen da sitzt, brechen  
Wir aus dem Hinterhalt hervor,  
Und morgen bringen wir Euch denn,  
Hochedle Frau, des Mädchens Herz.

Adelheid (kommt gelaufen)

O, Mutter, Mutter, sieh, dort stehts!  
Ach Gott, es kommt schon auf mich her.

Königin

Was ist dir, Adelheid? Warum  
Verbirgst du so dein Angesicht?  
Was ist's?

Adelheid

Ach nichts, es war ein Traum!

Königin

Kind, geh und lege dich zur Ruh.

Adelheid

Ich gehe schon. Gut Nacht! (Geht)

Königin

Gut Nacht!

Adelheid (kommt wieder)

Denk, liebe Mutter, denke nur,  
Mir träumt, ich sähe deine Hand  
Vom Blute rot, und eine weiße  
Furchtbare Frau nickt mir und sprach,  
Ich wäre schuld an deiner Sünde.  
Gut Nacht! (Ab.)

Königin

Gut Nacht. Was war denn das?  
Einfältig Mädchen! nicht wahr Franz? — —  
— Doch, Franz, mir fällt was anders ein. —  
Komm hier herein, ich höre Tritte;  
Schneewittchen kommt da schon gegangen.  
Komm, laß uns diesen Weg einschlagen.  
Hier will ich dir den Plan denn sagen. (Beide ab)

---

### Schneewittchen

Ah, es ist schön kühl und auch so hell,  
Ich hab doch etwas Furcht; weiß nicht,  
Warum. War heut so gern im Haus  
Geblieben; doch der Vater will  
Sein Lieblied hören. Wart, hier setz  
Ich mich auf diese Bank. Von hier  
Aus hört ers noch am besten drüben.

(Präludiert auf der Zither)

He, Vater, hörst dus auch da drüben?

König (drüben aus dem Fenster)

Ja, ja, mein Kind, recht hell und voll  
Trägt mir die Luft die Töne rüber.

Schneewittchen (spielt und singt dazu)

Sonne ist hinab gegangen,  
Goldne Sterne sind gekommen,  
Mond hat Strahlen angenommen,  
Scheinet mir auf meine Wangen.

Lebt in mir ein still Verlangen;  
Freude, die so schön entglommen,  
Ach, sie hat ein End genommen,  
Und mich quält ein leeres Bangen.

Tag hat sich der Erd entzogen,  
Dunkle Nacht kam angeflogen:  
Nacht ist trauerschwarz umgeben.

Mutter, weil du mir entschwunden,  
Will mein Herz nicht mehr gesunden:  
Nacht ist jetzt mein ganzes Leben.

(Greift einige Akkorde)

König (von drüben)

Recht schön! ich danke dir, mein Kind.  
Du hast mir ordentlich das Herz  
Durch dieses schöne Lied erquickt.  
Doch gute Nacht, mein Kind.

Schneewittchen

Gut Nacht! (Für sich)

Ich bleibe noch und spiele noch,  
Der Abend ist doch gar zu schön. (Spielt und singt)

Dort, über jenen Tannen,  
Da stehn zwei goldne Stern:  
Der eine geht von dannen,  
Der andre hielt ihn so gern.

Dem König träumts so schwer  
Wohl um die Mitternacht,  
Als wollt sein liebes Lächterlein  
Von hinnen ziehen bald.

„Ach, Tochter, liebe Tochter,  
Was willst verlassen mich?“  
„Herzlieber, lieber Vater,  
Leb wohl und weine nicht.

Ich wollt dich nicht verlassen,  
Herzlieber Vater mein;  
Mich reißt Gewalt von hinnen,  
Leb wohl, o Vater mein!“

„Reißt dich Gewalt von hinnen,  
Muß ich in Trauern stehn;  
Wohl an dem frühen Morgen  
Die Sterne all vergehn.“

Und als der König fraget:  
„Wo ist mein Tochter, schön?“,  
Sein Stern war untergangen,  
Die Tochter nicht zu sehn,

Die Tochter nicht zu finden  
Wohl über Berg und Thal;  
Da liefen seine Tränen,  
Ja Tränen allzumal.

Dort über jenen Tannen,  
Da steht der Stern allein;  
Der eine ging von dannen  
Und kehret nimmer heim.

Wohl in der stillen Laube  
Der König sitzt allein — —

Franz und Peter  
(fallen über Schneewittchen her und führen sie weg)

Schneewittchen

Ei, böser Mann, was habt ihr mich  
Erschreckt? was wollt ihr denn mit mir?  
Was fällt euch ein? O laßt mich los!

Franz

Mordkerl! Peter! stopf ihr ein Tuch ins Maul! Sie  
schreit uns ja sonst, und drüben im Schloß regt sich noch.

Peter (tuts, Schneewittchen sträubt sich. Sie reißen sie mit  
Gewalt nach)

Ja, wehre dich nur, wir bringen dich doch fort. (Ab)



## Der König

Ich hab ein Lärmen da gehört;  
Es ist doch nichts, denn alles ist  
Ja ruhig hier. — Schneewittchen, scheint's,  
Ist weggegangen. — Ach, ich weiß  
Nicht, wie mir ist. Mir dünket alles  
So traurig. Bang, beklommen schlägt  
Das Herz mir, und die Augen stehn  
Mir schon den ganzen Tag voll Tränen,  
Als müßt ich weinen, und ich weiß  
Doch nicht, warum. Soll's Ahnung sein?  
So muß ein großes Unglück mir  
Bevorstehn. Doch was es auch sei,  
Ich will es tragen. Bin ich nicht  
Schon überschwenglich durch mein Kind  
Gesegnet, das so engelfromm,  
Als hätte es der Himmel mir  
Geschenkt! — Doch spät schon dächt es mir.  
Muß doch hineingehn jetzt; denn morgen  
Gibts wieder viele hundert Sorgen,  
Die meines Staates Wohl bezwecken  
Und früh mich aus dem Schlummer wecken. (Geht ab)

---

(Wald. Mitternacht)

(Schneewittchen, Franz, Peter, ruhend)

Peter

Wo sollen wir sie denn eigentlich hin bringen? Auf den gläsernen Berg? Dafür bedank ich mich; der ist gar glatt. Da ist mir meine Nase viel zu lieb. Und wer weiß dann

auch, wer auf dem Berg haust? Man könnte am Ende uns selbst für den Braten ansehen, den sie da kriegen sollen.

Franz

Da könntest du auch oft versuchen, bis es dir einmal glückte, hinauf zu kommen. Den haben wohl schon viele ersteigen wollen; wenn sie aber ein paar Schritte hinauf kamen, so mußten sie gewöhnlich wieder Extrapost auf Händen und Füßen hinter sich herunter fahren.

Peter

Wer wohnt denn darauf?

Franz

Man weiß es nicht bestimmt. Es sollen sieben Zwerge droben wohnen, obs aber gute oder böse Geister sind, das weiß man nicht. Sie sollen aber außerordentlich mächtig sein, und deswegen hat jedermann ungeheuern Respekt vor ihnen.

Schneewittchen

(mit gebundenen Händen und verstopftem Munde fällt vor ihnen auf die Knie)

Franz

Sieh, sieh, Peter! mach ihr doch das Tuch einmal los, daß sie sagen kann, was sie will.

Peter (indem er das Tuch abbindet)

s ist mein Seel schad um sie, es ist ein schmuckes Mädel.

Schneewittchen

O Peter, hab Barmherzigkeit;

Laßt mir das Tuch doch von dem Mund,  
Denn ich ersticke sonst.

Franz

Ja; wenn  
Du aber schreist, bist du des Todes.  
Sieh, dies Jagdmesser stoß ich dir  
Beim ersten Laute durch dein Herz.

Schneewittchen

Gewähret mir nur eine Bitte;  
Sagt, wo ihr mich hinbringen wollt.

Franz

Deine Stiefmutter trugs uns auf, wir sollten dich dort,  
wo der Wald noch dichter ist als hier, in den Brunnen  
werfen, der der Zwergenbrunnen heißt.

Schneewittchen (weint)

Was hab ich ihr denn getan? ach, warum soll ich denn  
so unschuldig sterben? Hab ja nichts Böses getan. Warum  
führt man mich heimlich fort?

Peter

s ist wahr, s ist schad fürs Kind. Hör Franz —

Franz

Pfui! schämst dich nicht? Weils Mädcl ein wenig flennt,  
willst gleich schon Mitleid mit ihr haben! Was ist dar-  
nach? s ist's Erste nicht, das wir unserer Herrschaft, der  
Königin, von der Art tun.

Peter

Aber so ein junges Blut, so unschuldig.

Schneewittchen

O Franz, hab Mitleid! will auch alle Tage für Euch beten.

Franz

Ei was, brauch dein Gebet nicht. Deine Stiefmutter zahlt besser, mit klingender Münze. Das kann ich besser brauchen. — Was Teufel! was kommt dort durch den Wald her mit Fackeln?

Peter

Mein Seel! (Springt auf.) Jetzt Franz, jetzt gilts!

Franz

Was isfs? — So schlagen alle Wetter drein, es sind die sieben Zwerge.

Peter (springt fort)

Ich lauf.

Franz

Ich bleibe auch nicht länger. Verwettert! müssen die grad kommen? — Schneewittchen, gib mir ein Stück von deinem Kleid.

Schneewittchen

Wozu? ach Gott, warum? — Was willst —

Franz (reißt ihr ein Stück los)

Nur her! (läuft ab)

### Schneewittchen

Ach böse Mutter, du, wie viel  
Hast du mir Böses angetan  
Und wie viel Böses meinem Vater!  
Nun mußt du gar mich von ihm trennen.  
Mein Leben wolltest du mir nehmen.  
Ach, gerne hätt ichs ja gelassen,  
Wenn ich dich glücklich machen würde  
Und auch den besten Vater, der  
Mir so viel Gutes tat, der mich  
So lieb hat; o wie wird er jammern,  
Wenn er mich nicht mehr finden wird.  
O, Vater, Vater! wer wird dir  
Dein Lieblingslied jetzt spielen? wer  
Mit dir von meiner ersten, guten,  
Verstorbenen Mutter reden? wer  
Die Falten dir von deiner Stirne  
Wegküssen? — ach mein Vater, Vater!

(Weint heftig)

Was wird aus mir jetzt werden, ach,  
Da kommen nun die sieben Zwerge,  
Und ich kann nicht mehr weiter kommen;  
Hab mir die Füße wund gelaufen.

---

(Palast. Zwei Diener stellen Stühle zurecht)

Erster Diener

Bald schnür ich meinen Ranzgen und laufe, so weit mich  
meine Füße tragen.

Zweiter Diener

s ist, meiner Treu, auch zu arg.

### Erster Diener

Es wird mir leid tun, unsern guten Herrn zu verlassen, aber die Frau Königin, die machts doch auch gar zu arg.

### Zweiter Diener

Man meint, es sei ein Stück vom Teufel im Hause, seit die hier ist. Da war doch die vorige Königin eine ganz andere Herrschaft.

### Erster Diener

Das weiß Gott. Aber die — ei: „Ich wollte lieber bei einem Drachen wohnen, als bei einem bösen Weibe.“ Sieh, das steht in der Bibel, und das fällt mir halt immer ein, wenn ich an sie denke.

### Zweiter Diener

Die vorige war ein wahrer Engel, aber das schöne Schneewittchen wird gerade so.

### Erster Diener

Poß! da fällt mir ein, man weiß heute nicht, wo es hingekommen ist. Ihre Amme sucht sie schon seit Sonnenaufgang.

### Zweiter Diener

Was? — O hör, wenn das ist, weiß ich nicht, was ich denken soll. Ich hab so meine Vermutung darüber. Die Königin war ihr immer auffässig; weißt du? —

### Erster Diener

Du hast recht. Das war aber doch ganz abscheulich.

### Zweiter Diener

Weiß es der König schon?

Erster Diener

Ach Gott, der gute Herr dauert mich nur. Nein, ich glaube, nicht.

Zweiter Diener

Dort kommt er.

Erster Diener

Komm, wir gehen. (Geht.)

Zweiter Diener

Muß erst noch fragen, ob die Majestät nichts zu befehlen hat.

—

König (kommt)

Gutn Morgen, Jak.

Jakob

Befiehlt mein König

Etwas?

König

Ja, gehe hin und rufe  
Schneewittchen, sie soll zu mir kommen.

Jakob (ab)

König

Das liebe Kind! heut blieb es aus.  
Sonst bringt es mir doch jedesmal  
Den Morgengruß. Ich bracht ihm hier  
Zwei neue, goldne Ohrgehänge,  
Armspangen und ein gülden Kreuz,

Mit edlem Diamant besetzt,  
Und einen reichen Fingerring,  
Den Trauring ihrer selgen Mutter;  
Den soll es mir von nun an tragen.  
Wie wird es sich darüber freuen!  
Ach, es verdient die Freude wohl;  
Es macht ja mir auch viele Freude,  
Und nun, bei ihrer zweiten Mutter  
Hats eben nicht die besten Tage.

---

Amme (von Schneewittchen)  
Ihr Majestät —

König

Was gibt's? Schneewittchen  
Ist doch nicht krank geworden?

Amme

Es ist mir bang, Ihr Majestät; denn gestern war mir nicht ganz wohl: ich legte mich bei Zeit, doch Schneewittchen sagte, sie solle Thro Majestät noch im Garten Dero Lieblingslied spielen, und diesen Morgen, wie ich, sie zu wecken, an ihr Bettchen kam, weil sie mir über die gewöhnliche Zeit liegen blieb, da war es noch frisch geschüttelt, und Schneewittchen laß ich suchen überall und suche selbst im ganzen Schloß, im Garten, aber nirgends kann ich es erfragen.

König

Schneewittchen fort? — was — hör ich recht?

Amme

Es ist nicht anders, Thro Majestät,  
Doch hoffen wir sie noch zu finden.



König

O Gott, bin ich zum Kummer nur allein  
Auf dieser Welt geboren worden?  
Mein Kind, mein einzig frommes Kind  
Ist fort? — o saget, fand man keine —  
Gar keine Spur? Sind Boten fort?  
Nach allen Seiten schicke man.

Amme

Es ist geschehn; acht Boten sandt  
Ich aus; sechs kamen schon zurück,  
Ganz hoffnungslos und ohne Spur.

König

Mein Kind, mein einziges geliebtes,  
Geliebtes Kind! O wärst du nicht  
So schön, so fromm, ich würde dich  
Viel eher denn noch missen können —  
Das beste Kleinod meines Reichs  
Ist mir mit dir dahingegangen.

Amme

O, Majestät! ich will zwar schweigen,  
Doch so viel muß ich Euch nur sagen:  
Es gibt gar böse Leute jetzt  
In Eurem eignen Schlosse hier.

König

Mein Kind, mein Kind!

---

Jakob (kommt)

Zwei Männer sind  
Im Vorfaal, bitten um Gehör.

König

Nichts ist mir wichtig mehr, ich kann  
Jetzt nichts mehr hören.

Jakob

Doch, mein Herr,  
Sie bringen Nachricht von Schneewittchen.

König

Wie? von Schneewittchen? eilig sollen  
Sie kommen; bring sie schnell herein.

Jakob (ab)

König

So lebt sie doch, ist nicht auf immer  
Entrissen meinem Vaterherzen.

Amme

Gott Lob und Dank! ich hatt mir schon  
Das Allerärgste vorgestellt.

---

Franz und Peter (kommen)

König

O, Himmelsboten, seid mir beide  
Willkommen! spricht, wo lebt es nun,  
Das liebe Kind? — —

Franz und Peter (schweigen)

Was schweigt ihr denn?

Ihr seht mir ernst, unruhig aus.

O, Gott, mir ahnt nichts Gutes! — Sprecht,  
Was bringet ihr für Botschaft denn?

Franz

Wir gingen heut, wies halt Gebrauch  
Bei uns Waidmännern ist, noch vor  
Der Morgendämmerung in den Forst,  
nen schönen Sechzehnder zu  
Erjagen. Wie ich dann beim Brunnen  
Dort steh, wohin mich seine Fährte,  
Die ich verfolget, hin gelockt, —

König

Ich steh auf Kohlen; macht doch schnell!

Franz

Nun ja, da hör ich ein Geschrei,  
Ich eile hin, und seh, wie eben  
Zwei Wölf an einem Mädchen fressen;  
Die Beine waren weggefressen,  
Und eben —

König

Ach! und dieses war  
Schneewittchen?

Franz

Laut rief es mir zu,  
Ich sollte doch schnell fliehen vor  
Den Wölfen, daß sie mich nicht auch  
Zerrissen.

### König

Ja, das war sie, noch  
Im Tod um andrer Wohl besorgt.  
Und Ihr? Ihr liebt? Ihr feiger Mann!

### Franz

Ich lief nicht, nein, ich blieb. Verdammst  
Mich nicht, mein König, vor der Zeit.  
Ich schoß, allein ich streifte nur  
Den einen, und dem andern schoß  
Ich mit derselben Kugel sein  
Ohrfläppchen durch. Da rannt er auf  
Mich dar. Mit knapper Not entrann  
Ich. Als ich drauf mit frisch geladnem  
Gewehr zurücke kehrte, waren  
Die Wölfe mit dem Kind verschwunden.  
Ob sie es aufgefressen, weiß  
Ich nicht, nur dieses Stückchen fand  
Ich noch von seinem Hocke dort. (Bringt es hervor)

### Amme

Das ist ein Stück von ihrem Kleid,  
Das sie noch gestern angehabt.

---

Königin, Adelheid (kommen eilend)

### Königin

Ist's wahr, was mir der Diener sagt?  
Schneewittchen sei —

Amme

Ihr seht es wohl,  
Hochedle Frau! Von Wölfen wurde  
Das gute Kind zerrissen; hier  
Ist noch ein Stück von ihrem Kleid.

Königin

Ganz von mir bin ich, Herr Gemahl,  
Schneewittchen tot? ich kanns nicht fassen.

Adelheid

Es ist schad um die schneeweiße Haut.

Königin

D sagt, aus Eurem Munde muß  
Ichs hören, tot ist Euer Kind?

König (mit tiefem Schmerz)

Ist tot!

Königin

Der Schrecken greift mich an;  
Ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen,  
Mein Schmerz ist groß, ich kann noch gar  
Nicht weinen. — Könnt ich nur erst Tränen  
Hervor aus meinen Augen bringen,  
Daß sie mein Herz erleichtern.

Adelheid

Ja, es ist traurig, ja ich kann  
Auch noch nicht weinen, lieber Vater!

## Zweiter Akt

(Auf dem gläsernen Berge. Zimmer im Schlosse der Zwerge)

---

(Schneewittchen und Königin)

Schneewittchen

Ja, seht, so fanden mich die Zwerge  
Und nahmen mich mit sich hieher.  
Ich war ein Kind noch dazumal,  
Raum zehn, elf Jahre hatt ich erst.  
Jetzt bin ich sechzehn nächstens alt.

Königin

Und seitdem lebet Ihr nun hier?

Schneewittchen

Nicht einen Schritt setzt ich hinab.  
Ich weiß gar nicht mehr, wie es wohl  
In einem Land aussehen mag,  
Wo nicht das Land von Glase ist.

Königin

Gings Euch denn gut hier auf den Berg,  
Und sehtet Ihr Euch nie zurück?

Schneewittchen

Was man zum Glück des Lebens nur  
Kann zählen, hatte ich auch stets  
In vollem Maße. Aber doch,  
Wenn ich so manchmal abends ganz  
Allein hier in dem Garten saß,  
Hinüber nach den Bergen sah,  
Die von der Abendsonne rot

Beschieden standen, dann erwachten  
In meinem Herzen bald aufs neu  
Die Bilder der Vergangenheit,  
Die mir Erinnerung hold und schön  
Zurück rief. Im Geiste sah  
Ich noch die wohlbekannten Gänge,  
Das hohe Schloß, die breiten Stufen,  
Den frischen Brunnen in dem Hofe,  
Den schönen Garten und die hohen  
Belaubten Gänge; sah die stillen  
Verschwiegnen Lauben und die kühlen  
Verborgnen Grotten, und den See,  
Worin des Himmels Bild sich spiegelt,  
Den ich so oft im Rahn durchschnitt.  
Und immer schwoll das Herz mir auf  
Bei diesen wohlbekannten Bildern,  
Und ein geheimes Heimweh lebte  
Mir dann in meinem Busen auf.

#### Königin

Gern will ich, edle Jungfrau, Euch  
Dies glauben; denn die Heimat zieht  
Den Menschen immer freundlich an:  
Kein Land bedünket uns so schön,  
Ja, milder scheint uns die Sonne  
An keinem Orte; frischer grünt  
Uns keine Au, kein Wasser rauscht  
So lieblich, als der Heimat Quell.

#### Schneewittchen

Doch kommt der stille Mond herauf  
Und scheint durch die grünen Zweige

Und denk ich jener jammervollen,  
Verwünschten Nacht, die mich vom Herzen  
Des besten aller Väter riß,  
Dann wandelt dieses Heimweh sich  
In bange Schwermut, tiefe Trauer;  
Ich sehe ihn dann, wie er sich  
Um sein verlornes Kind abhärmt.

#### Königin

Doch nahet ja nun bald die Zeit,  
Da Ihr mit jenem schönen Prinzen,  
Wie ich gehört, vermählet werdet,  
Des Reich an Euers Vaters Reich  
Angrenzet. Niemand weiß es noch,  
Daß Ihr es seid, man sagte nur,  
Er werde nächstens nun mit einer  
Sehr schönen Jungfrau sich vermählen,  
Die hier auf diesem Berge wohne.

#### Schneewittchen

Ja bald, und dann kann ich ja auch  
Den armen Vater wieder trösten.

#### Königin

Wie freu ich mich, daß Euch dies Glück  
Bergönnt wird.

#### Schneewittchen

O, Ihr seid sehr gut!

Königin (bringt einige Feigen heraus)

Ich muß es Euch nur eingestehn:

Ich bin vom schönen Prinzen her



Zu Euch gesandt. Hier schickt er Euch  
Ein Obst, das Ihr wohl schwerlich, seit  
Ihr hier auf diesem Berge wohnt,  
Gekostet habt.

Schneewittchen

Ei, schöne Feigen,  
Wie sie in Vaters Garten wachsen.

Königin

Versuchet nur die edle Frucht;  
Sie ist so lieblich wohl, als jene.

Schneewittchen (ist eine Feige)

Wie gut! als wären sie gereifet  
An den Geländern unsers Gartens.

Königin

Mich freuts, wenn sie Euch nur behagen,  
Prinzessin. Nehmt auch diese noch.

Schneewittchen (ist noch eine)

Was ist denn das? Ich seh nichts mehr!  
Mir ist so matt —, mich brennts so sehr.

Königin

Geht, leget Euch auf Euer Bett.  
Vielleicht wirds dort ein wenig besser.

Schneewittchen (ab)

## Königin

Ja, geh nur hin, dir wird wohl besser,  
So daß dir nimmer wehe wird.  
Gefalzen hatt ich dir die Früchte  
Mit scharfem Gifte. Dieses wird  
Schon kräftig bei dir Wirkung tun.  
Ja, ja, du eitles Mädchen, nun  
Ist es mit deiner Schönheit aus.  
Das hast du schwerlich dir gedacht,  
Daß ich Stiefmutter dich auf diesem  
Fast unbesteiglich glatten Berge  
Besuchen würde. Pure Lieb  
Hat mich zu dir heraufgetrieben  
(Die Liebe ist ja stärker als der Tod);  
Doch nicht die Lieb zu dir, mein Kind,  
Nein, Liebe nur zu Adelheiden.  
Sie soll es sein, die jenen Prinzen,  
Den man den Schönen nennt, zum  
Gemahl bekommt. Nun, da ich dich  
Erst aus dem Wege hab, nun ist's  
Ein leichtes mir. Die Zauberin,  
Die mir das Mittel angezeigt,  
Daß ich mit Pech die Schuhe mir  
Bestrich und so den Berg erstieg,  
Den gläsernen, die soll mir nun  
Auch weiter helfen.

Doch ich muß  
Nun gehen, denn die Stunde ist  
Vorbei: sonst könnten mich die Zwerge  
Noch hier antreffen, was mir doch  
Im Grunde just erwünscht nicht wär. (Ab.)

Schneewittchen (kommt zurück)

O Schmerzen, Schmerzen ohne Ende!  
Ha, lauter Kohlen brennen mich  
In meinen Därmen. Wehe, weh!  
Mit Messern schneidet michs im Leib.  
O, Zwergenkönig, Katalum! (Sinkt tot nieder)

---

Der Zwergenkönig

Was ruffst du mir? (Sieht in den Zauberspiegel)  
Du bist vergiftet?  
Ich seh es hier in meinem Spiegel.  
Erwecken will ich dich gleich wieder. (Er betet)

König bin ich zwar, doch größer  
Bist du, Vater aller Leben.  
Wundervolle Kräfte hast du  
Mir in meine Hand gegeben.  
Brauch ich sie zu guten Zwecken,  
Hast du Wirkung mir verheißen;  
Laß es mir diesmal gelingen,  
Wolle mir doch Huld erweisen:  
Schicke mir die starken Geister!  
Amen, amen, großer Meister. (Beschwört)

Starke Geister,  
Hört den Meister!

Steiget aus der Erde Tiefen,  
Hängt um euch des Lebens Eimer!

Starke Geister,  
Hört den Meister!

Bringt Schneewittchen neues Leben!  
Bringt es mit euch aus der Tiefe!  
In der Tiefe wohnt das Leben.  
Aus der Tiefe kommen Quellen,  
Aus der Tiefe keimen Pflanzen,  
Bäume saugen aus der Erde  
Grauen Tiefen neues Leben;  
Stimmen kommen aus der Tiefe;  
In der Tiefe wohnen Geister.  
Heimlich ruhet in der Tiefe  
Eine neue Welt voll Wunder.  
Leben wohnt in der Tiefe.  
Bringet mit des Lebens Eimer!  
Hört, ich ruf zum letzten Male:

Starke Geister,  
Hört den Meister!

(Er schlägt dreimal mit seinem Stäbchen auf die Erde)

Stimmen aus der Tiefe  
Wer rufet?

Zwergenkönig  
Katalum, der Meister!

Stimmen aus der Tiefe  
Was sollen wir bei dir, o Herr?

Zwergenkönig  
Schneewittchen neues Leben bringen.

(Drei Genien erscheinen, umgehen Schneewittchen dreimal,  
besprengen sie aus einer Urne und verschwinden.)

Schneewittchen (richtet sich auf)

Wo bin ich?

Zwergenkönig

Tot bist du gewesen.

Ich habe dich durch Geistermacht  
Ins Leben wieder rückgerufen.

Schneewittchen

Ich war in wundervollen Auen,  
Durch goldne Lore ging ich ein;  
Die Sterne konnt ich um mich schauen,  
Die wirbelnd sich im Tanze reihn.  
Den Himmel sah ich nicht, den blauen,  
Nur Sternenglanz und Sonnenschein.  
Gleich Stimmen aus der Engel Chore,  
Drang Wohl laut mir zu meinem Ohre.

Von Engeln sah ich mich umflogen  
Und wallend durch ein Blumenmeer,  
Und rings um diese Auen zogen  
Sich Regenbogenfarben her.  
Die Brunnen sprangen hoch im Bogen  
Und streuten Kühle um mich her,  
Sie wölbten sich zu hohen Gängen,  
Durchrauscht von wundervollen Klängen.

In Klang und Farben war Ein Streben:  
In Farben regte sich Getön,

Und zarter Klänge sanftes Leben  
Strebt sich zur Farbe zu erhöh'n;  
Und eins vom andern so umgeben,  
War jedes immer doppelt schön:  
Aus einer und derselben Quelle  
Strömt Wohllauts Klang und Farbenhelle.

Doch in der Mitte dieser Wonnen  
Saß Herrlichkeit auf ihrem Thron;  
Umkreiset von den ewgen Sonnen  
Saß Vater dort und Geist und Sohn,  
Von hoher Würde ernst umspinnen,  
Von milder Güte hell umzohn.  
Da gingen alle jene Wunder  
In diesem allerhöchsten unter.

---

(Sechs Zwerge bringen die Königin)

Einer

Komm, komm.

Ein anderer

Nun, sträube dich nur nicht.

Zwergenkönig

Was habt ihr hier mit diesem Weib?  
Wer bringt denn die zu uns herauf,  
Die kaum mehr würdig ist, daß sie  
Die Gottessonne nur bescheint?

Einer der Zwerge

Sie selber war so frech.

Ein anderer

Betrug

Hat sie gebraucht, heraufzukommen,  
Die Sohle sich mit Pech geschmiert.

Zwergenkönig (sieht in seinen Spiegel)  
Du hast Schneewittchen mir vergiftet.



Königin

Ich? wie —

Zwergenkönig

Ja du. Mein Spiegel trügt  
Mich nicht. Du bist Schneewittchens böse  
Stiefmutter.

Schneewittchen

Was? ist meine Mutter?

### Zwergenkönig

Dich decken deine Zaubermittel  
Mir nicht. Ich seh es wohl, wie du  
Durch eine böse Feie dich  
In diese Schönheit kleiden liehest.  
Doch siehe, wie ich dich entlarve:  
(Rührt sie mit seinem Stab an)  
Was du gewesen, werde wieder!

Königin (steht in ihrer wahren Gestalt)

O, König! seid barmherzig doch!

### Zwergenkönig

Auf, auf, ihr lieben Zwerge all!  
Was Wichtigs will ich heut verrichten.  
Schneewittchen nehmt und dieses Weib  
Und führt sie durch die Luft mir nach.  
Schneewittchen, heute sollst du noch  
Zu deinem Vater wieder kommen,  
Und Ihr, o böses Weib, Ihr werdet  
Nun auch hinkommen, wo ihr hin  
Gehört.

### Königin

O habt Barmherzigkeit!

### Zwergenkönig

Nichts, nichts! so große Sünde darf  
An dir nicht ungestraft bleiben. (Ab)

---



(Palast)

König

Sechs Jahre sind es heute schon.  
Mein Kummer, dacht ich, sollte mich  
So lange nicht mehr leben lassen.  
Auf siebzig Jahre hab ichs nun  
Gebracht, und keine waren mir  
So freudenleer, als diese letzten.  
O, wär es mir vergönnt, daß ich  
Doch bald auch weggenommen würde  
Von dieser jammervollen Erde!  
Mein Kind, mein Kind! wie hatt ich einst  
Schon große Pläne mir gemacht.

Diener (kommt)

Mein König, draußen harrt am Tore  
Ein Männlein, klein ist's von Gestalt:  
Kaum eine Elle ist es hoch;  
ne Krone trägt es auf dem Haupt,  
nen langen weißen Bart hat es  
Und trägt ein Stäblein in den Händen,  
Das wunderbar ist anzuschauen.  
Es spricht, es wolle dir gar viel  
Vergangne Ding erklären, die  
Dir noch bis jetzt verborgen seien.

König

Bring ihn herein.

Diener (ab)

## König

Begierig bin  
Ich, ob er zu enthüllen weiß,  
Was sich mit meinem lieben Kind  
Schneewittchen zugetragen hat.

---

(Garten)

### Schneewittchen

Hier wars, auf dieser Bank, wo ich  
Zum letzten Male noch gefessen,  
Wo ich zum letzten Male ihm  
In stiller Nacht ein Lied gespielt.  
Hier will ich auch zum ersten Mal  
Ihn wieder und das Vaterhaus  
Begrüßen. Komm, o meine Zither!  
Wie oft hab ich zu deinem Klange  
Mein stilles Heimweh ausgesufzt!  
Dem Schmerze töntest du entgegen;  
Antworte auch dem Freudenklange.  
(Präludiert auf der Zither. Spielt und singt)

Sei willkommen, Luft der Heimat,  
Sei willkomm, du Himmel klar!  
Seid willkommen, fromme Tierlein,  
Du, o frohe Vögelschar!

Du, o wohlbekannter Garten,  
Sei willkomm viel tausend Mal,  
Bäume, die so freundlich schatten,  
Und ihr Büsche allzumal!

Dunkle Lauben, kühle Gänge,  
Frischer Brunnen, klarer Teich,  
Du, o frisches, grünes Wäldchen,  
Tausend Mal begrüß ich euch!

Ach, ich kenn, ich kenn euch immer,  
Bin auch fromm noch immerdar;  
Ihr seid immer noch dieselben,  
Ich dieselbe, die ich war.

Ach ja, dies freut mich alles sehr;  
Doch kann ich kaum mich noch enthalten,  
Dem Vater an das Herz zu eilen,  
Die kummervollen Züge ihm  
Von seinen Wangen wegzuküssen.  
Wie wird er sich, der Gute, freuen,  
Wenn er das lang verlorne Kind  
Nun endlich wieder um sich sieht!  
Es ist mir alles noch bekannt,  
Und neu erscheint mir vieles doch;  
Allein warum, das weiß ich nicht!  
Viel heller scheint mir alles hier,  
Und kleiner dünkt mich alles auch.  
Ich bin denn doch an keinem Ort,  
Als in dem Zwergenschloß gewesen,  
Wo doch nichts größer ist, als hier. —  
Sie bleiben lange aus, die Zwerge.  
Will doch einstweilen hin zur Laube,  
Die meines Vaters Lieblingslaube  
Gewesen, ob sich nichts verändert.  
Du, meine Zither, magst indessen  
Hier auf der Bank nur liegen bleiben. (Ab)

Gärtner (kommend)

Hab da so etwas singen hören,  
Es war mir ein bekannter Ton.  
Ei sieh, da liegt die Zither ja,  
Auf der Schneewittchen sonst gespielt.  
Was? — ei unmöglich! — beinah hått  
Ich mich getäuscht. — Und doch! — dort geht  
Sie ja! — das muß Schneewittchen sein!  
Ich ruf ihr Halt! es ist ihr Gang. — (Ruft:)  
Schneewittchen! — Wahrlich, sie guckt um!  
Sie ist's! jetzt, alter Jakob, lauf  
Und reich zum Willkomm ihr die Hand. (Eilig ab)

(Adelheid, Franz und Peter)

Adelheid

Schnell, schnell, jetzt, Franz und Peter, schnell!  
Macht euch davon, so weit ihr könnt!  
Da habt ihr Gold von meiner Mutter.

Franz

Was gibt es denn, Prinzessin? spricht!

Peter

Warum? was gibts?

Adelheid

Groß Unglück ist

Begegnet meiner Mutter heute.  
Die Feie hat es mir verkündet,  
Die ihr geholfen auf den Berg,  
Den gläsernen, und alles, was

Sich mit Schneewittchen zugetragen,  
Ist nun am Tage.

Peter

Wie? Eure Mutter —

Adelheid

Nun ja! nur fort!

Franz

Da dürfen wir

Nun freilich nimmer länger säumen.  
Komm, Peter, fort!

Peter

Wohin?

Adelheid

Nur fort!

Franz und Peter

Behüt Euch Gott, Prinzessin. (Beide ab)

---

Adelheid

Nein,

Das tut er nicht, ich weiß es schon;  
Um meiner Mutter Sünden willen  
Kann ers nicht tun! — Ha, Mutter, du,  
Du hast zum Neide mich gewöhnt,  
Zur Bosheit mich verleitet, du! (Ab)

---

(König, Zwergenkönig)

Zwergenkönig

Hier liegt noch ihre Zither; hier  
Erwarte sie, ich will sie rufen.  
Sie ist in deiner Lieblingslaube.

König

O laß mich! laß mich! Nein, ich muß  
Entgegen ihr, sie selbst auffuchen,  
Um früher sie ans Herz zu schließen.  
O, welche Freude ward mir noch  
Verspart auf meine alten Tage! (Im Abgehen)  
Schneewittchen, ach Schneewittchen, sieh,  
Da bin ich ja! Schneewittchen, komm!

---

(Palast. Im Audienzsaale des Königs)

(Der König auf dem Throne, Räte und Minister um ihn her  
in einem Kreise, der Zwergenkönig in der Mitte nebst der  
Königin und Adelheid; Schneewittchen auf dem Throne neben  
dem Könige)

König

Gehört habt ihr nun alle, was  
Die Königin, mein ehliches Gemahl,  
Verschuldet hat. Nun frag ich euch,  
Welch eine Strafe sie verdient  
Nebst ihrer Tochter Adelheid,  
Um derentwillen sie Schneewittchen,  
Die Unschuld selber, so bedrängte.  
So spricht denn, was euch euer Herz  
Eingibt und was bestehet mit

Den Rechten; denn was ungerecht,  
Das bleibe ferne von dem Richter. — (Tiefe Stille)

Zwergenkönig

Sie schweigen all. So warte denn,  
Bis auch die beiden Henkersknechte  
Noch da sind, die in allen ihren  
Berruchten Taten ihr geholfen,  
Die sich durch Gold verblenden ließen;  
Dann will ich selbst ihr Urteil sprechen.

Königin (auf den Anien)

O, habt Barmherzigkeit mit mir!  
Nur dieses Mal vergebt mir noch!  
Schneewittchen! bittet Ihr für mich.

Schneewittchen

Vergebt ihr, wie auch ich vergebe,  
Auch du, o Katalum! Vielleicht  
Kann sie sich bessern.

Zwergenkönig

Nein, Schneewittchen,

Wenn wir ihr alle auch vergeben,  
Und du, o Engel, dennoch kann  
Ihr nimmermehr vergeben werden.  
Das Recht, das heischt ihre Strafe.

---

(Franz und Peter von sechs Zwergen geführt)

Einer der Zwerge

Da ist der Franz und Peter.

Ein anderer

Hier.

Sie beide haben wir im Walde  
Auf ihrer Flucht erhascht.

Zwergenkönig

So hört,

Wozu ich jedes jetzt verdamme:  
Die Königin soll neunundneunzig  
Mal neunundneunzig Jahre lang  
In meinem Schloß in einem Sarg  
Von Glase ohne Leben liegen;  
Und Adelheide soll als Spiegel,  
Solange noch Schneewittchen lebt,  
Ihr dienen, und bei jedem Mal,  
Wenn sich Schneewittchen drin betrachtet,  
Soll sie die Schönheit ihr beneiden.  
Ihr, Franz und Peter, sollt als Wölfe  
Stets hungerig den Wald durchstreifen,  
Doch niemals was zu fressen finden,  
Und das so lange, bis ein Jäger  
Euch beide einst auf Ein Mal trifft;  
Sonst mag euch aber jeder Schuß  
Unschädlich sein, und dräng er auch  
Bis tief in eures Herzens Mitte.

Königin, Adelheid, Franz und Peter  
Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

Schneewittchen

Vergebt! vergebt!



Königin

Barmherzigkeit!

Zwergenkönig

Nein! keine Gnade wird euch mehr,  
Ihr habt noch mehr verdient, als dies.  
Die Menschen hätten euch verzeihn,  
Aus Schwachheit hätten sies getan;  
Die Geister folgen nur dem Rechte.  
Dies merket euch. Wenn Menschen auch  
Das Böse, das ihr tut, nicht sehn,  
So sieht es doch der Herr des Himmels.  
Sehns Menschen auch mit Nachsicht an  
Und wollen auch zum Bösen schweigen,  
So läßt doch Gott die Strafe dann  
Von seinem Himmel niedersteigen.

(Der Vorhang fällt)

## Das singende klingende Bäumchen

Das schönste Frauenzimmer im ganzen Lande war zu ihrer Zeit die Prinzessin Gabriele; ihre Schönheit war so groß, daß sie kein Mann ungestraft ansehen durfte. Dabei war sie klug wie ein Sterndeuter, in allen weiblichen Künsten gleich sie einer Penelope, aber sie war stolz und übermütig wie ein kleiner Teufel und verdunkelte dadurch die Menge ihrer guten Eigenschaften. Ihre Mutter war früh gestorben, und da ihr Vater nicht wieder heiratete, mithin kein männlicher Thronerbe zu hoffen war, so ward an Gabrielen eine Ausnahme für die damaligen dunkeln Zeiten gemacht. Sie wurde von den Weisen des Landes erzogen; da sie aber auch daneben die gewöhnliche weibliche Bedienung hatte, so wirkte der beste Unterricht auf die entgegengesetzte Art bei ihr, und sie ward ein eitles, verkehrtes, hochfahrendes Weib, das sehr bald seine Lehrmeister mißhandelte und über alles, was sie umgab, eine despotische Gewalt ausübte. So oft die Weisen ihre Art, sich zu betragen, dem Könige vorstellten, so oft wies er sie mit ihrer Klage zurück und fand da nur hohen königlichen Sinn, wo jeder andere die ärgste Tyrannei sah. Endlich begaben sie sich, notgedrungen, in ihre Einsamkeit zurück, woraus sie der König hervor gerufen hatte; ehe sie aber schieden, stellten sie der Prinzessin noch die Nativität, schrieben sie mit goldenen Buchstaben auf ein Pergament und schickten ihr den Zettel den Morgen, als sie fortgewandert waren, zu. Die Prinzessin warf ihn ungelesen

beiseite und ärgerte sich, daß die ehrwürdigen Väter schon fort waren, ohne von ihr mit einer Schellenkappe beschenkt zu sein. Täglich nahm ihre Schönheit, aber auch ihr Übermut zu: sie fand keinen sterblichen Mann ihrer würdig, sondern verlangte, ein Gott solle vom Himmel herab steigen und sich mit ihr vermählen. Dergleiche verkehrte Reden hörte ihr Vater gern; er hielt sie für Vorbedeutungen ihres künftigen Glücks, für Ahnungen aus der Zukunft. Ihre sonderbarsten Wünsche befriedigte er, und geschah es auch mit Aufopferung einer Menge Menschenleben.

So fiel es ihr in ihrem sechzehnten Jahre ein, daß die Sonnenstrahlen und das Tageslicht ihrer Schönheit schaden. Sie eilte sogleich zu ihrem Vater und bat ihn, ihr unter der Erde einen Palast zu bauen, wo sie vor diesen zwei Feinden sicher wäre. Der König gab sogleich Befehl zur Erbauung eines solchen Palastes, und ehe noch das Jahr sich neigte, stand mit ungeheuren Kosten ein Schloß unter der Erde, das weit schöner und kostbarer war als das, das Gabriele bisher bewohnt hatte. Der König führte sie, als alles vollendet war, selbst hinein, und sie erstaunte über die Pracht und Schönheit ihrer neuen Wohnung. Zum ersten Male in ihrem Leben fand sie nichts zu tadeln, sondern dankte ihrem Vater recht herzlich für seine Güte. In jedem Zimmer brannten tausend kristallne Lampen; angefüllt mit wohlriechendsten Olen, verbreiteten sie einen lieblichen Geruch umher und gaben durch das schöne Licht den Gegenständen umher ein zauberisches Ansehen. Die Wände waren mit reichen Stoffen geziert, und die weichsten Sophas, mit Goldstoff bedeckt, luden zum Ausruhen ein. Als der König seine schöne Tochter durch eine Menge Zimmer und Säle, die alle mit der mannfaltigsten Ver-

schiedenheit verziert waren, geführt hatte, so öffnete er noch eine Thür und zeigte der Erstaunten ihr eignes Bild, sprechend ähnlich getroffen: eine Glorie strahlte um ihr Haupt, sie stand auf einem Thron von gediegenem Golde, und zu ihren Füßen lagen Tausende von Prinzen und Königen, aber sie sahe auf keinen herab, sondern hatte ihren Blick in die Wolken gerichtet, die sich öffneten; ein schöner Jüngling, gleichfalls mit einer Glorie um das Haupt, stieg heraus, reichte ihr die Hand, und aus seinem Munde gingen die Worte: Du bist meine erwählte Braut! Gabrielens Augen glänzten vor Freude; sie setzte sich auf einen gegenüberstehenden Sopha und konnte sich nicht satt an einem Bilde sehen, das die Gedanken ihres Herzens vorstellte.

Gleich einem Feenschloß war dieser unterirdische Palast; alles, was Schönes und Prächtiges über und unter der Erde, fern und nahe durch Menschenhände und Geld zu erhalten war, fand man hier gewiß und die schönste Prinzessin der damaligen Zeit dazu. Nie verließ sie mehr diesen Palast; jeder neue Freier, der sich um sie bewarb, ward dorthin geführt. Dann verhöhnnte sie ihn; jedoch gebot sie ihm, noch einige Tage zu warten. Alsdann ließ sie sein Bild geschwind anfertigen, doch so, daß jedesmal der Kopf auf dem Körper eines vierfüßigen Thiers saß; wenn dann der Freier oder sein Abgesandter noch einmal sich einfand, so zeigte sie ihm dies Bildnis, worüber die Menschen gewöhnlich so erschrafen und so heftig zürnten, daß sie geschwind die grausame Gabriele verließen, und nicht selten bekam ihr Vater Krieg und bezahlte ihre Torheit mit dem Leben vieler Menschen. Diese Bildergalerie war unstreitig eine der lächerlichsten, die je gesehen ward: alle lebenden Tiere mit Menschenköpfen; da fand man Esel,

Wölfe, Füchse, Löwen, Hunde, Kamele, Elephanten, Büffel, und als diese nicht mehr zureichten, kamen die gefiederten daran: da hing ein Pfauenkönig, dort ein Rabe, hier ein Gänserich. Und die Prinzessin saß stundenlang und vergnügte



sich an diesen Spielen ihres Witzes und erfann neue Verschönerungen für diese Bilder; denn sie begriff nicht, wie ein Erdensohn es wagen konnte, sein Auge bis zu ihr zu erheben. Aber der Ruf ihres Stolzes ward auch nach und nach so ausgebreitet, daß in mehreren Jahren kein Freier sich mehr sehen ließ, was ihren Eigendünkel nicht wenig ärgerte; denn schon war sie zwanzig Jahre alt, und so oft sie auch ihr Bild ansah, so sehr ihr auch der schöne Jüngling gefiel, so wollte doch noch immer keiner der Götter vom Olymp herabsteigen und sie zu sich hinauf

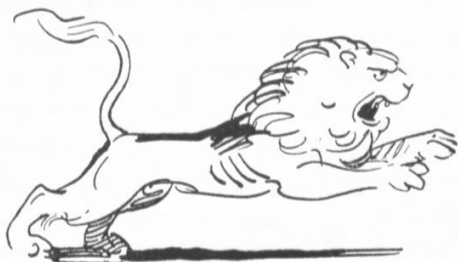
holen. Dagegen schickte der König der Tiere eine Gesandtschaft und ließ sie um ihre Liebe für seinen Sohn, einen hübschen jungen Affen, bitten; zugleich sandte er ihr dessen Bildnis mit, das die schöne Gabriele, einen Pavian umarmend, vorstellte. Wütend über diesen ihr angetanen Schimpf, zerriß sie das Bild in tausend Stücke und würde wahrscheinlich an den Gesandten blutige Rache genommen haben; aber diese waren verschwunden, und die Klügeren am Hofe merkten wohl, daß dieser Streich von einem der beleidigten Prinzen herrührte. Indes hatte dies die Stolze tief gekränkt, und sie konnte mehrere Nächte nicht schlafen.

Als sie endlich in einer dieser unruhigen Stunden etwas einschlummerte, so dächte ihr, sie befinde sich in einem großen Walde und höre aus der Ferne die Töne einer sehr lieblichen, nie zuvor gehörten Musik. Sie näherte sich mit raschen Schritten dem Orte, von dem diese himmlischen Töne kamen, und erblickte zu ihrem Erstaunen ein kleines Bäumchen, das, vom Winde hin und her bewegt, die Töne aller erfundenen Instrumente mit der schönsten Harmonie und die Stimmen der lieblichsten Sängers in sich vereinigte. Als sie eine Zeit lang diesem Wunder zugehört hatte, so streckte sie ihre Hand aus, um das Bäumchen aus der Erde zu heben; aber es verschwand, und als sie erwachte, lag die Pergament-Rolle der Weisen, die seit Jahren von ihr vergessen war, in ihrer Hand. Unwillig warf sie sie weit von sich weg; da schlug das Pergament sich auf, und in ihre Augen fielen folgende Worte: Maßige deinen hohen Sinn und strebe nicht nach dem wunderbaren Bäumchen; er enthält die Strafe deiner Torheiten! — Ach, wie einfältig! rief Gabriele zornig, vernichtete die Worte und lief, noch in dieser Nacht ihren Vater zu wecken, dem sie ihren wunderbaren Traum erz-

zählte und mit Thränen versicherte, daß sie nicht mehr froh sein und ihr Auge sich nicht eher trocknen werde, bis sie in dem Besiz des singenden und klingenden Bäumchens sei. Der alte König erschrak sehr über diese Nachricht und gab noch in dieser Nacht Befehl zur Abreise; er bat seine Tochter, ihre schönen Augen zu trocknen, weil er selbst reisen und so lange suchen werde, bis das wunderbare Bäumchen gefunden sei: dann wolle er es ihr bringen, und wenn die schrecklichsten Bedingungen dabei zu erfüllen wären. Gabriele küßte seine Hand, und am Abend desselben Tages reiste der schwache alte Vater ab.

Vergebens hatte er bereits mehrere Wochen gesucht, Wälder durchkrochen, wo ihn Tiger und Hyänen schreckten; aber noch war er auf keiner Spur, und schon verzweifelte er an dem guten Erfolge seiner Reise, als er eines Abends an einem großen Walde Halt machte. Seine Begleitung lagerte sich ins Gras; aber der sorgende König ging etwas tiefer in die dunkeln Schatten und lehnte sich an eine alte bejahrte Eiche. Indem er hier in tiefem Nachdenken stand, drangen ferne liebliche Töne zu ihm her; mehrere Stimmen begleiteten die harmonische Musik, und da er zuvor nie dergleichen gehört, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er am Ziele seiner Reise, in der Nähe des singenden, klingenden Bäumchens sei. Er eilte fröhlich zu seiner Dienerschaft, gebot ihr, an dieser Stelle seiner zu harren, und begab sich, von einigen tapfern Jägern begleitet, in das ungebahnte Dickicht des Waldes. Sobald er die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, befand er sich auf einem ebenen, mit Blumen eingefassten Wege; die Töne waren seine Wegweiser, und er langte gegen Mitternacht bei dem Bäumchen an. Voll Erstaunen standen er und seine Leute. Nie hatten sie so etwas weder gesehen noch

gehört; der Stamm war von Silber, die Zweige von Gold und die Blätter von Edelgestein. Ein leises Wehen herrschte um das Bäumchen, das dann immer den himmlischen Gesang, die liebliche Musik hervorbrachte. Die



Strahlen des Mondes beleuchteten diesen Glanz, und der König stand lange unentschlossen da; so geblendet waren seine Augen, so ergriffen sein Herz von diesen Tönen. Endlich umging er mit seinen Jägern den Ort des Bäumchens, und da er kein Ungetüm bemerkte, das diesen Schatz bewachte, so schritt er freudig zum Werk und hob mit leichter Mühe das goldne Bäumchen heraus.

Sobald die letzte Faser aus der Erde war, erbebte der Wald, die Erde tat sich auf, und ein Löwe, groß, wie ihn nie ein Auge gesehen, mit weit aufgerissem Rachen, emporgesträubter Mähne, feuersprühenden Augen, sprang in großen Sätzen auf den König los, der zitternd und bebend das Bäumchen fallen ließ und sich furchtsam auf die Knie niederwarf. Zornig stand er vor dem Alten und betrachtete ihn mit wütenden Blicken. Endlich, als dieser schon alle Grade der Todesangst ausgestanden hatte, fing er, mehr brüllend als redend, an: Bösewicht, warum stiehlest du



mir meinen einzigen Schatz? Wisse, daß es dir dein Leben kosten soll, wenn du dich nicht verbindlich machst, meine Bedingung einzugehen und sie treulich zu erfüllen! — Der zitternde König gelobte alles, was er nur verlangen könnte; er gab ihm sein königliches Wort und schwor noch einen fürchterlichen Eid obenein. Hierauf hub der Löwe etwas gemäßiger an: Jetzt fahre mit dem Bäumchen nach Hause; es sei dein, aber der erste Mensch, der dir an deiner Schloßbrücke begegnet, es sei Mann oder Weib, Jungfer oder Jüngling, das sei mein. Hörst du? ohne Widerrede mein! Drei Tage nach deiner Ankunft treffe ich ein, um es mir zu holen. — Fröhlich gelobte ihm der König noch einmal diese Bedingung. Hierauf verschwand der Löwe, und der König trat noch in dieser Nacht die Zuhause-Reise an.

Traurig hatte indeß die Prinzessin ihre Zeit zugebracht; am Tage bejammerte sie das lange Außenbleiben ihres Vaters, und des Nachts durchirrte sie schlaflos, sich nach dem Bäumchen sehnend, ihren prächtigen Palast. Da erschienen eines Tages ihre Dienerinnen; sie verkündeten ihr, daß eine herrliche Musik dem Schlosse nahe, und Gabriele, die seit Jahren ihre unterirdische Wohnung nicht verlassen hatte, warf hurtig ihren Schleier um und eilte hastig ihrem Vater entgegen. Über den langen Schloßhof sah man sie fliegen, und als ihr Vater an die Brücke kam, war seine einzige Tochter das erste lebendige Wesen, welches ihm begegnete. Dymmächtig sank er in den Wagen zurück; aber Gabriele, dies nicht achtend, nahm nur das Bäumchen aus seinen Armen und flohe mit eben der Eile in ihren Palast, wo sie über dem Hören und Sehen ihren guten Vater, der ihr dies Vergnügen so teuer erkaufte, und seine Unpäßlichkeit ganz vergaß. Als der Alte erwachte, ließ er sich zu

seiner Tochter führen und warf ihr ihre Unvorsichtigkeit und wenige Theilnahme an ihm vor, worüber sie sehr erbittert ward und ihrem Vater trotzig und hochfahrend antwortete. Das empörte den Greis, und er erzählte ihr unverhohlen, daß binnen drei Tagen das Ungeheuer eintreffen und sie als seine Beute holen werde. Darüber ließ sie ihn noch härter an und befahl zugleich, daß man die Tochter einer Wäscherin königlich auspußen und, wenn das Ungeheuer käme, sie ihm statt ihrer geben solle. Hierauf überließ sie sich ganz ihrem Vergnügen und dachte weder ihres Vaters, noch des Schlachtopfers, das, um ihre Laune zu befriedigen, sollte aufgeopfert werden.

Als der dritte Tag anbrach, so erschien der Löwe an der Brücke, und der König führte ihm das zitternde Mädchen zu. Ist das deine Tochter? fragte der Löwe; der König bejahte es, worauf der Löwe ihr gebot, ihm zu folgen. Stumm gingen sie beide nebeneinander bis an einen hohen steilen Berg; da warf sich der Löwe nieder und sagte mit sanfter Stimme: Setze dich auf meinen Rücken, damit ich dich den Berg hinan trage. Webend stieg das Mädchen hinauf; aber der Löwe trug sie langsam den Berg hinan und setzte sie oben sanft ins Gras. Auf der Fläche dieses Berges sprudelte eine klare Quelle, bei deren Anblick das Mädchen Tränen vergoß. Was weinst du, fragte ihr Begleiter. — Ach, dieser Quell, entgegnete das Mädchen, erinnert mich an meine alte Mutter; wer wird ihr doch jetzt helfen waschen? — Wer ist deine Mutter? fuhr der Löwe sie an. — Wäscherin bei Hofe, war die Antwort. Der Löwe brüllte. Setze dich auf meinen Rücken, sagte er, minder sanft, als das erste Mal, damit ich dich trage vor des Königs Brücke. Und damit rannte er über Stock und Stein davon, setzte sie ab vor der Brücke und meldete

durch ein schreckliches Brüllen seine Ankunft. Auch der Palast der Prinzessin bebte, und auf ihre Frage, was es sei, gab man ihr die Antwort, das Ungeheuer habe die Wäscherin wiedergebracht und verlange die rechte. Höhnisch lachend, befahl sie, die Tochter eines Hirten anzuputzen, und in wenig Stunden führte der König diese abermals dem Löwen zu. Ist das nun deine Tochter? fragte er zornig. Der König nickte mit dem Kopfe, und er ging, sie mißtrauisch betrachtend, mit ihr fort. Als er an eine schöne grüne, mit Blumen durchflochtene Wiese kam, legte sich das Mädchen seufzend ins Gras. Warum tust du das? fragte der Löwe. — Ach! versetzte sie, hier lag ich so oft mit meinem Häschen; wer wird den Armen über sein Gretchen trösten? — Wer bist du? rief er zornig. — Die Tochter eines Hirten, antwortete sie weinend. Hierauf nahm er sie auf seinen Rücken, rannte zum Schlosse zurück, warf das Mädchen am Eingange ab und drang bis in die Zimmer des Königs. Alles flohe vor seinem Grimm, und er redete den König an: Hältst du mir so Wort? Meineidiger, wo ist deine stolze Tochter? Elender, schwacher Vater! Das ist der Lohn für die Torheiten, die du Gabrielen nachgesehen hast: ruhig ließe sie dich von mir zerreißen und lachte nachher darüber; aber ich will sie schon finden, und wenn nicht Menschlichkeit und Liebe in ihr verkehrtes Herz zurückkehrt, so will ich sie martern mit Qualen, die noch kein Teufel geübt oder empfunden hat! — Und damit rannte er fort, schlug alles auf seinem Wege nieder, und ehe man es Gabrielen hinterbringen konnte, stand das Ungeheuer vor ihr und bleckte sie an. Die Rosen erblichen auf ihren Wangen, ihre Augen schlossen sich, sie sank ohnmächtig auf den weichen Sopha zurück. Diesen Zeitpunkt benutzte der Löwe: er nahm sie in seinen

Rachen und trug sie in eine Höhle, die mit steilen, nie zu ersteigenden Felsen umgeben war. Das Gras um diesen Ort war wie versengt; schwarzes stinkendes Wasser umgab ihn, und Schlangen und Eidechsen zischten aus jedem dürrn Gebüsch.

Als Gabriele erwachte und sich in einer nassen dunklen Höhle allein fand, so eilte sie schnell dem von ihr so lang geflohnem Tageslicht entgegen; aber kaum bemerkte sie die Umgebung, als sie in eine neue Ohnmacht zurücksank, aus der sie aber bald das Rütteln des Löwen aufweckte. Ermuntre dich, Gabriele! sagte er sehr streng, lerne deinen neuen Zustand kennen und bemühe dich, durch Geduld dein Schicksal zu verbessern. — Verächtlich blickte sie ihn an, worauf er fortfuhr: Komm, ich will dir deine Beschäftigung zeigen; sobald du diese vollbracht, bekommst du zu essen, eher nicht. — Er ging; aber da sie ihm nicht folgte, so kehrte er zurück und zeigte ihr eine kleine von Schlangen geflochtne Peitsche; er schwang solche in die Höhe, worauf sie zischend die Zungen ausstreckten. Gabriele erschrak; sie folgte ihm sogleich, worauf er sie durch dunkle Gänge, nur hie und da erleuchtet, in eine kleine schmutzige Höhle führte, worin eilf scheußliche Gestalten saßen, neben denen noch ein zwölfter Stuhl leer stand; sie waren mit Wunden bedeckt und starrten von Eiter, Blut und Beulen, ihre Gesichter waren verhüllt und ihre Kleider ekelregend schmutzig. Du bist die Wärterin dieser Kranken, sagte der Löwe zu Gabrielen, die mit weggewandtem Gesicht da stand; sobald der letzte geheilt und durch deine Pflege genesen ist, wird sich dein Schicksal merklich verändern. — Er verließ die Höhle, und Gabriele folgte ihm auf dem Fuß nach. Sie setzte sich in die erste Höhle, fest entschlossen, lieber zu sterben, als die scheußlichen Wesen zu bedienen, zu

verpflegen. Ihr Stolz erwachte laut. Was? sagte sie, mir, einer Königstochter, so zu begegnen? Ha! wofür trage ich dies golddurchwirkte Gewand? Nein, Ungeheuer! eher den Tod, denn dir gehorchen. — Sobald sie dies gesagt, fiel das Gewand in Stücken von ihr ab, und grobe, aber reinliche Lumpen bedeckten den zarten Körper! Kaum sahe sie sich so verwandelt, als sie wütend den Schleier aus ihrem Haar riß und zerstückelte; die Diamanten flogen gegen die Erde, sie zerraupte ihr Haar und flohe vor Verzweiflung aus der Hütte, um ihrem kläglichem Leben ein Ende zu machen. Aber als sie sich dem Wasser näherte, das ihr den Tod geben sollte, benahm ihr ein heißer schwefeliger Dampf den Odem, und sie mußte eilig zurückkehren. Überdas brannten die ihr so ungewohnten Sonnenstrahlen sie heftig, und ihre bloßen Füße fanden den Erdboden glühend. In dumpfem, starrem Hinbrüten saß sie bis zum Abend, als der Löwe zu ihr trat und nach ihren Kranken fragte. Zuerst antwortete sie ihm nicht; aber als sie das Gezisch der Schlangen hörte, so sagte sie ihm unverhohlen ihre Meinung, daß sie lieber sterben als diese Ekelhaften bedienen wolle. Sterben? wiederholte der Löwe, ja, du hast als Gabriele recht, aber nicht als Mensch, und dir bleibt nur die Wahl, gleich einer dieser ekelhaften Gestalten mit allen ihren Scheußlichkeiten dich auf den zwölften Stuhl in ihre Reihe zu setzen oder ihrer zu warten und sie nach und nach zu heilen; besinne dich in dieser Nacht, denn morgen hast du keine Wahl mehr. — Er setzte ihr hierauf einige Wurzeln und einen Trank Wassers vor; nach beiden griff die stolze Prinzessin, und der Hunger und Durst machte ihr die Wurzeln wohlschmeckend und das Wasser lieblicher als Wein.

Ermüdet schlief sie ein. Da sahe sie ein liebes Mädchen

mit blauen Augen und blondem Haar; es trat freundlich zu ihr und führte sie in die Höhle des Kummers. Die eilf Unglücklichen hatten ihre Schleier abgenommen und saßen da mit schönen glänzenden Gesichtern; ihre Augen betrachteten Gabriele freundlich, ihre Mienen flehten um Mitleid, und ihre mit Beulen belasteten Hände hoben sich bittend empor. Dies waren Prinzessinnen gleich dir, flüsterte das liebe Mädchen, sei ihre Retterin; denn deine Seele wird eben so lange mit den häßlichen Lasten des Stolzes, des Neides, der Eitelkeit, Schadenfreude, Hartzichtigkeit, Undankbarkeit und Selbstsucht befleckt sein, bis auch die letzte dieser Unglücklichen genesen ist. — Sie verschwand, und Gabriele erwachte von den Strahlen der Sonne, die in die Höhle fielen. Sie eilte vor die Thür und rief bitterlich weinend: O, mein Vater, dies habe ich allein um dich verdient; Gottlob, daß du deine elende Tochter nicht siehst! Dann dachte sie kniend an ihren sonderbaren Traum; eine besondere Regung, wie sie nie empfunden hatte, ergriff ihr Herz.

So fand sie der Löwe, und nun fragte er rauh: Wozu hast du dich entschlossen? — Ich will die Unglücklichen zu pflegen suchen, antwortete sie weinend; aber womit soll ich es? etwa mit jenem schwefligten Wasser? oder mit diesem versengten Grase? — Nein, versetzte der Löwe sanft, hier dieser Hain wird dir liefern, was du brauchst. Er führte sie hinter die Höhle in ein lustiges Wäldchen, wo Frucht bäume standen, wo ein klarer Quell sprudelte und duftende Blumen den Erdboden bedeckten. Sie sahe den Löwen dankbar an, pflückte eine Menge duftender Blumen und ging, mit ihnen belastet, in die Höhle der Unglücklichen, die schweigend, wie das Grab, da saßen. Zuerst reinigte sie den Boden von dem mancherlei Unrat. Ach, wie oft

hörte sie auf! wie oft trieb der schreckliche Widerwille sie fort! Aber sie kehrte immer wieder zurück und ruhte nicht eher, bis ein reinlicher Boden da war; dann streute sie die in Händen haltenden Blumen darauf, lief fort, badete sich Gesicht und Hände, pflückte noch mehr Blumen und bestreute den ganzen Boden damit, dann holte sie die einzelnen Lampen zusammen, erhellte die Höhle und freute sich, Blumenduft und helles Licht den Unglücklichen geschafft zu haben. Aber darüber war es Abend geworden, und da der Löwe sie rief, verließ sie die Höhle und eilte hin. Er trat ihr entgegen und sagte: Ich bin zufrieden mit dir, Gabriele. Da, setze dich und isß! — Gabriele fand einen schönen Fisch und etwas Reis; sie aß mit Dank gegen den Löwen, der ihr zusah und ihr nachher in einer hellen, reinlichen Höhle ihr Lager, das ganz weich und bequem war, zeigte.

Sie entschlief bald; da kam das freundliche Mädchen wieder, billigte ihr gestriges Betragen und führte sie in den Hain, wo sie ihr Pflanzen zeigte, die die Wunden der Unglücklichen heilen würden; auch lehrte sie Gabriele, sich des Quellwassers zur Reinigung zu bedienen. Als Gabriele erwachte, ging sie gleich in den Hain, suchte mühsam nach den Pflanzen und sahe sie endlich an einem steilen Abhang stehen, wohin der Weg mit unendlichen Dornen besäet war. Ihr böser Genius riet ihr zwar, nicht dahin zu gehen, aber der gute Wille gewann die Oberhand; sie trat mutig den rauhen Weg an und erreichte mit blutigen Händen und Füßen die Pflanzen. Begierig pflückte sie eine ganze Menge und eilte eben so mühsam zurück und schöpfte in große breite Blätter von dem Wasser der Quelle. So beladen, kam sie zu den Kranken, setzte vorsichtig ihre Blätter nieder, legte die Pflanzen ab und holte dann erst Blumen und

weiches Moos; die ersteren warf sie an den Boden, und mit dem letztern fing sie an die Wunden der Kranken zu waschen. Oft war der Ekel stärker, als das Mitleiden, und sie sank gleich einer Ohnmächtigen nieder; aber dann wehte ein erquickendes Lüftchen sie an, und gestärkt stand die Büßende auf und verrichtete ihre Geschäfte. Sie behand die Hände und Körper der Unglücklichen mit Pflanzen und Blättern, kühlte sie mit dem Wasser des Quells und arbeitete unermüdet den ganzen Tag, bis am Abend der Löwe sie rief. Seine Miene war heiter, er führte sie an einen wohlbesetzten Tisch, sie fand ihn unterhaltend und angenehm, ob er gleich über ihre Arbeit kein Wort sagte; bis die Mitternacht kam, plauderte er mit ihr, erzählte sinnreiche und belehrende Märchen, wobei Gabrielen kein Schlaf anwandelte, und bat sie endlich selbst, zur Ruhe zu gehen. Ein angenehmer Rosenduft kam ihr entgegen, ihr Lager war mit Blumen bestreut, eine duftende Rosenlaube war der Baldachin ihres Bettes. Zufrieden mit sich selbst und dem Löwen, legte sie sich nieder und schlief mit einer Ruhe ein, die sie als Prinzessin gar nicht kannte.

Gegen Morgen erweckte sie ein leises Stöhnen; sie verließ hurtig ihr Schlafgemach und entsetzte sich, da in der vordern Höhle ihr Löwe lag und ein Pfeil in seiner Brust steckte: er schien ihr wie tot; entschlossen aber, ihn zu retten, zog sie behutsam den Pfeil heraus. Ein Strom Blut stürzte ihr entgegen, und um es zu stillen, zerriß sie ihr Gewand, band die Wunde fest zu und eilte davon, um von den heilenden Pflanzen zu holen. Sie achtete dieses Mal noch weniger der Mühseligkeit des Weges und kam hinlänglich beladen, aber mit zerrissenen Armen und Händen, mit blutigem Gesicht und wunden Füßen zurück. Als sie sich dem Löwen nahte, öffnete er seine Augen und bat sie, ihn



mit einem Trunk Wassers zu erquickten. Sie gab ihm sogleich, worauf er langsam nach seinem Lager wankte; Gabriele folgte ihm und verband die Wunden mit heilenden Pflanzen, wofür er ihr dankbar die Hand leckte. Dann ging sie zu ihren Kranken, die ihr mit unbedeckten Gesichtern einen guten Morgen entgegen riefen: es waren eilf schöne Köpfe, aber blaß und leidend durch die Krankheit. Indeß fand Gabriele die Wunden merklich besser; sie reinigte sie schon mit weniger Widerwillen, verband sie, ohne ihnen Schmerzen zu verursachen, pußte das Zimmer auf und labte die Leidenden mit Früchten, die sie ihnen holte, und frischem Wasser aus dem Quell. Geteilt war mehrere Tage ihre Sorgfalt unter die eilf Jungfrauen und den genesenden Löwen, den sie von ganzem Herzen lieb gewann. Darüber hatte die Arme sich selbst ganz vergessen und versäumt; die Risse der Dornen fingen an zu schwären und wurden zu lauter kleinen schwarzen Blätterchen, die ihr unendliche Schmerzen verursachten und sie so krank machten, daß es ihr unmöglich war, ihr Lager zu verlassen.

Da lag nun die stolze Prinzessin, auf deren verkehrtes Herz die höchste Güte nicht gewirkt hatte; da lag sie, durch Leiden schon mehr denn halb gebessert und jetzt auf dem letzten Grade der Probe. Der Tag verging ihr unter heftigen Schmerzen, aber sie murrte nicht; ihre Zunge klebte am Gaumen, niemand erquickte sie mit einem Tropfen Wassers: sie ward nicht unzufrieden, sondern war nur bekümmert, daß sie den Löwen und ihre fast genesenen Kranken nicht pflegen konnte. Über diesem Gedanken vergaß sie ihre eigenen Leiden, kroch von ihrem Lager und schleppte sich in die vordere Höhle; da saßen zu ihrem Erstaunen die eilf Jungfrauen an einer schönen Tafel: kostbare Gewänder schmückten ihre Körper, und der Löwe saß mitten unter

ihnen, war frohes Muth und ersann tausend lustige Schwänke. Dieser Anblick schmerzte Gabriele; sie ging langsam zurück und legte sich sanft weinend auf ihr Lager. Das habe ich an meinem guten alten Vater verdient, sagte sie schluchzend und bat den Himmel, durch einen schnellen Tod ihre Leiden zu enden. Bei diesem Wunsch sank sie ermattet zurück.

Als sie wieder erwachte, lag sie auf einem reichen Lager; königliche Pracht umgab sie, ihre Frauen standen um ihr Bett, an der einen Seite saß ihr Vater, an der andern ein Jüngling, schön wie der Gott, der aus den Wolken stieg. Gabriele verbarg erschrocken ihr Gesicht; sie hielt dies alles was sie umgab, für eine Täuschung, aber ihr Vater redete sie liebevoll an. Dies machte ihr Mut: sie sank weinend auf seine Hände und bat ihn, ihr alle ihre Thorheiten und Sünden zu verzeihen; sie habe einsehen gelernt, daß es noch eine andere Glückseligkeit gebe. Ihr Vater schloß sie in seine Arme; hierauf näherte sich der schöne Prinz. Gabriele, bat er mit sanfter Stimme, verzeihe mir, ich habe dich hart behandeln müssen, aber dafür soll mein ganzes übriges Leben dir geweiht sein. Kennst du mich? — Ja, versetzte sie erröthend, deine Gestalt kenn ich längst, und die Stimme ist die meines Löwen. Der Vater legte ihre Hände zusammen, und die Glücklichen sagten sich durch Blicke ihre Empfindungen. Dann naheten sich die elf Jungfrauen, geführt von dem lieben Mädchen, das ihr im Traum erschienen war; sie dankten Gabrielen für ihre Rettung und wünschten allen Segen des Himmels über sie, worauf sie mit ihrer lieblichen Führerin verschwanden. Wer waren diese? fragte Gabriele. Das erzählen wir dir, entgegneten die Lehrer ihrer Jugend, indem sie sich ihr näherten, wenn du eine glückliche Mutter deines Volkes

bist und einen Kreis liebenswürdiger Kinder um dich hast;  
dann sollst du auch die Geschichte deines Gemahls er-  
fahren.

Gabriele blieb brav und tugendhaft und machte alle um  
sich glücklich bis an ihren Tod.



## Der Popanz

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die schönste Prinzessin, die man jemals mit Augen gesehen; schon als Kind verliebten sich alle in sie. Ihr Vater und Mutter hatten sie mit einem benachbarten Königssohn versprochen, der sehr häßlich und bucklicht, dessen Mutter aber eine Zauberin war.

In der Nachbarschaft der Prinzessin wohnte ein Pastetenbäcker, der so schöne Pasteten backte, daß der König und der ganze Hof von keinem andern Pasteten nahm, als von ihm. Daher kam es, daß er die Prinzessin einst sah und sie ihn. Beide verliebten sich ineinander und so heftig, daß sie eins ohne das andere nicht mehr leben zu können glaubten. Da nun die Prinzessin immer größer ward und endlich die Zeit herannahte, daß sie mit dem bucklichten Prinzen Hochzeit machen sollte, wußten sie sich nicht mehr zu helfen vor Schmerz. In ihrer Angst des Herzens wendete sie sich an ihre Amme und entdeckte ihr ihre Liebe zu dem Pastetenbäcker. Die Amme war sehr erschrocken hierüber und ermahnte sie, diese Liebe fahren zu lassen, da sie doch den Pastetenbäcker nie heiraten könnte und dürfte, und dagegen ihre Gedanken auf den Prinzen, ihren künftigen Gemahl, zu richten. Die Prinzessin aber weinte und schluchzte und versicherte ihre Amme, daß sie nicht eher essen und trinken werde, bis sie ihr in ihrer Liebe Rat gegeben habe. Die Amme, die wohl wußte, daß die Prinzessin hielt, was sie sagte, war sehr bestürzt und bat sie, nur ruhig zu Bett zu

gehen, und versprach ihr, auf morgen nachzusinnen, was sie für sie tun könnte. Diese Amme verstand auch etwas von Feerei und der geheimen Wissenschaft, und riet am folgenden Tage der Prinzessin, ihren Vater zu bitten, daß er die Hochzeit noch ein Jahr aufschiebe; unterdessen würde sich Rat finden, und könnte sie so lange nach wie vor ihren Pastetenbäcker sehen. Dies geschah, und da die Amme um das Geheimnis wußte, so konnte er täglich die Pasteten in ihr Zimmer bringen und beide sich ungestört sprechen, solange sie wollten. Auch vergaß derselbe niemals, etliche Pasteten für die Amme mitzubringen, die mit Gold gefüllt waren; so gewann ihn diese sehr lieb und versprach ihm, alles zu tun, was möglich wäre, ihnen zu helfen.

Da die beiden Verliebten aber täglich vertrauter wurden und oft halbe Tage lang zusammen saßen, ohne Vorsicht zu gebrauchen, so geschah es, daß es, als sie einst wieder so recht traulich beisammen saßen, dem Prinzen, ihrem Bräutigam, einfiel, den König zu bitten, mit ihm zu seiner Braut zu gehen. Aber welch Erstaunen ergriff sie, als sie beim Eintritt die schöne Prinzessin in den Armen des Pastetenbäckers sahen! Der Vater wollte fast vor Schrecken in Ohnmacht fallen, der Prinz aber vor Wut zergehen. Der Pastetenbäcker benutzte die Verwirrung und lief davon. Der Prinz, im Übermaß seiner Wut, verwünschte sie alle, da er von seiner Mutter die Feerei gelernt hatte, daß sie in derselben Stellung unbeweglich blieben, bis er sie wieder aufweckte; dies geschah auch sogleich. Über die Amme hatte er aber keine Macht, da sie selber eine Fee war. Sie war sehr betroffen über den Vorfall; da sie nicht mächtig genug war, den Zauber zu vernichten, so bedachte sie sich kurz, ging zum Pastetenbäcker und sagte ihm alles. Dieser war sehr betrübt darüber; die Amme tröstete ihn aber und sagte

ihm, wenn er wirklich die Prinzessin so sehr liebte, wie er zeige, so könnte er ihr noch helfen und den Zauber auflösen. Er beteuerte seine Liebe und war sogleich bereit, alles zu tun und auch sein Leben dafür hinzugeben.

Nun gut, sagte die Amme, so sollst du dich anschicken, eine weite Reise zu machen. In einem Lande, viele tausend Meilen von hier, wohnt ein Popanz, der oberste aller Popanze, dem nichts verborgen ist und der das Größte und Kleinste weiß, was durch die Zauberei geschieht und geschehen kann; zu dem mußt du hin und sieben Federn aus seinem Schwanz zu kriegen suchen. Als dies der Pastetenbäcker hörte, war er sehr erschrocken und antwortete der Amme, daß solches unmöglich wäre, da er wisse, daß alle Menschen, die zu dem Popanz kämen, von ihm aufgefressen würden. Die Amme eröffnete ihm aber, der Popanz habe eine schöne Frau, die keine Menschen fresse; diese müßte er zu sprechen suchen und sie bitten, ihm zu helfen. Sie wisse durch ihre Kunst, daß der Popanz alle Nachmittage um vier Uhr ausgehe und nicht zu Hause komme vor Abend; unterdessen könne er hingehen und die Frau bitten, ihm die sieben Federn zu verschaffen und sieben Fragen zu beantworten, die sie ihm jetzt sagen wolle: die erste betreffe die Entzauberung des Schlosses und seiner Bewohner; die zweite: wie eine andere Prinzessin, die schon seit vielen tausend Jahren im Schlaf liege, aufgeweckt werden könne; die dritte, wie der Weinstock in dem Garten eines Königssohns, der sonst so schöne Trauben getragen, nun aber verdorrt und dieser darüber in Krankheit gefallen, wieder zum Grünen zu bringen; viertens: woher es komme, daß der Prinz so häßlich und bucklicht sei, da doch seine Mutter eine Fee sei und ihn so schön, als sie gewollt, hätte schaffen können; fünftens: wo der Mann wohnte, der Tag und

Nacht auf dem Rücken trägt; sechstens: wo das Schiff zu kriegen, das so gut zu Lande als zu Wasser geht; siebentens: wie die Frau des Popanz zu entführen wäre; denn dazu müßte er sich zur schuldigen Dankbarkeit entschließen: An ihrer Einwilligung wäre nicht zu zweifeln; denn das würde die Bedingung sein, worunter sie ihm die sieben Federn aus dem Schwanz des Popanzes würde verschaffen wollen, indem sie sehr unglücklich mit demselben lebe. Die Amme gab ihm hierauf einen versiegelten Zettel und sagte ihm, er solle ihn nicht eher aufbrechen, als in der Nacht um zwölf Uhr vor dem Tore der Stadt, und alsdann solle er die Worte, die darauf geschrieben stünden, dreimal laut ausrufen; sogleich werde er sich in einem dichten Walde befinden, in dem ein großes Schloß stehe. Er solle sich aber in dem Walde verborgen halten, bis die Glocke vier geschlagen habe. Alsdann solle er in das Schloß gehen und mit der Frau des Popanzes sprechen. Dies alles versprach er getreulich zu erfüllen oder zu sterben.

Als nun Mitternacht kam und er vor dem Tore die drei Wörter ausgesprochen hatte, befand er sich auf einmal in dem Walde, nahe bei dem Schloß des Popanzes. Er verbarg sich, so gut er konnte, in dem Dickicht, und es wahrte nicht lange, so sahe er den Popanz ausgehen, der fürchterlich umherschnupperte, als röche er Menschenfleisch. Als er ihm aus den Augen war, ging er in das Schloß zu der Frau und bat sie um ein Nachtlager. Sie war sehr verwundert, als sie ein menschliches Wesen zu ihr hereintreten sah: Mein Gott, rief sie aus, wie kommst du in diese Gegend? Es ist dein Glück, daß du nicht früher gekommen bist und meinen Mann getroffen hast; er hätte dich gewiß gefressen. Er ist aber auf die Jagd gegangen nach seiner Gewohnheit. Ich will dir zwar etwas zu essen geben, aber

make, daß du wieder fortkommst, oder sonst frißt dich mein Mann, wenn er zurückkehrt und dich hier trifft; denn er spürt sogleich, wenn ein Mensch im Hause ist. Der Pastetenbäcker fing aber an, die Frau sehr zu bitten und ihr die ganze Sache vorzutragen: er wollte weder essen noch trinken und bat sie nur inständig um die sieben Federn und um die sieben Fragen. Die Frau war sehr verwundert darüber und antwortete, solches wäre unmöglich; ihr Mann würde sich weder lassen die Federn ausziehen, noch die sieben Fragen beantworten, und wenn er im Hause bliebe, so wäre sein Tod gewiß: er möchte sich verstecken, wo er wollte, ihr Mann fände ihn doch. Er bat aber so dringend und versah ihr, alles für sie zu tun, was sie nur verlangte, wenn sie ihm dagegen zu den sieben Sachen verhölfte. Endlich sagte sie ihm zu, mit dem Beding aber, daß er sie mit sich hinwegführe. Darauf überlegten sie miteinander, wie es anzustellen wäre. Indessen sie noch darüber redeten, hörten sie den Popanz kommen. Die Frau wußte in der Geschwindigkeit keinen andern Rat, als ihren Freund unter das Bett zu verstecken, und daß er da bliebe, bis am folgenden Tage der Popanz wieder auf die Jagd ginge.

Kaum war der Freund versteckt, so trat der Popanz schon in die Stube herein, und das erste, was er aussprach, war: Frau, ich rieche Menschenfleisch. Und sogleich fing er an zu suchen, daß der armen Frau ganz angst und bange ward. Er befahl ihr, ihm zu sagen, wo der Mensch sei, damit er ihn sogleich fressen könne; denn er sei noch sehr hungrig und müde von der Jagd, da er nicht viel gefunden. Die Frau versicherte, es sei niemand da; einer sei zwar da gewesen, aber sogleich wieder davon gelaufen, als er vermerkt, wo er hingekommen: dieser werde wahrscheinlich noch im Walde versteckt sein, wo er ihn morgen noch aufspüren





könnte. Darauf beruhigte sich der Popanz und legte sich mit seiner Frau zu Bette.

Als sie nun merkte, daß er eingeschlafen war, da er laut schnarchte, so faßte sie eine Feder in seinem Schwanz und riß sie mit aller Gewalt heraus. Sogleich wachte der Popanz auf und schrie vor Schmerz: Weib, bist du toll? was ist das, daß du mich so am Schwanze rupfst? — Ach, lieber Mann, antwortete die Frau, verzeihe mir. Ich träumte eben einen fürchterlichen Traum, wie in einem fernen Lande ein Schloß mit allen seinen Bewohnern erstarrt und versteinert worden durch die Macht eines bösen Zauberers, und mir war, als wenn ich auch darin war und mit versteinert wurde. Daher packte ich dich so fest. Könnte so etwas wohl wirklich geschehen? — Allerdings, antwortete er; neulich hat sich eben dieser Fall ereignet in einem fernen Königreiche. — Mein Gott, sagte die Frau, ist denn der Zauber nicht wieder aufzulösen? — O ja, erwiderte er, aber das Mittel dazu ist keinem Menschen bekannt. — Nun was ist es dann für eins, lieber Mann? — Derjenige, der

die Prinzessin liebt und durch den das Unglück geschehen ist, müßte hier in unsern Wald kommen und zu dem Wasserfall gehen, der darinnen ist, und warten, bis ein ganz kleiner unansehnlicher Zwerg erscheint, der ein Felsenstück auf den Schultern trägt und in das Wasser schmeißt. Doch, Weib, laß mich schlafen; was nützt dir diese Erzählung? Ich bin müde. Sie bat ihn aber so schön, daß er fortfuhr: Dies alles würde ihm doch noch nichts helfen; denn der Zwerg würde nicht mit ihm gehen wollen, es sei denn, daß er eine von meinen Schwanzfedern hätte und ihm damit ins Gesicht schläge: dann würde der Zwerg plötzlich zu einem großen Riesen werden und freundlich mit ihm gehen, wohin er wollte. Derselbe müßte dann das verwünschte Schloß emporheben und umdrehen und der Geliebte der Prinzessin sie mit der Feder berühren, worauf alles wieder wie vorher leben und der Zauber gelöst sein würde. Aber das wird nimmer geschehen; denn wer wollte mir wohl eine Feder ausziehen? Und nun laß mich schlafen.

Die Frau war still; wie sie ihn aber wieder schlafen hörte, riß sie ihm abermals eine Feder aus. Der Popanz fuhr noch heftiger auf als das erstemal. Ach Mann, ich bitte dich um Verzeihung; ich habe so eben wieder einen ängstlichen Traum gehabt: mir träumte, wie eine schöne Prinzessin eines fernen Königreichs schon seit vielen tausend Jahren in einem Zauberschlaf versenkt liege und in dem ganzen Palast keine lebendige Seele mehr sei, da alles schon ausgestorben. — Du hast recht, Frau, erwiderte der Popanz, es gibt ein solches Schloß, wo eine versteinerte Prinzessin schläft und alles ausgestorben ist bis auf ein kleines Hündlein, das immer vor dem Fenster liegt und ihn bewacht, indem, solange es dies tut, nichts Lebendiges hinein kann; denn sobald sich was nähert, verwandelt es

sich in ein fürchterliches Ungeheuer, das alles zerreißt. Es gibt aber eine Stunde des Tages, wo es das Fenster verläßt und zu der Prinzessin geht und sich bei ihr schlafen legt. Diese Stunde ist von eins bis zwei Uhr, und wenn sich alsdann jemand hinein schleichen könnte und sich dem Hündlein näherte, ohne daß es erwachte, und ihm vor dem Kopfe schösse, aber gerade in die Mitte des weißen Sterns daselbst und so, daß sein Blut die Prinzessin benezte, so würde sie aus dem Zauberschlafe erwachen; träfe er aber nicht also, so wäre sein Tod gewiß. Nun rat ich dir, Frau, wecke mich nicht zum drittenmale mit deinen beschwerlichen Träumen. Damit drehte er sich um und fing bald wieder an zu schnarchen.

Sobald aber die Frau dies hörte, zog sie ihm zum drittenmal eine Feder aus. Jetzt ward der Popanz ganz wütend und wollte sie zum Bette hinauswerfen; er schrie: Weib, du mußt besessen sein, mich schon wieder so zu rupfen; ich glaube, daß ich blute. Sie versicherte ihm aber, sie habe sich bloß an ihm festgehalten aus Furcht vor einem Traum, der sie befallen. Nun was hast du denn schon wieder geträumt? fragte er. — Ich träumte, daß ein Königssohn in seinem Garten einen schönen Weinstock habe, der sonst so schöne Trauben getragen, plötzlich aber unfruchtbar geworden und verdorret, und so wie er verdorret, so vergeht auch der Prinz: sage mir, lieber Mann, ist das wohl wahr? — Allerdings, verwünschte Träumerin. — Du sage mir das, lieber Mann, was man wohl tun mußte, um den Weinstock wieder grünen und den Prinzen gesund zu machen? — Man muß in das Hühnerhaus, das dort auf dem Hof ist, und wird da einen schönen bunten Hahn finden, der nicht zu den Hühnern gehört, den muß man nehmen; doch was sage ich für dummes Zeug?

man muß auch dazu wieder eine von meinen Federn haben. — Nun, lieber Mann, erzähle nur aus. — Man nimmt den Hahn und trägt ihn zwischen zwölf und ein Uhr zu dem Weinstock; hier steckt man ihm meine Feder in seinen Schnabel, und sogleich wird er anfangen zu graben und so lange fortfahren, bis drei Kröten herauskriechen. Diese Kröten soll man nehmen und sogleich verbrennen und die Asche davon auf die Wurzeln der Rebe streuen und sie mit Erde bedecken und noch den Prinzen mit meiner Feder berühren. Alsdann wird er wieder blühen und der Prinz genesen. Nun aber sag ich dir, wecke mich nicht wieder auf zum vierten Male.

Kaum war er eingeschlafen, so reichte die Frau die drei Federn dem Pastetenbäcker, der unter dem Bette lag, mit diesen Worten: Bewahre sie; du hast gehört, was mit ihnen zu tun ist, und ich weiß nicht, wie ich die andern kriegen werde. Damit drehte sie sich zu ihrem Manne und riß ihm die vierte aus. Der sprang aus dem Bette vor Wut und Schmerz und gab seiner Frau zwei derbe Stöße: Du Unhold du, werd ich vor dir gar nicht schlafen können diese Nacht? Ich glaube, du rupfst mir wirklich meinen Schwanz. — Ach lieber Mann, ich fange an zu glauben, daß ich behext bin; da hatte ich wieder einen fatalen Traum: mir träumte von einem häßlichen Königssohn, der mich liebhaben wollte und küssen, und er war so abscheulich häßlich, daß ich mich so entsetzte und mich an deinem Schwanz festhielt. — Nun wahrlich, er muß sehr häßlich gewesen sein, daß du mich so gezupft hast! — Ach ja, stelle dir vor eine Figur von kaum zwei Fuß, hinten und vorn mit einem Buckel, einem Kopf, der so breit ist, als sein ganzer mißgeschaffener Leib lang ist, und darauf eine Nase, die noch mit drei andern kleinern Nasen besetzt ist, und

rote Augen. — Hierüber konnte sich der Popanz des Lachens nicht enthalten, und er rief aus: Aha, du hast den Prinzen Kabubulusch gesehen! — Ei, lieber Mann, also gibt es solch einen? — Ja, und seine Mutter ist dazu eine der schönsten Frauen, die man sehen kann, und Fee zugleich. — Aber, kann sie ihm denn keine andere Gestalt geben? — Nein, es sei denn, daß der Hahn, von dem ich vorhin gesagt habe, seine Gestalt wieder kriegt, dessen Mutter ihn verwünscht hat, dadurch, daß man ihm die Sporn abschneidet und sie in des Prinzen Fersen steckt. Nun aber schlafe.

Er tats, aber sie ließ ihn nicht lange schlafen, sondern riß mit aller Gewalt noch eine Feder aus und schrie dabei fürchterlich: Ach lieber Mann, schon wieder ein schrecklicher Traum! — Du hörst die ganze Nacht nicht auf zu träumen und mich zu zupfen; sieh, wenn ich dir nicht so gut wäre, so fräße ich dich auf der Stelle: ich habe heute so nicht viel gefressen und rieche beständig Menschenfleisch. Was hast du denn wieder geträumt? — Ich träumte, daß du ausgegangen warest, und plötzlich trat ein Fremder herein, der einen Kasten auf dem Rücken trug, worin Tag und Nacht sein sollte. Ich war neugierig und bat ihn, mich hineinsehen zu lassen, und siehe, er packte mich und wollte mich in seinen Kasten stecken: daher muß es gekommen sein, daß ich dich so gezogen habe. — Was du für närrisches Zeug träumest! — Gibts denn einen solchen Mann? — O ja, den habe ich ja in meinem Lande! — Aber wie kommt es denn, daß ich ihn nie gesehen habe? — Das ist, weil du das Mittel nicht kennst, wodurch man ihn sieht oder gebrauchen kann. — Was muß man denn tun, um seiner habhaft zu werden? — Das ist ebenfalls ein Mittel, das von mir abhängt; denn es gehört eine Feder aus meinem Schwanze

dazu.<sup>5</sup> Man muß diese Feder in die Ritze des Kastens zu bringen suchen; alsbald geht der Mann mit dem Kasten, wohin man will, und tut, was man ihm befiehlt. Jetzt aber, hoffe ich, wirst du mich schlafen lassen und nicht mehr träumen; denn die Nacht ist bald zu Ende.

Er entschlief wieder; die Frau, nicht faul, riß ihm die sechste Feder aus. Er schalt fürchterlich: Verdammtes Weib! ich glaube wirklich, daß du besessen bist. — Ach lieber Mann, ich weiß nicht, wie ich diese Nacht mit ungeheuern Träumen geplagt bin: eben träumte ich, daß in deiner Abwesenheit hier Leute hereinkamen, die mir sagten, daß sie ein Schiff hätten, das so gut zu Lande, als zu Wasser ging, und ob ich es nicht sehen wolle. Als ich herausging, wollte mich einer packen und in das Schiff setzen; daher meine Angst. So ein Schiff gibt es aber wohl nicht? — O ja, und es gehört mir, es kann niemand sich desselben bedienen, es sei denn, daß er eine Feder aus meinem Schwanz hätte. — Wenn dies nun wäre, würdest du denn nicht mit deinen andern Federn dagegen wirken können? — Nein, weil mein Schwanz nur sechzig Federn hat und sie alle sechzig ihre eigene Bestimmung haben; und wenn man mir eine Feder auszöge mit dem Gedanken von einer dieser Bestimmungen, so träfe man immer die dazu gehörige, so daß ich alsdann keine Macht mehr darüber hätte. — Wie findet man aber das Schiff? — Man kann nicht fehlen; man legt die Feder vor sich an die Erde nieder, sogleich erhebt sie sich und fliegt ganz langsam zu dem Ort hin, wo das Schiff steht: hier läßt sie sich herunter, und man nimmt sie und pflanzt sie als Fahne auf den Mast, worauf es so gut zu Lande als zu Wasser geht. Nun aber sag ich dir, störst du mich noch einmal, so binde ich dich an die Bettstolle, damit ich Ruhe vor dir habe.

Er drehte sich um und schlief, aber nicht lange; denn die Frau zögerte nicht, ihm auch die siebente und letzte Feder auszureißen, worauf er aufsprang und sie wirklich anzubinden wollte. Sie bat und lieblosete ihn aber so viel, daß er sich wieder beruhigte; sie versprach ihm heilig, es nicht wieder zu tun, sie wolle lieber die ganze Nacht wach bleiben, um den bösen Träumen zu entgehen. — Nun, was hast du denn schon wieder geträumt? — Es war mir, als wenn ich von einem fremden Manne entführt würde, und zwar mit meinem Wissen und Willen; könnte das wohl geschehen, und ohne daß du es merken würdest? — Es könnte wohl gehen, aber wehe dir und dem, der es unternähme! Ihr wäret beide des Todes, es wäre denn, daß er die Feder hätte, wodurch ich dich halte, und was freilich nicht gut wäre für mich, wiewohl für viele andere; denn dein Gemahl, der Prinz, welchen du glaubst, daß ich ihn gefressen habe, ist eben der Prinz, der immer krank ist, und dein Sohn, das ist der Weinstock.

Mit diesen Worten schlief er, müde von dem vielen Waschen, wieder ein. Kaum hörte sie ihn schnarchen, so stand sie leise auf, zog den Pastetenbäcker unterm Bette hervor und schlich mit ihm leise zum Schlosse hinaus. Das erste, was sie taten, war, in dem Wald den Zwerg aufzusuchen und mit ihm zu tun, wie sie von dem Popanz gehört hatten. So taten sie es auch mit dem Kasten, worin Tag und Nacht, und dem Land- und Wasserschiff; sogleich setzten sie sich in dieses und fuhren fort.

Unterdessen war es Tag geworden, und der Popanz erwachte. Als er seine Frau vermifste, fiel es ihm aufs Herz; er besah seinen Schwanz, und da er seine Federn zählte, ward ihm alles klar. Sogleich faßte er die Feder an, die ihm alles offenbarte, und erfuhr dadurch die Flucht seiner

Frau mit dem Pastetenbäcker. Er war außer sich vor Bosheit und Wut und wollte schier von Sinnen kommen; er schwur, sie zu verfolgen und sich zu rächen, und sollte er auch darüber seinen ganzen Schwanz einbüßen. Er säumete auch nicht lange und machte sich gleich fertig. Er nahm eine Feder, biß darein, und sogleich waren mehr als hunderttausend Soldaten zu Pferde hinter dem Schiff mit den Flüchtigen her. Aber die Frau, die das merkte, warnte den Pastetenbäcker und ließ sie dem Schiffe ganz nahe kommen; alsdann befahl er dem Riesen, sie alle zu nehmen und hundert Klafter tief in die Erde zu schmeißen. Das geschah auf der Stelle, und alle verschwanden mit Roß und Mann. Als dies der Popanz sah, biß er in eine andere Feder, und sogleich wurde das Schiff verfolgt von einem Heer Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderm giftigen Gewürm. Der Pastetenbäcker steckte in der Angst noch eine von den Federn auf den Mastbaum, und das Schiff flog, wenn es vorher nur ging; das Gewürme aber immer stärker hinterdrein. Endlich kamen sie an einen großen See. Hier befahl er dem Schiff, still zu stehen, und so wie das Ungeziefer nahe genug war, ließ er den Kasten drehen und finstere Nacht machen. Kaum war das geschehen, so fuhr das Schiff wieder von dannen; das Gewürm aber verfolgte und fiel alles in das Wasser.

Unterdessen kamen sie in das Königreich \* \* \*; denn der Popanz hatte sie nicht weiter verfolgt, indem er gewiß glaubte, die Tiere würden sie einholen und zu Tode quälen. Der Pastetenbäcker ließ den Riesen das mit seinen Bewohnern versteinerte Schloß umkehren, berührte seine geliebte Prinzessin mit der Feder, und sogleich erwachte sie samt allen aus der Erstarrung. Die beiden Geliebten freuten sich des lebendigen Wiedersehens und umarmten sich inbrünstig. Der König, gerührt über die treue Liebe



und über den Mut und die Standhaftigkeit seines und ihres Erlösers, dagegen erzürnt über die Untat des Prinzen, gab sogleich seine Einwilligung in die Vermählung der beiden Geliebten. Sein neuer Eidam dankte für diese Güte, bat aber noch um einen kurzen Urlaub, indem es ihm obliege, noch die andern mit der gegenwärtigen verbundenen Bezauberungen aufzulösen, ehe er würdig wäre, die Hand der geliebten Prinzessin zu empfangen. Es ward ihm, wiewohl nicht zu gern, verstattet. Er reiste weiter, die Frau des Popanzes aber blieb bei der Prinzessin.

Sie fuhren beinahe drei Jahre, ehe sie in das Königreich kamen, in dem sie viel Ungemach von Zauberern und auch vom Popanz zu erdulden hatten. Endlich kam er an das Schloß der Prinzessin, die im tausendjährigen Schlafe lag; er tat, wie ihm gesagt war, und die Prinzessin erwachte. Sie sprach sogleich zu ihm: Großmütiger Fürst, wie viel Dank bin ich dir schuldig! du hast mir das Licht und Leben wiedergegeben, aber zugleich mich nur erweckt, um in den größten Schmerz zu versinken. Das Hündlein, das du getödet hast, ist mein Geliebter, ein edler Prinz von Geburt, und keiner vermag ihm das Leben zu geben, als du. Laß dein Werk nicht halb vollendet und erwecke auch ihn. — Wie kann ich das? fragte der Fürst. Hier, sagte die Prinzessin, indem sie ihm ein blankes Schwert reichte, haue dem Hündlein den Kopf ab und lege ihn sauberlich hier aufs Bett. Und nun entblöße sie ihren schönen Hals, der so weiß als Marmor war: Nun haue auch meinen Kopf ab, und wenn das geschehen ist, setze meinen Kopf auf des Hündleins Rumpf und des Hündleins Kopf auf meinen Rumpf, und du wirst Wunder sehen. Der Prinz tat, wie sie sagte. kaum war es geschehen, so sprangen die Köpfe wieder zurück, jeder auf seinen Rumpf, und die Prinzessin

steht lebendig und unverfehrt da; aus dem Hündlein ist aber plößlich ein schöner Prinz geworden, der ihr um den Hals fiel und ausrief: Ja, du liebst mich, und ich werde von nun an mehr Zutrauen zu dir haben. Hierauf dankten sie ihrem Befreier und erzählten ihm ihre Geschichte.

Der junge Held fuhr weiter und gelangte zu dem Prinzen mit dem Weinstock; er tat, wie er vernommen hatte, und beide fingen wieder an zu blühen, aber der Weinstock war noch nicht wieder verwandelt: dies geschah durch Berührung mit der einen übrigen Feder, und Sohn und Vater erkannten und freuten sich herzlichlich, und noch mehr, als sie von ihrem Befreier vernahmen, daß ihre Gattin und Mutter noch am Leben und ebenfalls erlöst war. Sie setzten sich darauf alle zusammen ins Schiff, nahmen auch den Hahn und brachten ihn der schönen Fee, durch ihn die Verwünschung ihres Sohnes zu lösen und dessen Gestalt zugleich durch die Entzauberung des Hahnes, dessen Mutter unterdeß gestorben war, herzustellen. Die Fee und ihr Sohn, der Nebenbuhler unsers Helden, wurden dadurch mit ihm versöhnt. Dieser kehrte nun mit seinen Gefährten zurück zu seiner geliebten Prinzessin. Alle freuten sich des Wiedersehens, zumal die gewesene Frau des Popanzes mit ihrem Mann und Sohn. Sie feierten aufs neue ihre Vermählung mit der des Prinzen und der Prinzessin, die herrlich und in Freuden begann und endigte.

## Die drei Gürtel

Es war einmal vor Zeiten ein König, der eine schöne, junge und tugendhafte Gemahlin hatte, die ihn, wie er sie, sehr zärtlich liebte, aber leider blieb dies Glück nicht von langer Dauer. Der König war ein lebhafter, feuriger Herr von einem etwas unbeständigen Charakter; er hatte den Grundsatz mit allen Männern gemein: das Einerlei ermüdete ihn, und er empfand in dem Genuß der schönsten und liebenswürdigsten Frau Langeweile. Vergebens bemühte er sich, dies zu verbergen: seine Gemahlin merkte es nur zu schnell und härmte sich im Stillen über die Veränderung in seinem Betragen. Umsonst unterdrückte sie jeden Vorwurf; umsonst war sie zärtlicher, zuvorkommender, liebenswürdiger als je: seine Unbeständigkeit, sein Hang zur Veränderung war zu groß! Er liebte sie freilich noch immer, er sagte ihr dies auch täglich, aber er nahm doch mit dem größten Vergnügen einen Ruf seines Oheims an, der ihn bat, gegen einen seiner Nachbarn mit zu Felde zu ziehen. Die Königin war untröstlich, als er ihr diese Nachricht hinterbrachte; sie ging weinend zu Bette und stand mit Tränen wieder auf. Der König wandte zwar alle Mittel an, sie zu beruhigen, aber da alles vergebens war, so stahl er sich einst um Mitternacht von ihrer Seite, drückte einen herzlichen Kuß auf ihre blassen Wangen, ließ ihr einen zärtlichen Brief zurück und war, als sie erwachte, schon mehrere Meilen von ihr entfernt.

Die ersten Tage nach seiner Abreise überließ sich die

Königin so heftig ihrem Schmerz, daß man für ihre Gesundheit besorgt war; aber die wohlthätige Zeit machte ihn nach und nach milder, und die Königin fing wieder an, ein Segen ihrer Untertanen, die Mutter aller Traurenden und Notleidenden zu werden. Eines Tages war sie in fremder Tracht in der Stadt umher geschlichen, hatte manche Träne getrocknet, manchen schweren Kummer leichter gemacht, und war schon auf dem Rückweg, da hinkte ihr ein altes, krummes, scheußlich aussehendes Wesen entgegen: die Gasse war enge, und die holde Königin drängte sich ganz an die Wand, um auch nicht in dem kleinsten Punkt diese entsetzliche Häßlichkeit zu berühren; aber in dem Augenblick, wo die Alte an ihr vorbei ging, gleitete sie aus und fiel, so lang sie war, in den Kot. Jeder andre würde hier überlaut gelacht haben, aber die gute Königin lachte nicht: sie eilte schnell hinzu, überwand all ihren Abscheu und half der Alten in die Höhe. Dies war freilich kein kleines Stückchen Arbeit; denn die Hexe war

schwer und mühsam auf zu richten und belegte während des Aufstehens ihre Helferin mit den schändlichsten Namen: ja, sie vergaß sich so sehr, daß sie, als ihr die Königin gar nicht antwortete, und nach vollbrachter Arbeit sich entfernte, mit der Krücke nach ihr schlug, auch so gut gegen die Erde traf, daß sie in zwei Stücke sprang. Dies machte die Alte ganz hilflos, und sie schrie und tobte so lange



wechselsweise, bis die Königin wieder zurückkehrte und mit einer beispiellosen Geduld die Alte unter den Arm nahm und auf ihr Begehren zu einem kleinen Hüttchen führte, das nicht fern vom Wege ab war. Sobald die Alte in dem engen schmutzigen Stübchen sich gesetzt hatte, eilte Adelheid — so hieß die gute schöne Königin —, ohne ein Wort mit ihr zu reden, aus der Thür. Aber ein plötzlicher Donnerschlag schreckte sie zurück; die alte Here war verschwunden, und an ihrer Stelle stand eine große majestätische Fee vor ihr, die sie mit Bewunderung und Vergnügen ansah. Du bist noch mehr als gut, hob die Fee endlich an, da sich Adelheid ein wenig erholt hatte; ich habe dich geprüft, und du bist von nun an unter meinem Schutz. Zur ersten Probe meiner Gewogenheit nimm diese drei Gürtel von Silber; zwei lege zurück, aber den einen trage: wenn dieser bricht, so denk dein Gemahl schon seltener an dich; trage alsdann den zweiten, und bricht auch dieser, dann lege den dritten an und reise unverzüglich deinem Gemahl nach. Halte dich dann verborgen; aber wenn der dritte Gürtel bricht, dann, Königin, eile, deine Rechte geltend zu machen. Lebe wohl und rechne auf Fatimens Schutz! Hier verschwand die Fee, und die erstaunte Königin würde alles für Blendwerk gehalten haben, wenn nicht die drei Gürtel in ihrer Hand zurückgeblieben wären.

Sobald sie zu Hause kam, legte sie den ersten wunderbaren Gürtel um, und ob sie gleich befürchtete, daß er brechen möchte, so segnete sie doch dies Geschenk der Fee; denn es gab ihr, solange der Gürtel ganz war, die Beruhigung, daß ihr Gemahl getreu sei und ihrer gedenke. Schon war ein halbes Jahr verflossen, und Adelheid nährte heiße Wünsche für die Rückkehr des geliebten Königs, als plötzlich eines Tages ihr Gürtel in drei Stücke

brach. Der Schmerz der Königin kannte lange Zeit keine Grenzen und war um so heftiger, da sie keinen Vertrauten hatte, in dessen Busen sie ihren Kummer niederlegen konnte. Sie fürchtete sich, den zweiten Gürtel umzulegen. Ach! sie hatte nur zu sehr recht; denn schon in vier Wochen brach er in mehrere kleine Stücke. Diesemal blieb sie weit gefasster; sie hatte sich nun schon daran gewöhnt, ihren Gemahl als untreu zu betrachten, und gewissermaßen erwartet, daß der zweite Gürtel brechen werde. Was sie aber noch mehr in Erstaunen setzte, war die Nachricht von dem Tode des Königs, die sich seit diesem Tage allgemein verbreitete. Sie allein wußte, daß er lebte; da sie aber nicht im Stande war, es zu beweisen, ohne ihr Geheimnis zu verraten, so schwieg sie, und indem sie die Wahrheit dieses Gerüchts bezweifelte, berief sie ihre treuesten Räte zusammen, empfahl ihnen die Fürsorge für ihre Untertanen auf das angelegentlichste und eröffnete ihnen alsdann, daß sie reisen und ihren Gemahl selber aufsuchen werde, indem er ihr diese Nacht im Schlafe erschienen und ihr entdeckt habe, daß er nicht tot, aber in einer Art von Beszauberung sei, aus der ihn nur ihre persönliche Gegenwart retten könnte. Damit nun ihr Volk und die übrigen Räte nicht hiervon unterrichtet würden und wohl gar ein Mißvergnügen darüber entstände, so wolle sie bekannt machen, daß sie noch heute sich auf ein entlegenes Schloß begeben; hier wolle sie ihrem Schmerz nachhängen und das ganze Trauerjahr niemand als die getreuesten Räte sehen. Alle Vorstellungen ihrer Getreuen waren umsonst: sie war auf alles, auch auf das Argste vorbereitet, und da alle Vorstellungen nicht fruchteten, so ergaben sie sich in den Willen ihrer guten Königin, gelobten ihr Treue bis in den Tod und begleiteten sie schon des nächsten Tages auf das ferne

Landschloß, von wo sie bald darauf, als eine Pilgerin gekleidet, abreiste. Mehrere Tage waren bereits vergangen, ohne daß irgendein Abenteuer die Reise der schönen Königin aufgehalten hätte. Sie wurde aller Orten gut aufgenommen, es fehlte ihr an nichts; denn die Menschen der alten Zeit waren gastfrei und daran gewöhnt, vornehme Leute in solchen Nummereien reisen zu sehen, um irgendein Gelübd zu erfüllen. Ohne zu wissen, wohin ihr treuloser Gemahl sich gewandt hatte, folgte sie bloß dem Zuge ihres Herzens und hatte einen Weg eingeschlagen, von dem sie hoffte, daß er sie zum Ziele führen werde.

Eines Tages, da sie sehr viel von der Sonnenhitze ausgestanden, und fast ermattet war, näherte sie sich gegen Abend einem großen Walde, dessen Dunkelheit sie erschreckt haben würde, wenn nicht das Verlangen nach der darin herrschenden Kühlung alles überwunden hätte. Sie schleppte sich mühsam bis zu seinem Eingange; da warf sie sich in den Schatten der alten hundertjährigen Eichen und beweinte ihr Schicksal mit heißen Tränen. Der brennendste Durst plagte sie; sie sah sich ängstlich nach einer Quelle um, aber die große Ermüdung verbot ihr, darnach zu suchen, und sie sank ganz erschöpft auf der Stelle wieder nieder. Schon wollte ihre Geduld, ihre Sanftmut sie verlassen, als sie sich besann, ruhig den Kopf ins Gras legte und im Begriff war, einzuschlummern; da wehte plötzlich ein säuselndes Lüftchen über sie hin, das sie ohne Speise und Trank so sehr erquickte, daß sie nach einigen Minuten völlig stark und wohl genug aufstand, um ihre Reise fortzusetzen. Eine ziemlich große goldene Nuß, die zu ihren Füßen lag, befestigte sie noch immer mehr in dem Glauben von Fatimens Nähe, und nachdem sie die Nuß verwahrt hatte, trat sie getrost ihren Weg wieder an und verfolgte ihn

standhaft, bis mitternächtliches Dunkel alle Gegenstände um sie her verschleierte und sie genötigt ward, bis zur Ankunft des Morgens unter einem Baume Platz zu nehmen.

Es war die erste Nacht auf ihrer Reise, wo sie ohne Obdach blieb, und sie wurde doch ein wenig unruhig, wenn sie aus der Ferne das Brüllen der Hyänen, das Zähnen der Tiger und das Geheul der Wölfe hörte. Angstvoll hatte sie ein Stündchen so zugebracht, das ihr dreimal so lang geworden war, als der Mond durch die Wolken brach und mit seinem lieblichen Glanze Adelheids Herz erfreute. Sie verfolgte nun mutig ihren Weg, und als sie eine Zeit lang geschwind fortgeschritten, und dann, um etwas zu ruhen, sich an einen Baum lehnte, war es, als näherte sich der Mond dem Orte, wo sie ruhte, und indem er leicht über sie hinschwand, fiel eine ähnliche goldne Nuß zu ihren Füßen. Froh in dem Besiz dieses zweiten Schazes, eilte sie freudig vorwärts und ergözte sich bei der Ansicht der Bäume, an denen sich das blasse Mondenlicht auf eine zauberische Art brach. Endlich hatte sie das Ende des fürchterlichen Waldes erreicht und trat mit einem Gefühl hoher Freude, das gewöhnlich überstandene Gefährlichkeiten gewähren, aus dem Dunkel hervor. Siehe, da erwartete sie das schönste Schauspiel der Natur, die aufgehende Sonne. Wie angezaubert stand Adelheid; sie hatte nie im Freien einen Morgen so früh gefeiert. Sie wagte nicht von der Stelle zu gehen, kaum zu atmen, um nur nichts von diesem schönen Anblick zu verlieren. Prachtvoll stieg sie höher und immer höher, die große Königin des Tages, und indem ihre Strahlen mit allem Glanze auf Adelheid fielen, warfen sie zugleich eine noch größere Nuß, als die beiden übrigen, zu den Füßen der holden Pilgerin, auf der mit deutlichen Worten stand:



Du bist am Ziele. Gerührt sank sie auf ihre Knie, Tränen entstürzten ihr, und indem sie sich langsam erhob, zeigte sich ihrem Auge eine schöne große Stadt, wovon sie nur noch ein Viertelstündchen entfernt war.

Sie legte den kurzen Weg dahin schnell zurück, und da sie vor einer Mühle vorbeikam, deren Bewohner schon aufgestanden waren, so ging sie hinein und bat um ein Frühstück. Gleichsam als hätte man die guten Leute darauf vorbereitet, so freundlich und gut wurde sie empfangen. Es waren ein Paar würdige Alte, die Adelheid in den ersten Augenblicken mit Philemon und Baucis verglich. Nachdem das Mütterchen sie mit einer frischen Milch erquickt hatte, bereitete sie ihr ein Bad, und als die Pilgerin auch dies genommen hatte, so zeigte sie ihr in einem kleinen einsamen Hinterstübchen ein Bett, das mit Blumen bestreut war, und worauf sie einige Stunden ruhen sollte. Dankbar drückte sie die Hand der guten Müllerin und warf sich zufrieden auf das duftende Lager, wo der Schlummergott durch holde Träume ihr alles Leid vergessen machte. Reizender und schöner als eine Frühlingsrose, erwachte die Pilgerin; ihre Wangen und Lippen glühten von der feinsten Röthe, und ihre Augen hatten einen so sanften, unwiderstehlichen Glanz, daß die guten alten Müllersleute nicht aufhören konnten, ihren neuen Gast zu betrachten und ihm zu lieblosen. Die Mühle lag malerisch schön, und Adelheid nahm sich vor, die Entwicklung ihres Schicksals hier abzuwarten. Sie fragte die guten Alten, ob sie es erlaubten, daß sie einige Zeit bei ihnen bleiben dürfe. Hierüber waren sie sehr vergnügt und beteuerten ihr feierlich, daß sie sie in der kurzen Zeit so lieb gewonnen, daß es sie freuen würde, wenn es ihr recht lange oder gar immer bei ihnen gefiele. Sie verabredeten nun zu-

sammen, Adelheid für ihre Verwandtin auszugeben und ihr den Namen Rösse beizulegen.

Der Abend dieses Tages war so schön, daß sich Rösse, die ein Bauerngewand angelegt hatte, das ihre Reize noch mehr den Augen darstellte, ins Freie geflüchtet hatte, vor der Thür auf einer Bank saß und tiefsinnig in den vorbeizrieselnden Bach sah. Ein nahes Pferdegetrappel machte sie aufmerksam; aber man denke sich ihr Erstaunen, als sie ihren Gemahl mit einem großen Gefolge von Pferden angesprengt kommen sah, an seiner Seite ein mehr schönes als reizendes Mädchen. Der Zug war schon zu nahe, um zu entfliehen; sie sammelte ihre Kräfte zusammen, blieb sitzen und betrachtete von Zeit zu Zeit ihren Ungetreuen, der kein Auge von ihr verwandte und sich noch so lange nach ihr umsah, als ihm irgend möglich war. Das Gefolge des Königs war ihr ganz unbekannt. Sie schlug ihre Augen wieder nieder, sobald der Geliebte entschwunden war, und versank wieder in ein so tiefes Nachdenken, daß sie nichts von den Anmerkungen des ganzen Gefolges hörte, noch weniger sich durch ihr lautes Lachen beleidigt fühlte. Endlich schüttelte die gute alte Müllerin sie aus ihrem Nachdenken auf, erinnerte sie an die kühle Abendluft und zog sie, ihr die Wange streichelnd, in die Stube, wo ihr kleines ländliches Mahl ihrer harrte. Rösse nahm all ihre Besinnung zusammen und fragte die Müllerin, was denn das für ein Herr gewesen sei, mit einer schönen Dame und einer großen Menge Bedienten, der heute Abend hier vorbei gefahren. Mit der ganz eignen Redseligkeit, die gewöhnlich allen alten Leuten eigen ist, erzählte ihr diese nun, daß die Dame die Tochter des Königs und der schöne junge Mann ein fremder Prinz sei, der hier durch einen Zufall, den aber niemand wisse, her-

gekommen sei; er sei die erste Zeit immer sehr traurig gewesen und habe viel geseufzt, aber der König und seine Tochter hätten nicht eher mit ihren Tröstungen nachgelassen, bis er heiter geworden und endlich vor vier Wochen sich verlobt habe. In wenigen Tagen werde die Vermählung sein, und man mache schon die größten Anstalten dazu. Bei diesen Worten erblaßte Röse; sie rief leise: Ach Gott! und sank in eine tiefe Ohnmacht. Als sie zu sich selbst kam, und dies geschah durch das viele kalte Wasser, womit man sie begoß, bald, so bat sie die alten Leute recht herzlich um Vergebung wegen des Schrecks, so sie ihnen gemacht, und eilte in ihr Schlafstübchen, wo sie sich ihrem Gram, ihrer hoffnungslosen Liebe überließ. Aber mitten in ihrem Leiden fiel ihr ein, daß der dritte Gürtel noch immer fest ihren Leib umschloß und daß die Fee ihr gesagt hatte: Erst wenn der dritte Gürtel zerbricht, verleugnet er dich ganz und liebt eine andere. Dieser Trost war nicht klein, und sie legte sich, ihn noch immer entschuldigend, zu Bette, aber leider nicht zur Ruhe.

Sobald der Tag in seiner Ordnung vorgerückt war, daß vornehme Leute aufstehen, so erschien der König abermals, aber nur von einem einzigen Jäger begleitet, an der Mühle, und traf Röse, die eben im Begriff war, einen Kranz von Vergißmeinnicht in ihr Haar zu flechten; bei seinem Anblick erschrak sie heftig, der Kranz entsank ihren Händen, und der Bach trieb ihn schneller mit fort, als es dem König möglich war, ihn zu erhaschen. Er kehrte, nachdem seine Bemühungen vergebens waren, zu Rösen, die ihre Fassung wieder erhalten hatte, zurück und fragte sie freundlich, wer ihre Eltern seien. Sie heftete ihm das verabredete Märchen auf und war schon im Zurückgehen, als

er ihre Hand ergriff und recht zärtlich fragte, ob sie noch keinen Bräutigam habe. Sie antwortete verschämt: Nein und wollte abermals gehen, aber der König zog sie neben sich ins weiche Gras und schwatzte ihr von dem Eindruck vor, den sie gestern auf ihn gemacht. Róse schwieg, und der König, der dies als ein Zeichen ihres Wohlgefallens aufnahm, und sie für ein ganz gewöhnliches Bauernmädchen hielt, fing schon aus einem zuversichtlichen Ton an zu reden, als sie schneller, als er es verhüten konnte, aufstand und sich hastig in die Gebüsch und von dort in ihr Stübchen entfernte. Vergebens durchbrach der König die Gesträuche, vergebens wiederholte das ferne Echo ihren Namen; Róse blieb fort und ihm nichts übrig, als mißmutig zurückzukehren. Täglich kam er seit diesem Morgen mehrere Male zur Mühle; war er artig und blieb in gewisser Entfernung, so war Róse für ihn da, ja, sie wurde ihm nach und nach so teuer, daß er sie wirklich innig liebte und ihm seine stolze Braut, in Betrachtung gegen dies anspruchslose Mädchen, immer gleichgültiger ward. Róse nannte sich nur seine Freundin, aber sie war seine Geliebte im vollsten Sinne des Worts, und sie wandte ihre Gewalt über ihn nur an, um sein Herz zu veredeln, ihn von seiner Unbeständigkeit zu heilen.

Indeß rückte sein Hochzeitstag immer näher, schon war er nur noch acht Tage entfernt, da ward sein Herz noch einmal zum Verräter, seine Liebe noch einmal sinnlich; er kam spät gegen die Nacht zu Rósen und wandte die süßesten Überredungen, die zärtlichsten Liebkosungen an, um die Holde ganz sein zu nennen. Schon wankte die Arme, nur noch matt verteidigte sie sich gegen den geliebten Verführer, da brach plötzlich ihr dritter Gürtel entzwei. Kalt vor Schrecken, wand sie sich aus den Armen des

Königs; sie hatte fast über der Geliebten die Gattin verzessen, und indem sie sich weinend in ein Fenster legte, bat sie ihn flehentlich, die Haustüre zuzumachen, weil das Schlagen davon ihrem Gehör so unangenehm sei. Der König ging; er war erstaunt und verdrießlich, dem Gegenstand seiner süßesten Wünsche sich auf einmal so entrückt zu sehen. Er schlug die Türe zu, da sprang eine gegenüber sich befindende auf, als er diese zugemacht, eine dritte, und so ward er von einer unsichtbaren Macht genötigt, die ganze Nacht Türen zuzumachen. Verdrießlich über diesen sonderbaren Streich, den er auf Rösens Rechnung schob, eilte er nach seinem Schlosse, und um sie, von der er wußte, sie liebte ihn, recht zu kränken, setzte er seinen Hochzeitstag schon auf den dritten Tag an, tat doppelt schön mit seiner Braut und suchte in einem Schwarm von Lustbarkeiten Röse ganz zu vergessen.

Als es Tag ward und der König nicht wieder zurück kam, so glaubte Röse, daß er, durch ihr Weinen gerührt, sie darum verlassen habe. Als er aber gar nicht zurückkehrte und sie die Beschleunigung seiner Heirat erfuhr, da merkte sie wohl, daß er zürne, und sann hin und her, ihn zu versöhnen, als ihr nach langem Nachdenken ihre goldnen Nüsse einfielen.

Sie eröffnete hurtig und neugierig die kleinste, worin sich, zu ihrem Erstaunen, ein wunderschönes Nähzeug mit einem Nähkästchen befand. Sie eilte geschwind nach dem Schlosse, setzte sich dem Fenster der Prinzessin gegenüber und fing an zu nähen. Diese ward bald aufmerksam auf die schöne Nachbarin und ihr noch schöneres Kästchen, worauf sich die Sonnenstrahlen in den prächtigsten Farbenmischungen brachen. Ihr künftiger Gemahl koste mit ihr an demselben Fenster. Er erschrak, da die Näherin ihre

Augen aufschlug und er Róse erkannte. Ihr freundlicher Blick machte ihm Mut, und er sandte im Namen der Prinzessin herunter und ließ fragen, ob das Kästchen nicht zu verkaufen sei. Nein! entgegnete Róse dem Boten, es ist nicht zu verkaufen, aber wohl zu vertauschen. — Und wofür willst du es vertauschen? fragte die Prinzessin heftig, indem sie das Fenster aufriß. — Für Ihre erste Brautnacht! entgegnete das Mädchen verschämt und nähete ruhig fort. Die Kreatur! war die Antwort, und das Fenster flog zu, daß alle Scheiben klirrten. Hoch schlug dem Könige das Herz; er sah nun wohl ein, daß nicht Róse, sondern eine boshafte Fee ihn gequält hatte, und er nahm geschwind zur List seine Zuflucht. Hastig bat er die Prinzessin, das Kästchen zu vergessen; denn er würde sich nie überwinden, mit dieser Kreatur sein Bett zu teilen. Sobald die Prinzessin von dieser Seite sich sicher glaubte, zog sie andre Saiten auf und ließ den Wunsch, das Kästchen zu besitzen, so deutlich blicken, daß der König endlich halb unwillig nachgab, und der Tausch zwischen der Prinzessin und Näherin wurde geschlossen.

Sobald diese ihr Kästchen angebracht hatte, eilte sie zu Hause und öffnete die zweite Nuß; hier bot sich ihren erstaunten Augen eine Spindel dar, die an Schönheit und Reichtum das Nähkästchen weit übertraf. Die erstaunte Müllerin unterrichtete Róse, mit der Spindel umzugehen, und kaum graute der zweite Tag, als sie schon im Schloßhof saß und einen Faden spann, der noch feiner als das feinste Haar war. Der ganze Hofstaat war starr vor Erstaunen, und kaum erfuhr die Prinzessin dies neue Wunder von ihren Frauen, als sie schnell ihr Bett verließ und ans Fenster lief, um sich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Es ist Wahrheit! rief sie freudig aus, und sandte zu Rósen,

um den Preis der Spindel zu erfahren. Sie erhielt dieselbe Antwort, wie zum erstenmal; denn die Spindel war Rösen nur für die zweite Brautnacht der Prinzessin feil. Sogleich ward zum König geschickt; er kam, und die Geliebte ließ nicht eher mit Bitten nach, bis er ihr erlaubte, gegen die zweite Nacht die wunderschöne Spindel einzutauschen.

Raum war auch diese in den Händen der Prinzessin, so war Röse auch schon verschwunden, hüpfte in ihr Kämmerchen und öffnete die dritte Nuß; ein kostbares Geschmeide, das Nähkästchen und Spindel bei weitem übertraf, war darin befindlich. Wie lang dünkte ihr heute der Tag! Endlich war er dahin; auch die langweiligste Nacht ihres Lebens entschwand, und der gefürchtete Hochzeitstag brach heran. Röse zog ihre Pilgerinkleider wieder an, schmückte sich mit einem Kranze und ging, das Geschmeide mit sich tragend, dem Schlosse zu. Sie verlangte die Prinzessin zu sprechen, und man führte sie unbedenklich zu ihr. Die Glückliche war schon unter den Händen ihrer Frauen, die ihre natürliche Schönheit noch mehr zu erhöhen suchten. Die Pilgerin zeigte den Schmuck, und die Prinzessin freute sich so sehr darüber, daß sie, ohne den König zu fragen, ihr die dritte Nacht zusagte und sie noch obenein bat, ihren Hochzeitstag bei ihr zu bleiben und während der drei Tage ein paar Zimmer von den andern zu beziehen. Röse dankte aber für das alles, ging ruhig nach Hause, verbrachte den Tag abwechselnd in Angst und in Freude und eilte dann, als der Abendstern flimmerte, dem Schlosse zu. Lauter Jubel tönte ihr entgegen; sie schlich sich unbemerkt zu den Zimmern der Prinzessin. Hier öffnete ihr eine vertraute Kammerfrau das bräutliche Schlafgemach und entfernte sich dann wieder.

Sobald sie allein war, warf sie die Kleider einer Pilgerin von sich, hüllte ihre zarten Glieder in einen durchsichtigen Schleier, nahm ihre natürliche Stimme wieder an und erwartete so mit Sehnsucht ihren Geliebten, ihren Gatten. Endlich näherte sich die Stunde, die Musik schwieg, und in wenig Augenblicken fühlte sie sich von seinen Armen umfaßt. Er war schon entkleidet und trug das zitternde Weib zum heimlichen Lager; alle Lichter verlöschten, er stammelte: Meine Róse! und ward glücklich, wie es ein liebender Mann werden kann. Sanft entschlummerte er in ihren Armen, und schon begann dem jungen Tage die Nacht Platz zu machen, als Adelheid erwachte. Sie betrachtete mit Zärtlichkeit den geliebten Gatten, als sie ein schwarzes Bändchen auf seiner Brust entdeckte; sie zog leise daran, und siehe, welche Freude, es war ihr eignes Bildnis, das er noch immer auf seinem Herzen trug. Bei Betrachtung dieses Bildes ertappte sie ihr Gemahl; eine hohe Röthe flog schnell über seine Wangen, er nahm es ihr weg und gab ihm seinen alten Platz. Wessen ist das Bildnis? fragte Adelheid, sich sanft an ihn schmiegend. Er seufzte tief, dann sagte er schmerzhaft: Ach, Róse, was für eine Saite berührst du! Es ist die schmerzhafteste meines Lebens. Ja, wisse es immer, du, nur du ähnelst ihr, es ist das Bildnis meines Weibes, meiner mir noch immer treuen Adelheid. — Tränen flossen von seinen Wangen; er drückte Róse sanft von sich weg, und indem er aufstand, rief er jammernd: O, meine Adelheid, wie sehr bin ich für meinen Leichtsinn bestraft! — Länger konnte sich das liebende Weib nicht halten. Sie sank in seine Arme, und als die ersten Entdeckungen, die ersten Entzückungen der Liebe vorüber waren, so erzählte sie ihm alle ihre Schicksale von dem Tage ihrer Abreise an bis auf den Augenblick



der Wiedererkennung. Gern hätte ihr der König auch seine Begebenheiten erzählt, aber die Zeit war zu kurz; sie versparten es bis auf die nächste Nacht, um nicht von seiner neuen Gemahlin überrascht und in einem vertraulichen Gespräch getroffen zu werden.

Raum hatte er auch das Zimmer verlassen, als die Prinzessin, von den Qualen der Eifersucht getrieben, hereinkam; sie fand aber ihren Gemahl nicht mehr und die schöne Pilgerin in Tränen. Freilich waren es nur Freudentränen, die diese weinte, aber die Dame, die dies gar nicht ahnen konnte, hielt es für Tränen der verachteten Liebe und bezeugte der armen Rösche ihr Mitleid recht aufrichtig; sie trocknete eigenhändig die Tränen von ihren schönen Augen, und als sie so manchen noch unverhüllten Reiz der jungen Pilgerin sah, so pries sie sich wegen der Liebe und Enthalttsamkeit ihres Gemahls doppelt glücklich. Sie eilte auch gleich zu ihm, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Zärtlichkeiten und hätte ihn gern für die schlechte Brautnacht, die er, nach ihrer Meinung, gehabt, schadlos gehalten, wenn der König nur das geringste Gelüsten gezeigt hätte. Dieser aber war einzig mit seinem und Adelheidens Schicksal beschäftigt und dachte so sehr auf Mittel, sich und sein geliebtes Weib zu retten, daß er sich nur mit Mühe verstellte. Auch dieses Kältersein schrieb die eitle Prinzessin auf Rechnung seiner Liebe und theilte den ganzen Tag ihre Aufmerksamkeit zwischen die Pilgerin und ihren Gemahl, der ihr doch diesen Abend fast zu früh ent schlüpfte und dem der Hofnarr noch nachrief: Prinz, hüte dich: die Wände haben Ohren; verborgne Türen können reden.

Der König merkte sehr auf diese Warnung: er wußte, der Narr liebte ihn, und war überzeugt, daß er etwas

gehört hatte, worauf sich die Warnung bezog; und es war so. Die eine Kammerfrau der Prinzessin hatte abgebrochene Wörter aus einer kurzen Unterredung der Liebenden am Tage verstanden; sie machte am Abend ihre Gebieterin aufmerksam, und der Narr, der an allen Orten und in allen Ecken war, hatte dies erlauscht und warnte den Prinzen, den er herzlich liebte, davor. Der König meldete mit leisen Worten seiner Rösse den Verdacht; sie sprachen nur durch Blicke, und nachdem Rösse im Bette lag, löschte der König die Lichter aus bis auf eins, mit dem er sich an ein kleines Tischchen setzte und las. Schon war es eine Stunde nach Mitternacht, und er hatte große Lust zu Bette zu gehen und die Rede des Narren für Narrheit zu halten, als er plötzlich ein kleines Knistern hörte; er drehte sich nach Rössens Bette um und sah in dem Augenblick seine zweite Gemahlin, blaß, mit der Miene einer Furie, in der einen Hand ein Licht, in der andern einen Dolch haltend, hereintreten. Sie war mit zwei Schritten am Bette. Aber wer malt ihr Erstaunen, als sie Rösse fest schlafend dort allein fand und, indem sie sich umsah, ihren Gemahl erblickte, der hinter ihr stand, ihr den Dolch entwand und sie, mit dem Finger drohend, zur Türe wies. Sie ließ ihm den Dolch gerne, und indem sie ihn dankend umarmte, wünschte sie ihm lächelnd eine gute Nacht und zeigte auf die leere Stelle neben Rössen.

Dieser Vorfall erweckte den König aus seinem Schlummer; er nahm sich vor, gleich den folgenden Tag zu handeln, und berief zu diesem Endzweck gleich früh Morgens den Reichsrat zusammen. Sobald sich alle gesetzt und des Königs Schwiegervater den Vorsitz eingenommen hatte, bat der Prinz um die Erlaubnis, seine junge Gemahlin holen zu dürfen, weil deren Stimme sehr wichtig für ihn

sei. Man vergönnte es, und nachdem die Prinzessin Platz genommen, so fing der junge König an: Es war einmal ein Mann, der hatte ein goldnes Vorlegeschloß mit einem schönen goldnen Schlüssel; er liebte den Schlüssel, weil er niedlich gearbeitet war. Nach einiger Zeit verlor er durch eigne Unbesonnenheit sein Schlüsselchen, und da er es nicht ernstlich suchte, so vergaß er es ganz und fand es nicht wieder. Der Zufall kam ihm aber zu Statten und ließ ihn einen Schlüssel finden, der ebenso schön als der vorige war und ebenso gut schloß. Schon wollte der Mann den neuen Schlüssel gebrauchen, da fand er seinen alten wieder. Nun sagt, was soll der Mann mit den zwei Schlüsseln machen? — Alberne Frage! rief seine Gemahlin, den neuen Schlüssel muß er zurücklegen und den alten so lange gebrauchen, als es ihm möglich ist. — Und sind Sie alle der Meinung? fragte er den Reichsrat. Ein einstimmiges Ja ertönte, und der König fuhr fort: Nun, so hören Sie noch einen Augenblick die Auslegung der Geschichte. — Alles hörte hoch auf. — Der Mann bin ich, der goldne Schlüssel meine erste Gemahlin, die ich aus Leichtsinne verließ, indem ich in den Krieg ging und darauf durch einen Zufall hierher geführt wurde. Ich sah die Prinzessin; ich liebte, ich heiratete sie, und in der Brautnacht vertauscht sie mich an meine erste Gemahlin, die, durch den Schutz einer guten Fee geleitet, mich hier aufsuchte und fand. Ich habe aus diesem schönen Munde mein Urtheil gehört; Ihr habt es bestätigt, und ich eile mit der Pilgerin, mit meiner Adelheid, zurück in mein Reich, zu meinen Untertanen. — Er wollte zur Thür eilen, als die Prinzessin ihm zuvorkam. Zurück, Verräther, donnerte sie mit schrecklicher Stimme, diese Schmach sollst du mir nicht antun; diese Falschheit will ich dir vergelten. Man bemächtige sich der Pilgerin! Ihr

Leben ist der Bürge für deine Flucht! — Bei diesen Worten, die sie mit der größten Mut aussprach, erbehte der Saal. Eine Wolke von Wohlgeruch ließ sich nieder, und aus derselben trat Fatime, Adelheid im königlichen Schmuck an der Hand haltend, hervor. Steht! sagte sie mit sanfter Stimme, und alle standen wie angewurzelt bis auf den König, der freudig zu seiner Gemahlin eilte. Die Fee ergötzte sich an dem Anblick der Liebenden, und indem beide mit ihr ihren luftigen Wagen bestiegen, gab sie der Prinzessin die gute Lehre, ihren künftigen Gemahl nicht aus Geiz und Eitelkeit zu vertauschen und ihm die schönste Gabe, weibliche Sanftmut, mitzubringen. Der Wagen entschwand schnell ihren Augen, und indeß jene vor Bosheit mit allen Wesen um sich her schmolzte, langten diese unter dem frohsten Gespräche in ihrem Lande an. Sie stiegen bei dem einsamen Landhause ab, und die gute Fee verschwand, ohne ihnen Zeit zum Danken zu lassen. Des andern Tages forderten sie ihre Getreuen heraus, und nachdem sie in jeder Nachricht die Liebe und das Verlangen ihrer Untertanen nach ihnen gesehen, so zeigten sie sich bald darauf öffentlich und wurden mit allgemeiner Freude empfangen.

Nie gab es nachher einen treuern Ehemann; sein Leichtsinn hatte ihn verlassen, und sie lebten bis ins hohe Alter glücklich.

## Das kranke Kind oder Die drei Märchen

Der kranke Ferdinand wird von seinen Freunden, den Brüdern Peter und Anton besucht; später kommt noch Josef, der dritte Bruder.

Peter: Guten Tag, Ferdinand! Was machst du denn?  
Ist dir noch nicht besser?

Ferdinand (verdrießlich): Nein!

Anton: Da schickt dir meine Mama was mit.

Ferdinand: Was ist's denn?

Anton: O, es schmeckt gut! Iß dus nur.

Ferdinand: Nein, ich mag's nicht.

Anton: S, du bist auch gar zu knurricht!

Ferdinand: Du dummer Junge du, kannst mich zu-  
frieden lassen.

Peter (schmeichelnd): O, sei nur nicht böse, lieber Ferdi-  
nand! — Und du schweig still, Anton! Wenn man krank  
ist, ist man nicht anders! — Laß uns nur ein bißchen bei  
dir bleiben: wir wollen dir auch was recht Hübsches er-  
zählen! Du wirst sehen, die Krankheit vergeht dir den  
Augenblick.

Ferdinand: Hm, es wird wohl viel Kluges sein!

Peter: O, was ganz Kostbares, was ganz Unvergleich-  
liches! Kennst du den

## König Hirsch?

Ferdinand: Nein.

Peter: Dann kennst du gar nichts!

Anton: O, geh doch mit deinem Hirsch; mein Rabe ist noch tausendmal besser!

Ferdinand: Ich will aber deinen Raben nicht hören.

Peter: Du sollst ihn auch nicht hören, wenn du nicht willst! Aber mein König Hirsch — o — o —

Ferdinand: Nun so erzähl doch!

Peter: So hör an! Es war einmal ein König, der hieß Deramo, ein junger, schöner Mann. Der wollte sich gern eine Gemahlin suchen, aber er wollte sich auch nicht gern anführen lassen. Deswegen ließ er eine Prinzessin nach der andern zu sich kommen und fragte sie, ob sie ihn auch lieb habe und keinen andern und ob sie ihn auch beständig lieb behalten wolle. Die Prinzessinnen sagten alle Ja, aber es war in meinem Leben nicht wahr, und das wußte der König gleich; denn es hatte ihm ein gewisser Zauberer, Durandarte, eine Bildsäule von Gips gegeben, die lachte allemal, wenn jemand in dem Zimmer eine Lüge sagte. Wenn nun der König eine Prinzessin bei sich hatte und sie befragte, so guckte er nur nach der Bildsäule; dann wußte er gleich, wie viel die Glocke geschlagen hatte. Nun hatte der König — stell dir nur einmal vor! — schon zweitausendsiebenhundertundachtundvierzig Prinzessinnen bei sich gehabt, und immer hatte die Hexen-Bildsäule gelacht, so daß er auch zuletzt ganz rappelköppisch wurde und sagte, er wolle gar nicht heiraten! Aber da kam sein erster Minister, Tartaglia, der redte ihm zu und stellte ihm allerlei vor, daß er sich endlich bereden ließ, er wollts noch einmal versuchen. Es wurden also von neuem zwei-

hundert Mädchen ausgesucht, aber keine Prinzessinnen mehr, sondern andre: Tartaglias seine Tochter, Clarisse, war selber dabei, auch des andern Ministers Tochter, Angela. Nun wurde gelost, welche zuerst zum König kommen sollte, und das Los traf Clarisse. Der alte Tartaglia sprang vor Freuden schon ellenhoch und dachte ganz gewiß, seine Tochter und kein anderer Mensch solle Königin werden; aber wart ein bißchen! Clarisse war schon in einen andern verliebt: das band sie nun zwar dem Könige nicht auf die Nase, aber wofür hätte er denn seine Bildsäule gehabt! Die fing den Augenblick an zu lachen, und so wie das der König sah, wies er ihr gleich, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe. Aber nun kam Angela an die Reihe, die war wirklich von ganzem Herzen in den König verliebt, und dabei hatte sie Verstand wie ein Engel und das beste Herz von der Welt. Da hörte die Bildsäule mit einemmal auf zu lachen, und nun hatte der König gefunden, was er suchte. Gleich machte ers am ganzen Hofe bekannt, Angela sei seine Braut! Da war Freude die Fülle, besonders bei dem alten Vater, der ein gar herzensguter Mann war. Aber Tartaglia wollte rasend werden, weil ers hörte, daß seine Tochter den Korb gekriegt hatte; und obendrein war er gar selber verliebt in die Angela, und nun konnte er sie auf dieser Erde nicht kriegen. Das ging ihm nun entsetzlich im Kopfe herum, und er konnte nicht ruhen und rasten, bis er sich am Könige gerächt hatte. Das stellte er denn auf die Art an:

Einmal von ohngefähr hatte sich der König verlauten lassen, daß er von eben dem Zauberer Durandarte noch ein Kunststück habe. Gleich hatt's Tartaglia aufgeschnappt, und weil er kurz nach der Hochzeit mit dem Könige auf der Jagd war, so stellte er sich auf einmal ganz traurig und nieder-

geschlagen. Der König fragte, was ihm fehle; da fing er an zu weinen und sagte, er sei doch so ein alter, treuer Minister, und gleichwohl hab ihm der König sein zweites Geheimnis noch nicht entdeckt. Der König, der sich gar nichts Böses vermutete, dachte: Das kannst du leicht tun! Er kriegte also ein Papier aus dem Busen hervor und entdeckte ihm das ganze Kunststück. Aber das solltest du in deinem Leben nicht erraten, was das für ein Kunststück ist! Ein gar tolles, närrisches Stückchen! Siehst du, Ferdinand: Auf dem Papier stand ein Vers, ich habe viele Stunden lernen müssen, eh ich das infame Zeug behalten habe:

Era cra trif traf not sgnieslet canatauta rionja.

Für was für eine Sprache hältst du das wohl?

Ferdinand (außer sich vor Lachen): O, sags noch einmal!

Peter: Era cra trif traf not sgnieslet canatauta rionja.

Ferdinand: O je, das ist tolles Zeug: era cra trif traf; hahaha!

Peter: Lache nur, lache nur, dann wird dir das Kranksein schon vergehen! Nun will ich dir erst sagen, was der Vers für Kraft hatte. Da ist dein Hund zum Exempel! Nun denke dir einmal, der wäre tot! So stell ich mich jetzt auf ihn und fange meinen Spruch an: Era cra trif traf, und so wie ich den Spruch zu Ende gesagt habe, sink ich für tot nieder, und meine Seele fährt in den Hund. Der springt den Augenblick auf und wird wieder lebendig, und nun bin ich der Hund!

Ferdinand? Das versteh ich nicht! Wozu soll ich denn ein Hund werden? Da müßt ich wohl ein Narr sein.

Peter: Nur Geduld, höre mich nur erst aus! Wenn



ich mich nun in einen Hund verwandelt habe, siehst du, so kann ich ja nach Herzenslust belauern, wenn ich will! Kein Mensch denkt ja dran, daß ich der Hund bin! Und hernach, wenn ichs satt habe, so geh ich wieder hin zu meinem toten Leichnam, da tret ich drauf und fange wieder an zu cracraen und zu trisstrafen; gleich fährt meine Seele wieder in meinen Leib, und ich bin ein Mensch, wie vor, und jetzt muß der Hund wieder dran und muß sterben. Auf die Weise mach ichs mit allen toten Tieren: verstehsts nun?

Ferdinand: So ziemlich, aber ich seh nur nicht, wozu das alles soll.

Peter: Das wird gleich kommen! Tartaglia also weiß nun das Kunststück, und den Augenblick fällt ihm eine List ein, um sich an dem Könige zu rächen. Er tut nämlich, als ob ers nicht recht glauben könnte, und sagt zum Könige, er möchte doch eine Probe machen, damit ers mit seinen eignen Augen sehe. Der König ist gleich parat und sieht sich überall nach einem toten Tiere um, aber da ist keins zu sehen. Indem kommen zwei Hirsche vorbei, geschwind nimmt er seine Flinte und schießt einen nieder, Tartaglia den andern, und nun gehts frisch: Cra cra tris traf; kurz, der König fällt für tot nieder, und der tote Hirsch steht lebendig auf, guckt den Tartaglia noch recht freundlich an, hussa, dann zieht er aus, wie ein Pfeil! Kaum ist er fort, so stellt sich der gottlose abscheuliche Mensch, der Tartaglia, auf des Königs seinen Leichnam, spricht seinen Bers, fällt für tot nieder und steht als König lebendig und frisch wieder auf. Stell dir einmal die erschrecklichen Streiche vor! Ich dachte, ich sollte des Todes sein, weil ichs las. Nun kann also der König Hirsch nicht wieder in seinen Leichnam zurück, weil ihn ihm Tartaglia weggenommen hat! Zu

seiner Angela kann er auch nicht wieder kommen; kurz, er ist das unglücklichste Geschöpf auf Erden.

Ferdinand: Ach der arme König! Ich habe ordentlich Mitleiden mit ihm.

Peter: Ich gewiß auch; aber Tartaglia, wenn ich den



hätte, mit Füßen wollt ich ihn treten! Der abscheuliche Bösewicht hat daran noch nicht genug, sondern, damit König Hirsch nicht etwa in seinen eignen Körper fahren und an den Hof kommen kann, so haut er ihm auf der Stelle den Kopf herunter und schmeißt ihn ins Gebüsch; hernach ruft er seine Leute und sagt zu ihnen, da sei ein Hirsch, so und so seh er aus, wer ihn tot schieße, solle eine herrliche Belohnung dafür haben: 10.000 Dukaten!

Ferdinand: Herr je, wenn sie ihn nur nicht tot schießen!

Peter : Ja, mir war auch recht bange davor ; aber nein, das geschieht nicht. Sie schießen zwar nach ihm, aber es trifft ihn kein einziger. Unterdessen ist denn Tartaglia völlig König und kommandiert nach Herzenslust. Aber zwischen ihm und Deramo ist ein Unterschied, wie Himmel und Erde. Das hab ich dir noch nicht gesagt, daß Tartaglia die schöne Tugend an sich hatte, daß er sto — sto — sto — stotterte. Das tat er denn je kund auch, und dabei ist er erschrecklich hitzig und tobt und lärmt und will immer gleich alles auf der Stelle tot schießen. Einen armen alten Mann, der ihm so eben in die Quere kommt, schießt er auch wirklich über den Haufen, bloß deswegen, weil er nicht sagen kann, wo König Hirsch ist. Alle Hofleute sind vor Verwunderung fast des Todes und können ewig nicht begreifen, was mit ihrem Könige vorgegangen ist, daß er auf einmal so stottert und sich sonst so toll anstellt ; indeß, was wollen sie machen ? Sie müssen sichs gefallen lassen, und die ganze Jagd geht also zurück an den Hof.

Ferdinand : Aber wo bleibt denn König Hirsch ? Geht er nicht auch mit ?

Peter : S bewahre ! Als Hirsch schossen sie ihn ja den Augenblick tot ! Nein, er macht das Ding klüger. Du hast doch gehört von dem alten Manne, den Tartaglia erschossen hat ; in den verwandelt er sich und schleicht sich ins Schloß, und weil er da alle Tritte und Schritte weiß, so kommt er gar ins Zimmer der Angela. Die erschrickt denn nicht wenig, weil sie den alten Mann kommen sieht, aber er spricht gleich mit ihr und erzählt ihr die ganze Sache vom Anfang bis zu Ende, daß sie also so gewiß ist, wie zweimal zwei viere : der alte Mann ist ihr rechter Gemahl, und der König ist der falsche Tartaglia. Nun weiß sie, was sie zu tun und zu lassen hat, und so wie Tartaglia ihren

Gemahl auf eine listige Art betrogen hat, so will sie den Tartaglia wieder auf eine listige Art hintergehen. Sie ist also ganz freundlich und sagt zu ihm, er wisse ja so ein geheimes Kunststück, er möcht ihr doch die einzige Liebe tun und es ihr einmal vormachen; dann wollte sie ihm auch recht gut sein. Aber Tartaglia traut der Brücke nicht und will schlechterdings nicht dran: gut sein soll sie ihm wohl, aber verwandeln will er sich nicht. Weil sie nun in Güte nicht will, so soll sie mit Gewalt, und er fällt über sie her und will ihr einen Kuß geben; da fängt sie denn mörderlich an zu schreien, der alte Mann kommt dazu und gibt sich zu erkennen, Tartaglia zieht vom Leder und will den alten Mann über den Haufen stoßen. Indem geschieht ein fürchterlicher Donnerschlag, und ein Papagei, der an der Wand hängt, verwandelt sich Knall und Fall in einen Menschen. Nun rat einmal, Ferdinand, wer der Papagei ist?

Ferdinand: Das weiß ich nicht.

Peter: O, das ist der Zauberer Durandarte!

Ferdinand: Ach ja, eben der, der dem Könige die beiden Kunststücke gegeben hat, die Bildsäule und den Bers: *Era cra trif traf* —

Peter: Gar recht! Siehst du wohl, der konnts ja unmöglich mit ansehen, daß der gute Deramo durch seinen Bers sollte unglücklich werden. Er hatte sich also geschwind in einen Papageien verwandelt, hatte sich von einem Vogelsteller fangen lassen, und der hatte ihn aufs Schloß gebracht. Nun ging das Ding gleich anders! So wie Durandarte den ersten Schlag mit seinem Zauberstabe tat, verwandelten sie sich alle beide, der König und Tartaglia. Der König kriegte seine vorige Gestalt wieder, und Tartaglia wurde zu einem häßlichen Ungeheuer mit Hörnern auf dem Kopf. Wer war froher als Angela, weil sie ihren

rechten Deramo wiederkriegte! Tartaglia hingegen konnte seine jetzige Schande nicht ertragen; er ärgerte sich so sehr darüber, daß er kurze Zeit drauf tot niederfiel. Nun, Ferdinand, was sagst du zum König Hirsch? Hat er dir gefallen?

Ferdinand: O ja, recht hübsch. Erzähl nur noch mehr!

Anton: Pst, jetzt will ich erzählen; nun kommt

### Der Rabe

Ferdinand: Erzähl du mirs lieber, Peter!

Peter: Ich weiß es nicht recht: es kommen Verse drin vor, und die kann ich gar nicht auswendig behalten.

Anton: Aber die weiß ich: soll ich sie gleich einmal sagen? alle miteinander —

Dein schöner Falke wird vor deinen Blicken —

Peter: So erzähle doch ordentlich vom Anfang bis zu Ende!

Anton: Nun ja! Also — Es war einmal ein König, der hieß Millo. Der war ein außerordentlicher Freund von der Jagd und sprach den ganzen Tag von nichts, als von Pferden und von Hunden. Einmal, weil er im Walde ist, sieht er eben auf einer Eiche einen kohlspechschwarzen Raben: den Augenblick legt er an, und, pass! schießt er ihn herunter. Aber, aber — das war ihm bald bekommen, wie dem Hunde das Gras! Notabene: unten an der Eiche ist ein schönes Grabmal von weißem kostbarem Marmor; da fällt der Rabe drauf und bespritzt es über und über mit seinem Blute, und so wie er fällt, so fängt's mit einemale an zu donnern und zu blißen, daß sich der Erdboden hätte aufthun mögen, und, siehe da! ein ganz entsetzliches Ungeheuer mit feurigen Augen und mit aufgesperstem Rachen kommt auf den König los und sagt zu ihm:

Beim Himmel, findst du nicht ein Weib,  
Wie dieser Marmor weiß von Leib  
und rot wie meines Raben Blut  
Und schwarz von Augenbraun und Haaren,  
Wie meines Raben Federn waren,  
So werde toll und stirb vor Wut!

Und so wie das Ungeheuer die Worte gesagt hat, verschwindet es. Nun, was meinst du, Ferdinand? Gelt, das fängt sich schon ganz anders an, als das mit dem König Hirsch?

Ferdinand: Ja, so quackle nur nicht dazwischen und erzähle fort!

Anton: Ja, ja, gleich! Nur erst einmal trinken! — Ha, nun solls gehn, wie geschmiert! Das Ungeheuer also war fort, über alle Berge; aber der König, der arme König, mit dessen seinem Verstande war es schon nicht mehr recht richtig! Sie mußten ihn fast mit Gewalt nach Hause bringen, und nun schrie und weinte er immer in eins weg: Wer schafft mir ein Weib, schwarz von Haaren und Augenbrauen und rot wie des Raben Blut! Aber es konnte sie kein Mensch schaffen, sie mochten schicken, wohin sie wollten. Endlich erbarmte sich sein Bruder Jennaro über ihn und machte sich selber auf den Weg, um eine zu suchen. Er zog durch ganz Asien und Afrika, bis er zuletzt nach Damaskus kam; da begegnete ihm ein alter Mann, der fragte, was ihm fehle. Der Prinz sagt's ihm, und der alte Mann war gleich bei der Hand und entdeckte ihm eine, die heiße Armilla, und ihr Vater Morand und sei Fürst zu Damaskus, aber dabei ein erschrecklicher Zauberer, der seine Tochter nimmermehr weggeben würde. Wenn er sie haben wollte, mußte er sie auf eine listige Art wegklapern. Was

hat er zu tun? Er verkleidet sich in einen Kaufmann, geht hin ins Haus und sagt zur Prinzessin, er hätte ganz kostbare Waren auf dem Schiffe, ob sie nicht welche kaufen wollte. Die Prinzessin läßt sich gelüsten und kommt selbst



aufs Schiff; aber so wie sie nur den Fuß herein gesetzt hat, Knall und Fall die Segel auf, und marsch, fort in die weite Welt! Die Prinzessin will sich anfangs alle Haare aus dem Kopfe raufen; indeß weil sie hört, daß Jennaro ein Prinz ist und daß sie eine Königin werden soll, so gibt sie sich zufrieden. Nur vor ihrem Vater ist sie erschrecklich bange, daß er ihr und Jennaro und Millo alles gebrannte Herzeleid antun wird. Und so geschiehts auch. Unterwegens gleich kriegen sie einen Sturm, daß Himmel und Erde untergehen möchte, und hätte der Prinz nicht einen rechten geschickten Schiffer gehabt, so wären sie ohne Gnade verloren gewesen; aber so kommen sie glücklich ans Land.

Ferdinand: Nun da ist wohl der König recht froh gewesen, weil er die Prinzessin gekriegt hat?

Anton: Das versteht sich am Rande!

Peter: Hoho, so weit ist es noch nicht. Ich denke, sie landen erst auf einer andern Insel, eh sie nach Hause kommen.

Anton: Ach, still, still, es ist wahr; bald hätte ich mich verwirrt! Sie landen erst auf einer andern Insel, die ist noch zehn Meilen von Millos seiner. Und da geht der alte Pantalon, das ist eben der Schiffer, der geht am Ufer spazieren und sieht da einen Jäger geritten kommen auf einem gar superben, kostbaren Pferde. Der Jäger hat einen Falken in der Hand, das ist erst ein rechtes Tier! So wie der in die Luft steigt, erwischt er gleich mit einer Klaue ein Rebhuhn, mit der andern eine wilde Ente, mit dem Schnabel eine Schnepfe, und mit dem Schwanz schlägt er einen Krammetsvogel tot. Hu, der alte Pantalon will sich fast vor Freuden wälzen; denn er sieht schon vorher, was das Pferd und der Falke seinem Herrn, dem Könige, für Vergnügen machen werden. Er fragt den Jäger: Wie teuer? — Zweihundert Dukaten; nicht einen Heller anders. Die gibt er hin, und dafür hat er sie alle beide. Gleich sagt ers dem Prinzen, und der ist auch nicht wenig vergnüt darüber. Aber der hinkende Bote kommt bald nach! Das sag ich dir nun vorher, Ferdinand, jetzt wird die Geschichte erschrecklich traurig.

Ferdinand: O nun, mags! Denkst du, daß ich keine traurige Geschichte hören kann?

Anton: Ich wollte dir's nur sagen, damit du dich darnach richten kannst. Tennaro also legt sich ein wenig hin ins Grüne, um auszuruhen. So wie er eben einschlafen will, kommen ein Paar Tauben geflogen und setzen sich auf einem



Baum dicht neben ihm. Die erste Laube guckt herunter nach ihm und spricht mit einem ganz kläglichen Tone: Weh dir, Jennaro, weh dir, daß du geboren bist! Drauf spricht die andere Laube: I wie denn so, Schwesterchen? Worin soll er denn unglücklich sein? Da antwortet die erste:

Dein schöner Falke wird vor deinen Blicken  
Das Licht aus deines Bruders Auge picken;  
Und wirfst dem Bruder ihn nicht überreichen,  
Verrätst du, was du weißt, mit Worten oder Zeichen,  
Es ist und wird unwiderruflich sein,  
So wirfst du eine Statue von Marmorstein.

Ferdinand: Ach eine Bildsäule von Marmor! Das ist erschrecklich.

Anton: O, das ist lange noch nicht alles! In einem Weilchen fängt die erste Laube wieder an: Weh dir, Jennaro, daß du geboren bist!

Dein Pferd trägt kaum den König auf dem Rücken,  
So wird es ihn ins Reich der Schatten schicken;  
Und wirfst du ihm das Pferd nicht überreichen,  
Verrätst du, was du weißt, mit Worten oder Zeichen,  
Es ist und wird unwiderruflich sein,  
So wirfst du eine Statue von Marmorstein.

Ferdinand: O, das ist gar zu greulich! Was soll denn nun der arme Jennaro tun?

Anton: Das wirst du schon hören! Nun kommt die Laube zum drittenmale: Weh dir, Jennaro!

Wird dir Armillens Bund mit Millo glücken,  
So soll ihn nachts ein Ungeheur zerstückten;  
Und wirfst Armilla ihm nicht überreichen,

so weißt du schon, was passiert! Nun stell dir einmal das Unglück des armen Jennaro vor!

Ferdinand: Mein, das begreif ich in alle Ewigkeit nicht, wie das werden will.

Anton: O, so weit sind wir auch noch nicht; aber es wird schon kommen! So wie die Tauben kaum weg sind, kommt der alte Hexenmeister, Norand, selber, schilt Jennaro einen Räuber über den andern und spricht von nichts als von Rache und Blut und Tod. Jennaro wirft sich vor ihm nieder auf die Knie, aber da ist kein Mitleiden, kein Erbarmen, sondern es bleibt schlechterdings dabei: entweder muß er seinen Bruder unglücklich machen, oder er muß zu Marmor werden. Jennaro wird darüber ganz desperat; aber was hilfts? Er muß sich doch einschiffen mit der Prinzessin; sie fahren also ab, und es währt nicht lange, so kommen sie glücklich an Ort und Stelle. So wie Millo hört, daß sein Bruder angekommen ist, und noch darzu mit einer Prinzessin, so läuft er fast vor Freuden mit dem Kopf gegen die Wand, geht seinem Bruder gleich entgegen in den Hafen und drückt ihn vor Zärtlichkeit fast zu Tode. Drauf sieht er denn die Prinzessin, die gefällt ihm und er ihr; den Augenblick werden Anstalten gemacht zur Hochzeit, und sie soll noch den Tag vor sich gehen. Wie das Jennaro hört, pläzt er bei einem einzigen Haare mit der ganzen Sache heraus; aber so wie er nur das Wort auf der Zunge hat, wird ihm schon über und über eiskalt, er schweigt also für dasmal noch stille. Unterdessen bringen sie aus dem Schiffe das Pferd und den Falken. Der arme Jennaro will darüber fast vor Angst zerspringen, doch besinnt er sich auf einen Einfall, und so wie der Falke dem Könige überreicht werden soll, zieht er geschwind das Messer aus der Tasche, haut der Bestie den Kopf ab, schmeißt ihn

an die Erde und steht nun da wie einer, der zum Gerichte geführt werden soll. Dem Könige gehts fast eben so: er kann sich vor Erstaunen gar nicht fassen, daß ihm sein Bruder solch einen meschanten Streich spielt. Indessen denkt er, es ist dem Zennaro was angekommen, etwa eine Art von Betäubung, und so stellt sich auch Zennaro wirklich. Aber so wie nun das Pferd vorgeführt wird, und der König will aufsteigen, machts Zennaro ebenso, zieht geschwind den Degen und haut dem Pferde auf einen Hieb alle beide Vorderbeine ab, daß es um und um stürzt und noch darzu den guten alten Pantalon halb tot drückt. Nun reißt dem Könige die Geduld, und er tobt und lärmt fürchterlich auf seinen Bruder, und der arme Schelm steht da mit tränenden Augen und sagt kein Wort. Es will ihm immer das Herz abstoßen, aber er darfs doch nicht wagen, daß er das Geheimnis entdeckte, kurz, ich wollte, dächte ich, lieber lebendig begraben sein, als an Zennaros seiner Stelle.

Ferdinand: O so mache nur, mache nur, daß die Geschichte zu Ende kommt!

Anton: Geduld! Am Ende wird noch alles gut. Die Hochzeit kommt denn also wirklich zu Stande, Zennaro mag sich dagegen setzen, wie er will. Das Widersetzen macht bloß das Übel ärger; denn nun denkt der König gar, Zennaro ist in die Prinzessin verliebt und hat deswegen die dummen Streiche alle angefangen. Er läßt ihn also auffuchen, um ihn ins Gefängnis zu setzen; aber er ist nirgends zu finden. Erst in der späten Nacht, weil der König mit seiner Braut schlafen gegangen ist, kommt er wieder zum Vorschein und kriecht, wie ein Bergmann mit einem Lichte in der Hand, und mit dem bloßen Degen, unten aus dem Boden hervor.

Ferdinand: Herr je, was will er denn da machen?

Anton: Ja, weißt du denn nicht mehr das Ungeheuer, das den König im Schlafe zerreißen soll? Das muß ja nun kommen, und da will Zennaro mit ihm fechten und es entweder auf der Stelle tot machen oder sein Leben lassen. Es kommt auch richtig ein großer feuerspeiender Drache anmarschirt und gerade nach des Königs Schlafzimmer zu. Zennaro geht ihm entgegen und haut um sich herum, wie ein schwarzer Husar; aber das Vieß hat einen Rücken von Stahl und Eisen, da geht kein Hieb und kein Stoß durch. Es rückt also immer näher nach der Lüre, und ist nahe dran, sie aufzustößen; da nimmt Zennaro seine letzten Kräfte zusammen, faßt den Degen mit beiden Händen und tut einen solchen desperaten Hieb, daß die ganze Lüre vom Schlafzimmer auf Kreuzstücken springt. Den Augenblick kommt der König auch mit einem Lichte und mit einem Degen heraus, und wie er seinen Bruder sieht, was kann er auf der Welt anders denken, als daß er ihm sein Leben nehmen will?

Ferdinand: Aber sieht denn der blinde Hesse das Ungeheuer nicht?

Anton: Ei, das ist schon über alle Berge weg, und das ist eben wieder Zennaros Unglück. Der König ruft gleich seine Minister und seine Wache, Zennaro muß sich gefangen geben, und wird, wie ein Missetäter, in Ketten und Banden gelegt. So wie der Morgen anbricht, versammelt sich der ganze königliche Rat und spricht dem Prinzen das Todesurteil, daß er soll öffentlich hingerichtet werden, und einer vom Räte muß hin und es ihm ankündigen. Da bittet er sich nur noch die einzige Gnade aus, den König vor seinem Ende zu sprechen. Der König kommt, und da passiert ganz natürlich ein sehr rührender Auftritt. Zennaro sagt zu ihm,

wie er wohl könne so grausam sein und könne ihn zum Tode verurteilen; er sei unschuldig, wie die Sonne am Himmel. Der König denkt, das sind lauter leere Ausflüchte, und will also wieder fort; da entschließt sich denn der arme Tennaro zum alleräußersten, daß er seine Unschuld entdecken will, und wenn er auch zehnmal drüber zu Marmor werden sollte. Er fängt an, und kaum hat er den ersten Vers ausgesagt, so muß er vor Schmerz schon überlaut schreien, und weil er auf die Füße sieht, sind sie schon klarer, heller Marmor; beim zweiten Verse tritts weiter herauf, bis in den Leib und in die Arme, und beim dritten in das Gesicht: und nun ist er tot.

Ferdinand: Aber, mein Himmel, wie kann das denn der König so mit ansehen? Warum hält er denn den Tennaro nicht zurück?

Anton: Ja, siehst du, Ferdinand, anfangs merkt ers nicht und gibt nicht recht Achtung drauf, und hernach, weil ers merkt, ist's zu spät, da will sich Tennaro nicht mehr halten lassen und redt immer fort, bis das Unglück geschehen ist.

Ferdinand: Aber was sagt er denn nun dazu? Jetzt glaubt ers doch, daß Tennaro unschuldig ist?

Anton: O, er will ganz aus der Haut fahren, und sie haben zu tun genug mit ihm, daß er sich nur nicht ein Leides antut. Er läßt die Statue auf sein Zimmer bringen, liegt beständig vor ihr auf den Knien und drückt sie fest an sich, will nichts essen und nichts trinken und schreit und jammert, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Indem kommt Norand wieder zum Vorscheine —

Ferdinand: Ha, nun wird das Ding eine andere Wendung bringen!

Anton: Ja, aber was für eine? Norand ist noch eben so

grausam und unerbittlich wie zuvor. Er zieht einen Dolch heraus, legt ihn bei die Statue und sagt, wenn Jennaro wieder zum Leben kommen sollte, so müßte jemand der neuen Königin diesen Dolch ins Herz stoßen, und ihr Blut müßte auf den Marmor spritzen; das wäre das einzige Mittel. Ist's vorher arg gewesen, so ist's jetzt noch ärger. Doch ich will's nur kurz machen! So wie es Armilla erfährt, daß es darauf ankommt, so nimmt sie einen Augenblick in Acht, weil sie allein ist, kriegt den Dolch und sticht sich ihn gerade ins Herz, so daß ein ganzer Strom von Blut auf den Jennaro spritzt. Den Augenblick fängt er wieder an zu leben. Millo kommt dazu, fällt ihm anfangs vor Freuden um den Hals; weil er aber seine Armilla tot da liegen sieht, so gerät er von neuem in die größte Verzweiflung und will sich mit eben dem Dolche umbringen. Da erscheint denn endlich Herr Morand einmal als ein vernünftiges Tier und sagt ihm, er solle einhalten; nun habe er Satisfaktion genug. Millo aber fährt ihn an und sagt: Ja, aber wer gibt mir meine Gemahlin wieder? Da faßt er sie bloß bei der Hand; sie steht auch gleich frisch und gesund auf, Millo und alle sind außer sich, und — damit ist's aus!

Josef (der unterdessen gekommen ist): Nun, wohl bekomm's, lieber Ferdinand! U, du bist ja ganz munter geworden.

Ferdinand: Ja, jetzt ist mir recht wohl.

Josef: Nun, ich habe dir auch was gebracht: o, ein gar stattliches Rittermärchen, von

## Des Maultiers Zaum

Ferdinand: Was Kuckuck treibt ihr doch alle für Zeugauf!

Josef: Ha, du wirst recht lachen müssen; es ist dir mitunter gar zu schnakisch! Es ist einmal ein Fürst gewesen, wo, das weiß ich nicht, Artus hat er geheißten. Der sitzt des Morgens früh mit seiner Gemahlin und frühstückt. Da kommt in vollem Jagen, hast du nicht gesehen, ein junges hübsches Mädchen auf einem Maulesel ans Schloß gesprengt. Des Königs seine Ritter sind gleich bei der Hand, heben sie herunter und führen sie vor den König. Da fällt sie gleich nieder auf die Knie, weint, daß eine Träne die andre jagt, und sagt, sie habe ein Unglück gehabt, es sei ihr was verloren gegangen, und wenn sie das nicht wieder kriegte, so wäre sie das unglücklichste Mädchen auf dem Erdboden. Der König fragt, was es sei; da ist's denn der Zaum von ihrem Maultiere.

Ferdinand: Und darum tut sie so kläglich? Sie kann sich ja einen neuen machen lassen.

Josef: Ei, gehorsamer Diener; das läßt's wohl bleiben. Du weißt nur noch nicht, was mit dem Zaume ist!

Peter: O, das mußt du auch jezund noch nicht sagen.

Josef: Das versteht sich von selber! Hab ichs doch auch nicht eher erfahren, bis ganz zuletzt. Kurzum, der König sagt zu ihr, sie solle sich nur zufrieden geben; einer von den Rittern wird ihr den Zaum schon wieder schaffen. Da sagt das Mädchen, wer das könnte, dem wollte sie auch ihr Maultier schenken, oder, wenn er sie haben wollte, so wollte sie ihn heiraten. Gleich kommt einer von den Rittern angestiegen, der heißt Herr Gries —

Ferdinand: Herr Gries? I, das ist ja ein närrischer Name.

Josef: O, und ein noch viel närrischerer Kerl! Schwach möchte man sich lachen, wie er aufschneidet, was er alles für Laten getan hat und wie viel Ritter er mit seiner Lanze aus dem Sattel gehoben hat; und es ist alles erstunken und erlogen! Der kommt denn, gibt sich ein gewaltiges Ansehn und sagt, er wolle den Zaum gleich holen, sie solle ihm nur den Weg zeigen. Das Mädchen sagt, um den



Weg solle er sich nicht bange sein lassen, das Maultier wisse ihn schon alleine! Er setzt sich also auf, nimmt Adieu, und fort. Das Maultier rennt mit ihm über Stock und Stein, daß ihm die Haare sausen, und ehe man eine Hand umdreht, ist es mit ihm an einem großen Wald. Da hört er mit einemmale ein ganz fürchterliches Gebrüll von viel hunderttausend Löwen —

Peter: Nun, nun, mach es nur nicht so gar arg! Ich dächte, tausend wären vollkommen genug!

Josef: S, das ist Ein Tun! Kurz, entsetzlich viel waren ihrer, das ist richtig, so daß auch Herr Gries geschwind Reißaus nimmt, und immer wieder zurück, und die Löwen hinter ihm drein und tun, als ob sie ihn in Stücken zerreißen wollten. Aber so wie die Löwen das Maultier sehen, verlieren sie die Courage und rennen zurück in den Wald,



und im Hui ist alles weggestoben und weggeflogen. Ja, nun kriegt Herr Gries auch wieder Courage und reitet frisch vorwärts, bergauf, bergab, wie in der Lenore, bis er endlich in ein tiefes dunkles Thal kommt, wo der Betteltanz von neuem losgeht. Da ist wieder eine Million von abscheulichen großen Drachen, die speien rechts und links, von vorne und von hinten Feuer auf ihn und schnauben und blecken ihn von allen Seiten so fürchterlich an, daß er schreit, als wenn er gespießt wäre: Ach, daß Gott erbarm! O wär ich doch zu Hause, ich armer Herr Gries! Aber da hilft nichts für; das Maultier rennt mit ihm mitten durch und bringt ihn auch glücklich auf eine schöne Aue. Ha, denkt er, nun ist's gut, nun ist's überstanden, nur immer frisch vorwärts! In einem Weilchen sieht er ein großes superbes Schloß: Halt, da ist gewiß der Zaum! Er stößt das Maultier in die Rippen und jagt zu, was das Zeug hält; aber wie er näher kommt, sieht er, daß ein tiefer Graben ums Schloß geht. Er sucht allenthalben eine Brücke, aber da ist keine, als ein ganz schmaler Stab Eisen, so schmal, so schmal, daß ihm schon schwindelt, wenn er ihn nur ansieht. Da mag der Kuckuck drüber reiten, sagt er; nein! daß ich ein Narr wäre! Lieber will ich gar kein Mädchen und kein Maultier haben, wenns so geht! Er macht also richtig linksrum und zieht wieder hin, wo er hergekommen ist.

Ferdinand: Nun, die werden ihn gewiß recht ausgelacht haben, weil er zurück gekommen ist!

Josef: Und das tüchtig! Die Hofdamen traten alle miteinander um ihn herum: Willkommen, willkommen, Herr Gries! Nun, wie ist's Ihnen denn gegangen? Haben Sie den Zaum mitgebracht? O, zeigen Sie ihn doch einmal her! Geschwind! Geschwind! Hahaha!

Ferdinand: Nun, was sagt denn Herr Gries?

Josef: O, für den laß dir nicht bange sein! der weiß sich wohl zu helfen. Er gibt sich, wie gewöhnlich, ein Ansehn und sagt: Nun, nun, nur nicht so toll getan! Lachen ist keine Kunst; aber probiert's nun auch einmal, ich stehe dafür, das Lachen soll euch vergehen! Damit fängt er an aufzuschneiden von den Löwen und von den Drachen, die hätten Feuer gespien, noch tausendmal ärger, wie der Vesuvius und wie der Ätna, das habe ihn gar nicht einmal gerührt! Aber dann sei ein Fluß gekommen, so breit, wie die Elbe, und ein Draht darüber, etwas dicker wie ein Zwirnsfaden; das sei zu arg gewesen! Da würde sich Alexander der Große nicht einmal drüber wagen! Die Ritter lassen ihn denn reden und wissen schon, wies zu verstehen ist. Unterdessen weint das gute Mädchen von neuem ihre bittersten Tränen über ihren Zaum und will sich alle Haare aus dem Kopfe reißen, daß sie ihn nicht wieder kriegen soll. Da kommt eben ein andrer Ritter, der heißt Herr Gawin —

Ferdinand: Ha, das wird wohl der rechte sein!

Josef: Nein, er ist es nicht! Der tritt hin vor das Mädchen und sagt: Höre, Mädchen! Ich bin kein Mann von vielen Worten; aber genug, ich verspreche dir, ich gehe hin und hole dir deinen Zaum, und du bist meine Frau.

Ferdinand: Allons, was steht die Wette, daß das der rechte ist?

Josef: O, woher willst du denn das wissen?

Ferdinand: O, das kann man ja gleich hören! Der spricht ganz anders wie der tolle Herr Gries.

Josef: Nun, es wird sich zeigen. Kurz, Gawin setzt sich aufs Maultier und reitet fort über alle Berge. Er kommt in den Löwenwald, in das Thal, wo die Drachen sind, da

gehts gerade durch, ohne daß er sich nur einmal gerührt hätte. Nun ist er an der Brücke! Er besinnt sich keinen Augenblick, und wie ein Wetter drüber, und immer frisch aufs Schloß zu. Auf einmal tut sich ein großes Thor auf, und ihrer sieben zu Pferde sprengen mit ihren Spießen gerade auf ihn zu. Er gleich setzt sich in Positur und sagt zu den Reitern: Meine Herren, ich verlange nichts von allen dem, was in diesem Schlosse ist, nichts auf der Welt weiter, als den Zaum von meinem Maultiere! — Den sollst du haben, wenn du ihn von uns erfechten kannst. — Gut, sagte Gawin; nur her, zwei oder drei, ja meinetwegen alle sieben auf einmal! Mir ist's einerlei! Die Ritter schlugen ein großes Gelächter auf, und einer davon sagte zu Gawin: Du, hör einmal, Herr Eisenfresser! Ich will dir einen guten Rat geben! Geh nach Hause und danke dem Himmel, daß du mit ganzen Ohren wegkommst. Den Augenblick schoß Gawin auf ihn zu: Da hast du die Antwort, schrie er, und damit hieb er ihm auf Einen Zug den Kopf mitten voneinander, und eh der Streich kalt wurde, flog da ein Arm und dort ein Kopf, und so gings immer fort, Kopf, Arm und Bein und Schulterblätter fliegen, bis sie alle sieben kurz und klein auf einem Häufchen beisammen lagen.

Ferdinand: Herr je, das ist ja ein schrecklicher Mensch mit Totschlagen!

Josef: Ja, so muß er auch sein, sonst hätt er den Zaum in alle Ewigkeit nicht gekriegt; denn es währte keine Minute, so gings wieder von frischem los! Aus den sieben Reitern wurden mit einemmale sieben ungeheure, feuerspeiende Drachen, die machten so viel Rauch und Dampf, daß Gawin, wie in einem Schorsteine, mitten unter ihnen stand. Aber er nicht faul, haut und sticht von neuem so

grimmig um sich herum, und sein Maultier mit! Das stößt und schlägt mit Kopf und Füßen unter die Drachen rein, daß sie in ein paar Minuten alle miteinander mausetot sind und sich kein einziger mehr rippelt noch rührt.

Ferdinand: Nun, das war also glücklich vorbei! Jetzt gehts aufs Schloß, nicht wahr?

Josef: Ja wart ein bißchen! So geschwind noch nicht. So wie Gawin vors Thor kömmt, fängt das ganze Schloß mit einemmale sich an zu drehen, immer rund herum, wie ein Wirbelwind. Da reit einmal herein, wenn dus Herz hast!

Ferdinand: Das ließ ich wohl bleiben; da hab ich meinen Kopf zu lieb!

Josef: Ich, meiner Treu auch; aber Gawin kehrte sich an nichts. Er stellte sich dem Schlosse gerade gegenüber, und so wie er nun das Thor in die Augen kriegt, sprengt er zu und glücklich herein. So wie er herein war, drehte sich auch das Schloß nicht weiter, und nun —

Ferdinand: Nun kömmt der Zaum! Das soll mich doch wundern!

Josef: Hoho, der kömmt noch lange nicht! Nein, jetzt kömmt erst der Riese.

Ferdinand: Was? der Riese?

Josef: Ja, der Riese, ein ganz ungeheuer großer Kerl, schwarz wie ein Mohr, der sitzt auf einem Elephanten und hat eine Keule in der Hand, trotz dem größten Mastbaume auf einem Schiffe. Was meinst du Ferdinand? wie wird dir?

Peter: Gelt, du denkst, weit davon, ist gut fürs Schuß?

Ferdinand: Das werden wir wohl alle denken.

Josef: Aber Gawin nur nicht! Der schor sich viel drum, obs ein Riese oder ein Zwerg war. Er machte dem großen Goliath sein Kompliment und sagte: Herr Riese, ich komme

nicht hieher, um große Beute zu machen! Gebt mir nur den Zaum von meinem Maultiere, so sind wir gleich geschiedene Leute. — Was? was? fuhr ihn der Riese an; ein Kerlchen, wie du, so ein Dingelchen von Marzipan, kommt daher und verlangt, daß ich ihm den Zaum geben soll? Es ist unerhört! Nichts als den Zaum? Narr, bitte die ganze Welt von mir, eher wollt ich dir die geben; aber den Zaum, mein gutes Kind, den verschenkt man hier nicht so geschwind. — So werd ich mir ihn selber holen, sagte der Ritter; ich bin bloß deswegen hieher gekommen! Vor deinem Weberbaum, da fürcht ich mich gar nicht. Nur nicht viel gezaudert! Den Zaum her, und damit Holla! — Das ist ein andres, sagte der Riese ganz höflich; wenn die Sache so ist, so muß auch wohl der Zaum Euer sein. Freilich, so genau wirds wohl nicht abgehn, daß wir einander nicht ein bißchen Arm und Bein brechen! Indessen kommen Sie nur herein, Herr Ritter! Das Essen ist angerichtet; nach Tische wollen wir davon weiter sprechen. Gawin ließ sich gefallen, setzte sich mit dem Riesen an den Tisch, und das Essen schmeckte ihm ganz gut; aber so, wie nur abgedeckt war, fragte er gleich: Herr, wo ist mein Zaum? — Nur Geduld, sagte der Riese; nach Tische gleich eine solche Motion ist nicht gesund! Der Zaum wird Euch nicht davon laufen! Kommt mit in den Garten, wir wollen ein bißchen spazieren gehen; wenn wir müde sind, legen wir uns ins Gras und machen ein kleines Mittagschläfchen! Gawin schlenderte mit, und weil er wirklich herzlich müde war, streckte er sich die Länge nach auf die Erde und schlief ein.

Ferdinand: Ha, wenn ihn nur der Riese nicht etwa im Schlafe umbringt!

Josef: O nein, der Riese war so weit ein ganz ehrlicher Kerl und schlief überdem selber. Weil etwa ein paar Stunden

vorbei waren, wachte Gawin auf, und seine erste Frage war, wie gewöhnlich: Wo ist mein Zaum? — I, das nenn ich doch einen Zaum! sagte der Riese; ich glaube gar, es hat Euch davon geträumt. Indem ließ sich im Gartensaale ein gar angenehmes, liebliches Konzert hören, und Gawin ließ sich bereden, mit in den Saal zu gehen. Sie hörten alle beide die Musik bis zu Ende, und weils aus war, stand das Abendessen schon parat. Da half nun nichts vor, Gawin mußte wieder an den Tisch, aber er war ganz mürrisch und verdrießlich, daß er so lange aufgehalten wurde; und weil das Essen alle war, fragte er, wie gewöhnlich: Wo ist mein Zaum? — Das ist nun heute zu spät, sagte der Riese; morgen sollt Ihrn haben, ganz gewiß und unfehlbar, verlaßt Euch auf mein Wort! Gawin brummte gewaltig, aber es war einmal kein anderer Rat: er mußte die Nacht auf dem Schlosse bleiben. Er ward in ein schönes Zimmer gebracht, schlief ruhig und fest, und es begegnete ihm die ganze Nacht nicht das mindeste. Aber so wies nur Tag war, stand er auf, zog sich fix und fertig an, nahm bloß ein paar Bissen Frühstück: Und nun, sagte er, Herr Schloßvogt, laß ich mich nicht länger zum Narrn haben; den Zaum, mit einem Wort, und wieder fort! — Von Herzen gern, sagte der Riese spöttisch, aber ich muß Euch nur entdecken, die Sache hängt noch an einer Kleinigkeit! Erst müßt Ihr mich um einen Kopf kürzer machen, als ich bin. — Gut, sagte Gawin, wenns darauf ankömmt, meinewegen! — Meinewegen auch, schrie der Riese, und zugleich tat er mit seiner Keule einen solchen grimmigen Schlag, daß, wenn er Gawin getroffen hätte, so hätt er ihn mit einemmale zu Mus geschlagen. Aber Gawin drehte sich geschwind von der Seite, daß die Keule dicht neben ihm herunter fuhr, und eh der Riese den Arm zurückziehen konnte, faßte Gawin

seinen Säbel mit beiden Händen, und, wusch! hieb er ihm die ganze Hand mit samt der Keule auf Einen Hieb herunter.

Ferdinand: Pog, das war ein verdammtter Streich! Nun konnte also der Riese nichts mehr anfangen?

Josef: O genug noch! Der Tausendsassa verstand die Kunst, daß er sich in alle möglichen Gestalten verwandeln konnte: bald war er ein Löwe, bald ein Tiger, bald ein Wolf, ein Bär, eine Schlange, kurz, was er nur auf der Welt wollte. Aber Gawin ließ sich nicht ins Bockshorn jagen, sondern focht immer zu und zielte nur immer nach dem Kopfe. Endlich, weil sich der Riese eben in einen Vogel Greif verwandelt hatte, traf ihn Gawin so exzellent, daß der ganze Kopf auf dreißig Schritt weit flog, und so, wie er sich umfah, war alles weg, der Riese und der Vogel Greif.

Ferdinand: Nun wird doch das ewige Fechten einmal ein Ende haben.

Josef: Ja, für diesmal! Mit dem Riesen ist's nun aus; nun kommen die Zwerge.

Ferdinand: O, das ist ja auch zum Lollwerden!

Josef: Nein, nein, gefochten wird nicht mit den Zwergen! Es kommt nur einer ganz höflich und sagt: Gott gebe Euch langes Leben, Herr Ritter! Die Frau vom Schlosse läßt Euch gar schöne grüßen und läßt Euch zur Tafel bitten. Das war Gawin eben recht; denn er war hungrig wie ein Wolf. Er ging also mit dem Zwerge in einen schönen Saal, wo ein kostbares Essen für zwei Personen aufgetragen war. Es währte nicht lange, da kam die gnädige Frau; die war denn so schön, so schön! Gawin hatte in seinem Leben kein solches Frauenzimmer vor Augen gehabt. Er begegnet ihr also ganz artig, küßt ihr die Hand und sagt: Verzeiht mir, gnädige Frau, ich bitte untertänigst

um meinen Zaum. — Davon wollen wir hernach sprechen, sagte sie sehr freundlich; jetzt jetzt Euch. Ihr habt das Mittagessen heute wohl verdient. Sie setzten sich: die Dame aß fast gar nichts, aber Gawin, der aß, wie ein Scheun- drescher, und sprach wenig oder nichts. Weil abgegessen war, da hieß es wieder —

Ferdinand: Mein Zaum! Mein Zaum! Poß Zaum und kein Ende!

Josef: Da fing die Dame mit einemmale ein erschreck- liches Geschrei an und sagte zu ihm: Grausamer Mann, was hab ich dir zu Leide getan? Du siehst so fromm aus, wie ein Lamm, und kannst doch meinen Tod verlangen? — Wie so, wie so? fragte Gawin ganz bestürzt; das versteh ich ganz und gar nicht! Ich verlange ja Euren Tod nicht, sondern bloß meinen Zaum, sonst nichts auf der Welt! — Ihr wißt selbst nicht, was Ihr wollt, sagte die Dame; so will ichs Euch denn sagen. Nun fing sie an, eine lange Geschichte zu erzählen: Ihr Vater sei ein mächtiger Zau- berer gewesen und habe keine Kinder gehabt, als sie und noch eine Schwester —

Ferdinand: Ach, das ist gewiß die, die den Zaum ver- loren hat?

Josef: Gar recht, dieselbe.

Ferdinand: Und die andere Schwester hat ihn ihr genommen; gelt?

Josef: S daß du auch gleich erraten mußt!

Ferdinand: Ja, wir sind nicht dumm!

Josef: Nun das sollst du doch wohl ungeraten lassen, was im Zaume steckt!

Ferdinand: Nein, das weiß ich nicht, sag du nur.

Josef: Eins nach dem andern! Die Schwester war schön, wie ein Engel, weil sie auf die Welt kam; aber sie



war ganz abscheulich häßlich. Deswegen hatt auch der Vater Mitleiden mit ihr und gab ihr das Schloß und seinen Zauberstab und alle seine Schätze; der andern gab er nichts als das Maultier und den Zaum. Aber die, die den Zaum gekriegt hatte, war doch besser weggekommen; denn der Zaum hatte die Eigenschaft an sich, daß er einen Menschen immer schön und jung erhielt, und wenn er noch nicht schön war, so wurd ers erst.

Ferdinand: Das ist alles? Ich denke Wunder, was es ist.

Josef: Nun ist denn das nicht genug, immer jung und immer schön?

Ferdinand: Ja, das wäre wohl ganz hübsch, wenn man immer jung wäre; aber aus der Schönheit, da macht ich mir nicht viel.

Peter: Ja, lieber Ferdinand, die Mädchen denken nur ganz anders in dem Punkte wie wir: die wollen lieber hungern und dursten, wenn sie nur schön sind.

Ferdinand: Dann sind sie nicht gescheit! Was kann ihnen denn nun das helfen, ob sie schön oder häßlich sind?

Peter: Ei, das kann wohl helfen! dann kriegen sie eher einen Mann.

Ferdinand: Ja, das ist was anders! Da hab ich nicht dran gedacht. Aber wenn gleich, ich hätte mir doch für den Zaum lieber was anders gewünscht.

Peter: Ja, dafür bist du auch ein Junge und kein Mädchen.

Josef: Nun kurzum, die Dame vom Schlosse hatte ihrer Schwester den Zaum weggenommen, und davon kam es eben, daß sie jetzt so schön war; und nun wollte sie aus der Haut fahren, weil sie ihn wiedergeben sollte. Sie gab Gawin tausend gute Worte, er solle da bleiben und sie wolle ihn heiraten; aber das war alles in den Wind ge-

redt! Gawin blieb dabei, er habe einmal sein Wort von sich gegeben und das müsse er halten; er müsse den Zaum haben, da helfe auf der Welt nichts vor. Weil denn schlechterdings kein anderer Rat war, so mußte ihn der Zwerg holen; er brachte ihn und warf ihn Gawin hin. Der faßt gleich mit beiden Händen zu, will auch gleich seinen Reverenz machen, und fort; aber siehe da, die Dame ist weg, die ist nun schon wieder so häßlich geworden, wie sie erst gewesen ist, und schämt sich, sich vor Gawin sehen zu lassen. Ihn rührt das weiter nicht; kurz, er geht, macht dem Maultiere den Zaum um, und über alle Berge. Es währt nicht lange, in etlichen Stunden ist er zu Hause, gibt dem Mädchen den Zaum, und ist sie vorher schön gewesen, so wird sie jetzt noch tausendmal schöner. Den Tag drauf ist die Hochzeit, und sie leben alle beide noch bis auf den heutigen Tag seelenvergnügt zusammen.

Ferdinand: O ja, wem doch glaubte!

Josef: Nun ganz gewiß, du kannst dich nur darnach erkundigen.

Ferdinand: Ach Poffen! Aber das möchte ich wohl wissen, was der Herr Gries dazu gesagt hat, weil Gawin mit dem Zaume gekommen ist.

Josef: Ach ja, das möchte ich auch wissen! Aber davon stand nichts drinn im Märchen.

Peter: Nun, Anton, Josef, ist's Zeit nach Hause; ihr wißt wohl, was heute noch zu tun ist!

Ferdinand: Wollt ihr denn schon gehen?

Peter: Wir müssen; aber wir wollen bald einmal wiederkommen, und dann bringen wir wieder was Frisches mit.

Ferdinand: O ja, das tut! Wenn ihr einmal krank seid, will ichs auch so machen.

Peter: Nun adieu, Ferdinand! Werde bald gesund!

Anton: Adieu! Dasmal will ich dir's schenken, daß du mich einen dummen Jungen geheißten hast, aber wenn du gesund bist, dann leid ichs nicht.

Ferdinand: Hab ich dich denn einen geheißten?

Anton: O ja, gleich weil wir kamen, weil ich dir den Kuchen geben wollte.

Ferdinand: O, das ist mir einmal so entfahren! Gib ihn nur jegund her; jetzt wird er mir recht gut schmecken.

Anton: Da!iß zu!

Josef: Adieu! Adieu!

Ferdinand: Adieu! Habt Dank für den Besuch und für die Märchen!



## Die drei Königsöhne

**V**or uralten Zeiten lebte im Morgenlande ein König; der hatte drei Söhne. Die zwei ältern waren schon in ihrer Kindheit gar ausgelassen und mutwillig, aber klug; der jüngste hingegen war folgsam und gut, aber nicht so klug als seine Brüder.

Als nun der älteste von den drei Königsöhnen achtzehn Jahre alt war, gab ihm der Vater ein Pferd und ein Ritterkleid und ein Schwert und ließ ihn ausziehen, die Welt zu sehen und sich ritterlich zu erzeigen in fremden Ländern. Und er ritt fort und ritt weit und breit umher und lebte ausschweifend und unordentlich und kam nimmer heim, vergaß seinen Vater und schickte nicht Nachricht von sich, wie es ihm ergangen sei.

Und der zweite von den Königsöhnen ward auch achtzehn Jahre alt, und sein Vater gab ihm auch ein Pferd, ein ritterliches Kleid und ein Schwert und ließ ihn auch ausreiten in die Welt, um fremde Lande zu sehen und sich ritterlich darin zu erweisen und nach seinem ältern Bruder zu forschen. Und er ritt fort und trieb wie sein Bruder und kam nimmer heim und schickte nicht Nachricht, wie es ihm ergangen sei.

Da ward der König traurig und meinte, seine Söhne seien beide tot, und härmte sich ab und beklagte ihren Verlust. Aber als der dritte Sohn auch achtzehn Jahre alt war, da ging er eines Tages zu seinem Vater und bat ihn, er möge doch ihm auch ein Pferd und Schwert geben und

ihn reiten lassen in die Welt, wie seine Brüder getan hätten.

Da weinte aber der alte König, umarmte seinen Sohn und sprach: Willst du mich auch verlassen und mir verloren gehen, wie deine Brüder mir verloren sind? Nein, mein einzig Kind, du mußt meine Stütze sein in meinem Alter. Und sein jüngster Sohn stand ab von seinem Bitten, obgleich ers ungern tat.

Es stand aber an etliche Tag, da hatte der alte König einen wunderbaren Traum: Er stand in seinem Garten, so wars ihm, da wüchsen zwei Öl bäume auf. Und sie waren im Anfange schön und schienen gesund, aber bald fingen sie an zu trauern, und die Früchte fielen ab, und die Blätter wurden gelb, und die Zweige schienen dürr; da wuchs schnell zwischen ihnen auf ein Palmbaum und schoß hoch auf und beschattete die kranken Öl bäume und goß seinen Tau auf sie, und auch sie wurden wieder gesund und frisch.

Da ließ der König Morgens seine Traumdeuter und Weisen kommen, daß sie ihm den Traum auslegten, und die Traumdeuter sagten: Die zwei Öl bäume sind deine zwei ältern Söhne, und der Palmbaum ist dein jüngster Sohn. Die zwei Öl bäume wurden bald dürr, so werden deine zwei ältern Söhne bald zu Grunde gehen; aber den Palmbaum, deinen jüngsten Sohn, mußt du ziehen lassen, daß er seinen Brüdern beistehe, sonst sind sie für dich verloren.

Als der König das hörte, gab er seinem jüngsten Sohn ein Pferd und Schwert und ließ ihn mit Tränen von sich.

Aber der jüngste Königssohn zog aus in die Welt und ritt weit umher, und ihm war es wohl im Freien, und er sah viel Land und erwies sich überall, wo er herbergete, als ein braver Rittersmann und kam so weit fort in ferne, ferne Länder. Es geschah aber eines Abends, da kam er in einen dichten Wald und fand keinen Ausgang. Wie er

so ritt, siehe, da standen zwei Männer am Wege, und wie er sie fragt, wo der Weg hingehe aus dem Walde, da erkannte er seine ältern Brüder und freute sich über sie. Sie aber fingen an zu schelten und sagten: Können wir, die wir



klüger sind, kaum durch die Welt uns schlagen, wie willst du durchkommen, der du einfältig bist? Denn die ältern Königsöhne waren klüger für die Welt, dem jüngern aber fehlte die Weltklugheit.

Jetzt ward es Abend; nur selten fiel am Abhange des Bergwaldes ein Strahl der scheidenden Sonne durch die Fichtenstämme. Da berieten die drei Königsöhne, welchen Weg sie einschlagen wollten, daß sie eine Herberge fänden. Und sie wendeten sich nach der Höhe des Berges, ob sie von oben nicht ein Haus oder nur ein freies Feld erblickten. Da kamen sie vorbei an einem Ameisenhaufen. Den wollten die ältern Brüder zerwühlen, daß sie sehen könnten, wie

die Tierlein ihre Eier herumschleppten, aber der jüngste stieg von seinem Pferd und wehrte ihnen, daß sie nicht täten. Und als sie vorbeigingen, da redete ihn der Ameisens-König an und sprach: Wer du auch sein magst, Fremdling, ich danke dir, daß du deinen Reisegefährten wehrtest und so großes Unglück von uns armen Tierlein abwendetest. Wenn ich dir nützen kann, so komm, und du sollst sehen, daß ich dir alles mit Freuden tue.

Und sie gingen weiter und kamen an einen See, der war bedeckt mit einem ganzen Schwarm Enten. Da wollten die ältern Brüder drüber her und sich einige erlegen, daß sie ein Abendessen hätten; da wehrte aber der jüngste Bruder ab und sagte: Laßt die armen Tiere; wir werden doch diesen Abend etwas zu essen haben. Und sie ließen die Enten in Ruhe. Als sie aber vorbei gingen, schwamm der König der Enten herzu und dankte dem jüngsten Königssohn und sagte: Wenn ich dir in etwas dienen kann, so solls mit Freuden geschehen.

Darauf gingen sie weiter und kamen an einen Eichbaum, darin die Bienen ihre Zellen hatten; und es war so viel Honig drinnen, daß er am Stamm herunter troff. Als die zwei ältern Königsöhne das sahen, wollten sie Feuer in die Baumhöhle machen, daß die Bienen umkämen und daß sie den Honig fassen könnten; da wehrte aber der jüngste wieder ab und sagte: Laßt die armen Tierlein! bringt sie nicht um des bißchens Honigs willen um. Und sie wollten weiterziehen, da flog die Bienenkönigin heraus, dankte ihm und sprach: Kann ich dir mit etwas dienen, so befehl nur, ich wills mit Freuden tun.

So gingen sie weiter, und kamen in ein altes Schloß und wollten da herbergen. Das Schloß war aber ganz wundersam gebaut, und nichts Lebendiges war drinn. Sie

gingen ein durch das Thor, und der jüngste führte sein Pferd in einen Stall; da standen lauter steinerne Pferde. Sie gingen die Stufen hinauf, da kamen sie in einen Vorplatz, der war mit Marmor geplattet, und hohe Säulen bildeten die drei Eingänge: den einen bildeten silberne Säulen, den andern bildeten goldene Säulen, und den dritten Eingang bildeten gar diamantene Säulen. Und sie gingen ein durch den ersten Eingang, und kamen in eine Reihe Zimmer, darin alles, Wände und Gerätschaften, von getriebenem Silber war. Aber sie gingen durch alle Zimmer, und fanden am Ende eine Türe, die verschlossen war durch drei Schlösser; aber durch ein Lädlein konnte man hinein sehen in das Gemach. Und drinnen am Tische saß ein alt eisgrau Männlein, dem der Bart ging bis auf die Füße. Diesem riefen sie zu, aber es hörte nicht. Sie riefen ihn zum zweitenmal, aber es hörte nicht; und sie riefen ihn zum drittenmal, da stand es auf und kam heraus und empfing sie freundlich und bewirtete sie den Abend aufs allerbeste und wies ihnen weiche Betten mit seidnen Vorhängen zu Schlafstätten an. Aber es sprach kein Wort und antwortete auf keine ihrer Fragen. Doch die drei Königsöhne hatten sich wohl behagen lassen, daß sie in eine so gute Herberge gekommen waren.

Als sie aber am andern Morgen erwachten, lag jeder zwar in einem schönen Zimmer, aber alles war so verschlossen, daß keiner von ihnen herauskommen konnte; und bei dem ältesten stand das eisgraue Männlein mit dem langen Barte und winkte ihm, daß er ihm folge. Dieser folgte ihm, aber ganz ängstlich, und sie gingen ein durch den goldenen Eingang und kamen in einen großen, geräumigen Saal, darin alles von getriebenem Golde gearbeitet war. Und der Alte wies mit seinem schwarzen Stab über die Türe; da standen die Worte:



Jeder Fremdling, der die Schwelle dieses Schlosses betritt, muß es versuchen, drei Arbeiten zu vollbringen. Wenn er diese glücklich ausführt, so ist sein Glück auf immer gegründet; vollbringt er sie nicht, so mag er als Stein bis zur Stunde der Erlösung harren auf dem Flecken, wo ihn der letzte Strahl der Abendsonne bescheint.

Als der älteste Königssohn diese Worte gelesen, begehrte er die erste der Arbeiten zu wissen und stand zwischen Furcht und Hoffnung, ob er sie wohl vollbringen könnte.

Da berührte das Männlein mit seinem Stabe die Wand, und es sprang eine Lüre auf, und der Königssohn sah ein Gemälde, das stellte die Gegend dar, wo der Ameisenkönig seinen jüngern Bruder angeredet hatte. Und darunter standen die Worte:

Dreitausend Perlen, der Hauptschmuck der Prinzessin Pyrola und ihrer zwei Schwestern, liegen hier im Moose zerstreut. Diese hast du zu sammeln, daß auch die letzte nicht fehlet.

Aber der Königssohn erkannte die Gegend, und eilte hinaus und sammelte eifrig. Aber Mittag kam, und er hatte nicht hundert beisammen, die Sonne ging unter, da hatte er noch nicht dreihundert gesammelt und der letzte Sonnenstrahl traf ihn, da sank er nieder und war Stein.

Den andern Morgen stand das graue Männlein beim zweiten Königssohn und winkte ihm mit seinem schwarzen Stab, daß er ihm folge, und er folgte ihm. Und das Männlein zeigte ihm auch die Überschrift über der Lüre im goldenen Saal und zeigte ihm das Gemälde. Da eilte der

zweite Bruder auch hinaus und sammelte emsig und sammelte bis an den Abend; aber er hatte keine dreihundert der kleinen Perlen beisammen, da ging die Sonne unter, und er sank nieder und war ein Stein wie sein Bruder.

Nun kam der dritte Morgen. Da stand das eisgraue Männlein bei dem jüngsten Königssohn und führte auch



ihn in den Saal und ließ ihn die Schrift lesen über der Türe und zeigte ihm das Gemälde und winkte ihm, hinaus zu gehen, weil er traurig da stand. Da ging der dritte Königssohn hinaus, und sah die kleinen, kleinen Perlen so weit zerstreut und im Moose versteckt, und als er das sah und merkte, daß es unmöglich sei, sie zu sammeln bis auf die letzte, da setzte er sich hin und weinte bitterlich und beklagte seinen armen Vater, der jetzt alle seine Kinder verloren habe. Und wie er so weinte und wehklagte, da hörte er eine Stimme ihm rufen: Warum weinst du, lieber

Fremdling? Da sah er auf und erblickte den Ameisenkönig, und klagte dem seine Not.

Der Ameisenkönig aber sprach: Ist es weiter nichts? o dann sei nur ruhig, dann soll dir bald geholfen sein. Als er dies gesagt, ging er in den Ameisenhaufen und kam bald mit mehr denn fünftausend Ameisen hervor, und alle sammelten an den Perlen und zählten sie dem Königssohn in den Hut; und als er sie alle hatte bis auf die letzte, da sprach der Ameisenkönig: Gehe hin, du hast sie alle! und danke mir nur gar nicht, denn du hast noch mehr verdient als diesen kleinen Gefallen.

Da lief der jüngste Königssohn hinein in das Schloß und brachte dem Männlein die Perlen. Und das eisgraue Männlein erstaunte darüber und führte ihn wieder in den goldenen Saal und berührte eine andere Wand. Diese tat sich wieder auf, und es stellte sich ein Gemälde dar, das den See bedeutete, worauf der Entenschwarm sich aufhielt, und darunter standen die Worte:

In der Tiefe des Sees liegt der Schlüssel zu dem Schlafgemach der Prinzessin Pyrola und ihrer zwei ältern Schwestern. Du mußt ihn gefunden haben, ehe die Sonne niedergehet.

Und der Königssohn erkannte den See, und eilte hinaus und kleidete sich aus, um hinein zu baden und den Schlüssel zu suchen. Doch wie er hineinsteigen wollte, da schwamm der König der Enten zu ihm her und fragte: Was begehrtst du, lieber Fremdling? Da sagte der Königssohn, was er in dem See suchen wollte. Aber der Entenkönig antwortete: Der See ist für dich zu tief; laß mich für den verlorenen Schlüssel sorgen. Und er befahl allen Enten,

unterzutauchen und den Schlüssel zu suchen, und sie tauchten unter, und gleich brachte eine den verlorenen goldenen Schlüssel in ihrem Schnabel herzu, und der Entenkönig überreichte ihn dem Königssohn und sprach: Nimm ihn hin und danke nicht, du hast noch mehr um uns verdient als diesen kleinen Gefallen.

Er eilte sich aber und brachte den Schlüssel dem eisgrauen Männlein, und kaum hatte es den Schlüssel in Händen, da bekam es seine Sprache wieder, und dankte dem Königssohn mit Freudentränen und sprach: Schon zweitausend Jahre muß ich hier lebendig, aber stumm sitzen in diesem Schlosse und auf Erlösung harren. Nun hast du, glücklicher Fremdling, nur noch ein Geschäft, aber das schwerste; dann ist dein Glück gegründet.

Da fragte der jüngste Königssohn, was das sei. Drei Töchter habe ich, sprach das graue Männlein; ich bin der König von diesem verzauberten Schloß und Lande. Diese drei Töchter sind mir von ihrer eignen Mutter, die eine böse Fee war, verzaubert und liegen nun seit zweitausend Jahren in einem totenähnlichen Schläfe. Die älteste, Rubia genannt, verzauberte sie durch ein Stück Zucker, die zweite Briza genannt, durch einen Sirup, aber meine jüngste Tochter, Pyrola, durch einen Löffel voll Honig. Eine meiner Töchter sieht der andern völlig gleich, und alle scheinen von gleichem Alter; aber Pyrola, meine jüngste Tochter, ist mir besonders lieb. Und gerade an ihr muß die Erlösung geschehen; an ihrem Hauche muß man erkennen, welche von den dreien den Honig gegessen, ob gleich seitdem zweitausend Jahre verstrichen sind.

Als er dieses gesagt, führte der unglückliche König den Königssohn heraus und schloß die dritte Säulenpforte auf. Da waren alle Zimmer mit edlen Steinen von allen Farben

geziert, Wohlgerüche und sanfte Töne schwebten aus dem Hintergrunde hervor, Kühlung wehte ihnen entgegen; und in einer Bettstätte, die mit Laubwerk von grünen und farbigen Edelsteinen umgeben war, lagen in dem höchsten, mittelsten Saale, wie tote Marmorbilder, Rubia, Briza und Pyrola, alle drei von ausnehmender, aber gleicher Schönheit. Die Pracht des Saales und die Schönheit der Prinzessinnen, die Musik und die Wohlgerüche betäubten ihn ganz, daß er nicht mehr wußte, was er da tun sollte, bis ihn der König des Schlosses daran erinnerte und sprach: Die Sonne steht im Mittage. Wenn sie niedergeht, und du hast noch nicht erkannt, welche die jüngste ist, so trifft dich gleiches Schicksal wie deine Brüder, und ich muß wieder stumm sitzen, wie vorher, bis sich wieder ein anderer Fremdling hierher verirrt. Erkennst du aber, ohne zu raten, meine Tochter Pyrola, so ist sie deine Gemahlin, und du erbst mein Reich.

Der jüngste Königssohn aber eilte hinaus und jammerte und weinte, und der Wald hallte wider von seinen Klagen. Und wie er so klagte und jammerte, hörte er eine Stimme ihm rufen und zu ihm sagen: Was klagst du, lieber Fremdling? Da sah er auf, und erkannte die Bienenkönigin auf dem Baumstamm sitzen. Ach! sagte er, wie kann ich das erkennen, welche von drei Prinzessinnen vor zweitausend Jahren Honig gegessen hat?

Was? fragte die Bienenkönigin, ist es weiter nichts? wie magst du darum doch so klagen? Ich will dir eine Biene mitgeben, die soll um alle herumfliegen, aber die ist es, der sie sich auf die Lippen setzt. Darauf ging die Königin hinein in die Höhle, und eine Biene flog heraus und setzte sich ihm auf die Schulter, und er trug sie in den Saal zu den schlafenden Königstöchtern. Da flog sie zu

allen und schwärmte herüber und hinüber und setzte sich endlich auf den Mund der mittelsten.

Da sprach der Königssohn zu dem eisgrauen Könige: Die mittelste ist Pyrola, deine jüngste Tochter. Und kaum hatte er das gesagt, da krachte und donnerte und bligte es, als wollte die Erde zusammenstürzen, und alles war verändert: Das kleine graue Männlein stand da als ein würdevoller, majestätischer alter König, die Prinzeßinnen standen in blühender Schönheit da und umarmten ihren Vater, und die jüngste, Pyrola, kam herzu und dankte ihrem Erretter, dem jungen Königssohne, und der junge Königssohn umarmte sie und nannte sie seine Braut. Diener gingen aus und ein, im Schloßhofs war ein Pferdegetrappel, sie gingen ans Fenster, da war um sie nicht mehr die alte Wildnis: eine prächtige Stadt stand da, und weiterhin sah man auch fruchtbare Felder und viele glückliche Fluren und Dörfer, und in den Straßen war ein Gewühl, und alles ging so ordentlich, als wäre da kein Wunder geschehen, als wäre alles beim alten: niemand schien davon etwas zu wissen.

Auch in den Saal kamen einige Diener. Da ließ der König den Königssohn nehmen und seine Tochter Pyrola und ließ sie setzen in eine prächtige offene Kutsche, vor die er zwölf Schimmel spannen ließ, und vierundzwanzig Männer, in Purpur und Gold gekleidet, ließ er vorausreiten mit Posaunen und ließ den Königssohn und seine Tochter Pyrola ausrufen als König und Königin des Landes. Darauf wurde ein köstlich Gastmahl gehalten, wobei es an nichts fehlte, was den Tag verherrlichen konnte. Und wie sie so da saßen in großem Jubel, ließen sich zwei fremde Ritter melden. Man ließ sie ein, und, siehe da, es waren des jungen Königs Brüder. Und abermals wurde ein Fremdling gemeldet, und als er hervortrat, da sprangen die

drei Königsöhne von ihren Sizen und bewillkommten ihn mit Freudengeschrei: es war ihr Vater; er hatte sich aufgemacht, seine verlorenen Söhne zu suchen, und war eben in dieser Stadt angekommen.

Drei Monate blieb der Vater der Königsöhne da, und so lang er da war, dauerten die Feste, wovon immer eines das andere an Pracht übertraf. Dann zog er mit seinen zwei ältern Söhnen heim. Sie sollen sich von ihren ehemaligen Fehlern gebessert und in des alten Königs Reich geteilt haben; auch soll der ältere die Prinzessin Rubia, der zweite die Prinzessin Briza zur Gemahlin genommen und beide sollen lange und glücklich regiert haben.

Der jüngste aber und Pyrola wurden noch über hundert Jahre alt und beglückten ihre Untertanen. Ein fremder König regierte nach ihm auf seinem Throne, und durch ihn wurden die Menschen wieder so verschlimmert, daß eine große Sündflut über das Land kam. Und seitdem ist jenes Land, das Land der Märchen, versunken, und nur noch diese Sage ist von ihm übrig geblieben.

## Der Stein der Weisen oder Silvester und Rosine

In den Zeiten, da Kornwall noch seine eigenen Fürsten hatte, regierte in dieser kleinen Halbinsel des großen Britanniens ein junger König Namens Mark, ein Enkel desjenigen, der durch seine Gemahlin, die schöne Yselde, auch Yseult die Blonde genannt, und ihre Liebesgeschichte mit dem edeln und unglücklichen Tristan von Leonnois so berühmt worden ist.

Dieser König Mark hatte viel von seinem Großvater: er war hoffärtig ohne Ehrgeiz, wollüstig ohne Geschmac und geizig, ohne ein guter Wirt zu sein. Sobald er zur Regierung kam, welches sehr früh geschah, fing er damit an, sich seinen Leidenschaften und Launen zu überlassen und auf einem Fuß zu leben, der ein weit größeres und reicheres Land als das seinige hätte zu Grunde richten müssen. Als seine gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, drückte er seine Untertanen mit neuen Auflagen; und als sie nichts mehr zu geben hatten, machte er sie selbst zu Gelde und verkaufte sie an seine Nachbarn.

Bei allem dem hielt König Mark einen glänzenden Hof und wirtschaftete, als ob er eine unerschöpfliche Goldquelle gefunden hätte. Nun hatte er sie zwar noch nicht gefunden, aber er suchte sie wenigstens sehr eifrig, und sobald dies ruchbar wurde, stellten sich allerlei sonderbare Leute an seinem Hofe ein, die ihm suchen helfen wollten. Schatzgräber, Geisterbeschwörer, Alchymisten und Beutelschneider,



die sich Schüler des dreimal großen Hermes nannten, kamen von allen Enden herzu und wurden mit offnen Armen aufgenommen; denn der arme Mark hatte zu allen seinen übrigen Untugenden auch noch die, daß er der leichtgläubigste Mensch von der Welt war und daß der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, alles aus ihm machen konnte, was er wollte. Es wimmelte also an seinem Hofe von solchem Gesindel.

Der eine gab vor, er habe eine natürliche Gabe, alle Schätze zu wittern, die unter der Erde vergraben lägen; ein anderer wußte sie mit Hilfe der Wunschelrute zu entdecken; ein dritter versicherte, daß das eine und das andere vergeblich sei, wenn man nicht das Geheimnis besitze, die Geister, die in Gestalt der Greifen oder unter andern noch fürchterlichern Larven die unterirdischen Schätze bewachten, einzuschläfern, zu gewinnen oder sich unterwürfig zu machen, und er ließ sich auf eine bescheidene Art anmerken, daß er im Besitze dieser Geheimnisse sei.

Noch andere sahen auf alle magischen Künste mit Verachtung herab; bei ihnen ging alles natürlich zu. Sie verwarfen alle Talismane, Zauberworte, Kreise, Charaktere und was in diese Rubrik gehört, als eitel Betrügerei und Blendwerk. Was jene durch übernatürliche Kräfte zu leisten vorgaben, das leisteten sie, wenn man ihnen glaubte, durch die bloßen Kräfte der Natur. Wer in das innerste Heiligtum derselben eingedrungen ist, sagten sie, wer in dieser ihrer geheimen Werkstätte die wahren Elemente der Dinge, ihre Verwandtschaften, Sympathien und Antipathien kennen gelernt hat, wer den allgestaltigen Naturgeist mit dem allauflösenden Natursalze zu vermählen weiß und durch Hilfe des alldurchdringenden Astralfeuers diesen Proteus fest halten und in seiner eigenen Urgestalt zu erscheinen zwingen

kann: der allein ist der wahre Weise. Er allein verdient den hohen Namen eines Adepten. Ihm ist nichts unmöglich; denn er gebietet der Natur, welcher alles möglich ist. Er kann die geringern Metalle in höhere verwandeln; er besitzt das allgemeine Mittel gegen alle Krankheiten; er kann, wenn es ihm und den Göttern gefällt, Tote ins Leben zurück rufen, und es steht in seiner Macht, selbst so lange zu leben, bis es ihm angenehmer ist, in eine andere Welt überzugehen.

König Mark fand dies alles sehr nach seinem Geschmacke; aber weil er sich doch nicht entschließen konnte, nur Einen von seinen Wundermännern beizubehalten und die übrigen fortzuschicken, so behielt er sie alle und versuchte es mit einem nach dem andern. Der Tag wurde mit Laborieren, die Nacht mit Geisterbannen und Schatzgraben zugebracht; und wie die Betrüger sahen, daß er kein Freund von Monopolen war, so vertrugen sie sich, zu seiner großen Freude, gar bald so gut zusammen, als ob alles in Einen Beutel ginge.

Verschiedene Jahre verstrichen auf diese Weise, ohne daß König Mark dem Ziele seiner Wünsche um einen Schritt näher kam. Er hatte die Hälfte seines kleinen Königreichs aufgraben lassen, und keinen Schatz gefunden, und über der Hoffnung, alles Kupfer und Zinn seiner Bergwerke in Gold zu verwandeln, war alles Gold, das seine Verfahren daraus gezogen hatten, zum Schorstein hinaus geflogen.

Einem andern wären nach so vielen verunglückten Versuchen die Augen aufgegangen; aber Mark, dessen Augen immer trüber wurden, wurde desto hitziger auf den Stein der Weisen, je mehr er sich vor ihm zu verbergen schien. Seine Hoffnung, den allgestaltigen Proteus endlich einmal

fest zu halten, stieg in eben dem Verhältnis, wie die Schale seines Verlustes sank; er glaubte, daß er nur noch nicht an den rechten Mann geraten sei, und indem er zehn Betrüger fortjagte, war ihm der eilfte neu angelangte willkommen.

Endlich ließ sich ein ägyptischer Adept aus der echten und geheimen Schule des großen Hermes bei ihm anmelden. Er nannte sich Misfragmutosiris, trug einen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, eine pyramidenförmige Mütze, auf deren Spitze ein goldner Sphinx befestigt war, einen langen, mit Hieroglyphen gestickten Rock und einen Gürtel von vergoldetem Blech, in welchen die zwölf Zeichen des Tierkreises gegraben waren. König Mark schätzte sich für den glücklichsten aller Menschen, einen Weisen von so viel versprechendem Ansehen an seinem Hofe ankommen zu sehen, und wiewohl der Ägypter sehr zurückhaltend tat, so wurden sie doch in kurzem ziemlich gute Freunde. Alles an ihm, Gestalt, Kleidung, Sprache, Manieren und Lebensart, kündigte einen außerordentlichen Mann an. Er aß immer allein und nichts, was andere Menschen essen; er hatte einige große Schlangen und ein ausgestopftes Krokodil bei sich in seinem Zimmer, denen er mit großer Achtung begegnete und mit welchen er von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen zu halten schien. Er sprach die wunderbarsten und rätselhaftesten Dinge mit einer Offenheit und Gleichgültigkeit, als ob es die gemeinsten und bekanntesten Dinge von der Welt wären, aber auf Fragen antwortete er entweder gar nicht, oder, wenn er es tat, so geschah es in einem Tone, als ob nun weiter nichts zu fragen übrig wäre, wiewohl der Fragende jetzt noch weniger wußte als zuvor. Von Personen, die vor vielen hundert Jahren gelebt hatten, sprach er, als ob er sie genau gekannt habe, und überhaupt mußte man aus seinen Reden schließen, daß er wenigstens

ein Zeitgenosse des Königs Amasis gewesen sei, wiewohl er sich nie deutlich darüber erklärte. Was ihm bei Mark den meisten Kredit gab, war, daß er viel Gold und eine Menge seltner Sachen bei sich hatte und von sehr großen Summen als von einer Kleinigkeit sprach. Alle diese Umstände schraubten nach und nach die Neugier des leichtgläubigen Königs von Kornwall so hoch hinauf, daß er es nicht länger aushalten konnte; und wie er es nun auch angefangen haben mochte, genug, der weise Misfragmutosiris ließ sich endlich erbitten, oder sein Herz erlaubte ihm nicht länger undankbar gegen die Ehrenbezeugungen und Geschenke zu sein, womit ihn der König überhäufte, und so entdeckte er ihm endlich — doch nicht eher, als bis er ihn mittelst verschiedener Initiationen durch einige höhere Grade des Hermetischen Ordens geführt hatte — das ganze Geheimnis seiner Person.

Die Götter, sagte Misfragmutosiris, geben ihre kostbarsten Gaben, wem sie wollen. Ich war nichts weiter als ein Mensch wie andre, noch jung, doch nicht ganz unerfahren in den Mystereien der ägyptischen Philosophie, als mich die Neugier anwandelte, in das Innere der großen Pyramide zu Memphis, deren Alter den Ägyptern selbst ein Geheimnis ist, einzudringen. Eine gewisse hieroglyphische Aufschrift, die ich schon zuvor über dem Eingang des ersten Saales entdeckt und abgeschrieben hatte, brachte mich, nach vieler Mühe, ihren Sinn zu erraten, auf die Vermutung, daß diese Pyramide das Grabmal des großen Hermes sei. Ich beschloß, mich in einer Stunde hinein zu wagen, worin gewiß noch kein Sterblicher sich dessen unterfangen hat, und noch jetzt wäre mir meine Berwegenheit unbegreiflich, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß dieser Gedanke, dessen meine eigene Seele nicht fähig war, von einer höhern Macht in mir erschaffen wurde. Genug, ich stieg um Mitternacht, ohne

Licht und mit gänzlicher Ergebung in die Führung desjenigen, der mir ein so kühnes Unternehmen eingegeben, in die Pyramide hinab. Ich war auf einem sanften Abhang eine Zeit lang abwärts und dann wieder ebenso unvermerkt empor gestiegen, als ich auf einmal ein helles Licht erblickte, das wie eine Kugel vom reinsten gediegenen Feuer vor mir her schwebte.



Hier hielt Misfragmutosiris einige Augenblicke ein. — Und Ihr hattet den Mut, diesem Lichte zu folgen? fragte König Mark, der in der Stellung eines versteinerten Horchers, den Leib schräg vorwärts gebogen, mit straff zurück gezogenen Füßen, beide Hände auf die Knie gestützt, ihm gegenüber saß und furchtsam, nur eine Silbe von der Erzählung zu verlieren, wiewohl unter beständigem Schauern vor dem, was kommen würde, mit zurück gehaltenem Atem und weit offenen Augen zuhörte.

Ich folgte dem Lichte, fuhr der Ägypter fort, und kam durch einen immer niedriger und enger werdenden Gang in einen viereckigen Saal von poliertem Marmor, dessen Ausgang mich in einen andern Gang leitete. Als ich ungefähr fünfzig Schritte fortgekrochen war, fand ich zwei Wege vor mir: der eine schien ziemlich steil in die Höhe zu führen, der andere, linker Hand, lief gerade fort. Ich folgte der Lichtkugel auf diesem letztern, bis ich an den Rand eines tiefen Brunnens gelangte. Bei dem sehr lebhaften Lichte, das die Kugel umher streute, wurde ich gewahr, daß eine Anzahl kurzer eiserner Stangen, eine ungefähr zwei Spannen weit von der andern, von oben bis unten aus der Mauer hervorragten, eine gefährliche Art von Treppe, auf welcher man zur Not in den Brunnen hinab steigen konnte. Ohne mich lange zu bedenken, schickte ich mich an, diese schwindlige Fahrt anzutreten, und war schon drei oder vier Stufen hinab gestiegen, als die Lichtkugel plötzlich verschwand und mich in der schrecklichsten Dunkelheit zurück ließ.

Ich begreife nicht, wie ich in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht vor Schrecken in den Abgrund hinunter stürzte. Genug, ich faßte mich, und fuhr mit verdoppelter Behutsamkeit fort, hinab zu klettern, indem ich mich mit einer Hand an einer Stange über mir festhielt, während ich eine andere unter mir mit den Füßen suchte. Endlich merkte ich, daß keine Stangen mehr folgten; ich hörte das Wasser unter mir rauschen, aber zugleich ward ich an der Seite, woran ich herunter gestiegen, einer Öffnung gewahr, aus welcher mir ein dämmernder Schein entgegen kam. Ich sprang in diese Öffnung hinein, und gelangte auf einem abschüssigen Weg in eine ungeheure Höhle von glimmerndem Granit, die durch einen mitten aus der gewölbten Decke

herab hangenden großen Karfunkel erleuchtet war. Wie groß war meine Bestürzung, als ich mich auf einmal an dem Rande eines reißenden Stromes sah, der sich mit entsetzlichem Geräusch aus einer Öffnung dieser Höhle über schroffe Felsenstücke herab stürzte! Indessen bedachte ich mich nur einen Augenblick, was ich zu tun hätte. Ich war schon zu weit gegangen, um wieder zurück zu gehen, und ein Genius schien mir zuzusüstern, daß mir alle diese Schwierigkeiten nur, um meinen Mut zu prüfen, entgegen gestellt würden. Ich zog alle meine Kleider aus, band sie in einen Bündel über meinem Kopfe zusammen und stürzte mich in den Strom. In wenigen Augenblicken wurde ich von der Gewalt desselben durch ein dunkles Gewölbe fortgerissen. Nun merkte ich, daß das Wasser unter mir seicht wurde; bald darauf verlor es sich gänzlich und ließ mich in einer großen Höhle auf einem moosigen Grunde sitzen. Eine ungewöhnliche Hitze, die ich hier verspürte, trocknete mich so schnell, daß ich mich sogleich wieder anzog, um zu sehen, wohin mich eine ziemlich enge Öffnung führen würde, aus welcher ein lebhafter Schein in die Höhle eindrang. So wie ich der Öffnung näher kam, hörte ich ein zischendes Geprassel wie von einem lodernden Feuer. Ich kroch hinein, die Öffnung erweiterte sich allmählich, und ich befand mich am Eingang eines weiten gewölbten Raumes, wo mein Fortschritt durch ein neues Hindernis gehemmet wurde, das noch viel fürchterlicher als alle vorigen war.

Ich sah einen feurigen Abgrund vor mir, der beinahe den ganzen Raum erfüllte und dessen wallende Flammen, wie aus einem Feuersee, über die Ufer von Granitfelsen, womit er ringsum eingefast war, empor loderten und bis an meine Füße herauf zu zücken schienen. Statt einer Brücke war eine Art von Rost, aus vierfach nebeneinander liegenden

schmalen Kupferblechen zusammen gefügt, hinüber gelegt, der von einem Ufer zum andern reichte, aber kaum drei Palmen breit war. Ich gestehe aufrichtig: ungeachtet der großen Hitze dieses schrecklichen Ortes lief mirs eiskalt durchs Rückenmark auf und nieder; aber was war hier anders zu tun, als auch dieses Abenteuer zu wagen, ohne mich lange über die Möglichkeit zu bedenken? Wie ich hinüber gekommen, weiß ich selbst nicht; genug, ich kam hinüber, und eh ich Zeit hatte, wieder zu mir selbst zu kommen, fühlte ich mich von einem Wirbelwind ergriffen und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durch die grauenvollste Finsternis fortgezogen. Ich verlor alle Besinnung, kam aber bald wieder zu mir selbst, indem ich mich etwas unsanft gegen eine Pforte geworfen fühlte. Sie sprang auf, und ich befand mich, auf meinen Füßen stehend, in einem herrlich erleuchteten Saale, dessen gewölbte mit Azur überzogene Decke die Halbkugel des Himmels vorstellte und mit einer unendlichen Menge von Karfunkeln, als eben so viel Sternbildern, eingelegt war. Sie ruheten auf zwei Reihen massiv goldener Säulen, an welchen unzählige Hieroglyphen aus Edelsteinen von allen möglichen Farben schimmerten. Ich stand etliche Minuten ganz verblendet und entzückt von der Herrlichkeit dieses Ortes.

Das glaub ich, rief König Mark, und nach solchen ausgestandenen Fährlichkeiten! Ich möchte da wohl an Euerm Plage gewesen sein!

Als ich mich wieder in etwas gefaßt hatte (fuhr Misfragmutosiris in seiner Erzählung fort, ohne auf die lebhafteste Theilnehmung des Königs Acht zu geben), fiel mir eine hohe Pforte von Ebenholz in die Augen, vor welcher zwei Sphinxen von kolossalischer Größe einander gegenüber lagen. Sie waren aus Elfenbein geschnitzt und von wunder-



barer Schönheit; aber, zu meinem großen Bedauern, lagen sie so dicht an der Pforte und so nahe beisammen, daß es schlechterdings für mich unmöglich schien, sie zu öffnen und die Begierde zu befriedigen, welche mich in ein so gefährvolles Abenteuer verwickelt hatte. Indem ich nun, der verbotnen Pforte gegenüber stehend, vergebens auf ein Mittel sann, diese Schwierigkeit zu überwinden, erblickte ich über der Thür, in diamantnen Charakteren der heiligen Priesterschrift, die mir nicht unbekannt war, den Namen Hermes Trismegistos. Ich las ihn mit lauter Stimme, und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, so öffnete sich die Pforte von selbst, die beiden Sphinxen belebten sich, sahen mich mit funkelnden Augen an und wichen so weit zurück, daß ich zwischen ihnen durchgehen konnte. So bald ich über die Schwelle der Pforte von Ebenholz geschritten war, schlossen sich ihre Flügel, wie von einem inwohnenden Geiste bewegt, von sich selbst wieder zu, und ich befand mich in einem runden Dome von schwarzem Jaspis, dessen furchtbares Dunkel nur von Zeit zu Zeit, in Pausen von zehn bis zwölf Sekunden, durch eine Art von plötzlichem Wetterleuchten erhellt wurde, das an den schwarzen glatt geschliffnen Wänden herum zitterte und eben so schnell verschwand als entstand.

Bei dieser majestätischen und geheimnisvollen Art von Beleuchtung erblickte ich in der Mitte des Doms ein großes Prachtbette von unbeschreiblichem Reichtum, worauf ein langer ehrwürdiger Greis, mit kahlem Haupte und einem schloßweißen Barte, die Hände auf die Brust gelegt, sanft zu schlummern schien. Zu seinen Häupten lagen zwei Drachen von so seltsamer und schrecklicher Gestalt, daß ich sie noch jetzt, nach so viel Jahrhunderten, vor mir zu sehen glaube. Sie hatten einen flachen Kopf mit langen herab hangenden Ohren, runde gläserne Augen, die weit aus ihren Kreisen

hervorragten, einen Rachen gleich dem Krokodil, einen langen äußerst dünnen Schwanenhals und ungeheure lederne Flügel, wie die Fledermäuse; der vordere Teil des Leibes war mit starren spiegelnden Schuppen bedeckt und mit Adlersfüßen bewaffnet, und der Hinterleib endigte sich in eine dicke siebenmal um sich selbst gewundene Schlange. Ich bemerkte bald, daß das Wetterleuchten, das diesen Dom alle zehn Sekunden auf einen Augenblick erhellte, aus den Nasenlöchern dieser Drachen kam und daß dies ihre Art zu atmen war. Wie schauerhaft auch der Anblick dieser gräßlichen Ungeheuer war, so schienen sie doch nichts Feindseliges gegen mich im Sinne zu haben, sondern erlaubten mir, den majestätischen Greis, der hier den langen Schlaf des Todes schlief, bei dem flüchtigen Lichte, das sie von sich gaben, so lang ich wollte, zu betrachten. Ich bemerkte eine dicke Rolle von ägyptischem Papier, die zu den Füßen des Greises lag und mit Hieroglyphen und Charakteren beschrieben schien. Eine unsägliche Begierde, der Besitzer dieser Handschrift zu sein, bemächtigte sich meiner bei diesem Anblick; denn ich zweifelte nicht, daß sie die verborgensten Geheimnisse des großen Hermes enthalte. Zehnmal streckte ich die Hand nach ihr aus, und zehnmal zog ich sie wieder mit Schauern zurück. Endlich wurde die Begierde Meister, und meine Hand berührte schon den heiligen Schatz, gegen welchen ich alle Schätze über und unter der Erde verachtete, als mich ein Blitz aus dem Munde eines der beiden Drachen plötzlich zu Boden warf und alle meine Glieder dergestalt lähmte, daß ich unfähig war, wieder aufzustehen. Sogleich fuhr eine kleine geflügelte und gekrönte Schlange, die den hellsten Sonnenglanz von sich warf, aus der Kuppel des Doms herab und hauchte mich an: ich fühlte die Kraft dieses Anhauchs, gleich einer lieblich scharfen geistigen Flamme, alle

meine Nerven dergestalt durchdringen, daß ich etliche Augenblicke wie betäubt davon war. Als ich mich aber wieder aufraffte, sah ich einen Knaben vor mir, der auf einem Lotusblatte saß und, indem er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund drückte, mir mit der Linken die Rolle darreichte, die ich zu den Füßen des schlafenden Greises gesehen hatte. Ich erkannte den Gott des heiligen Stillschweigens und warf mich vor ihm zur Erde, aber er war wieder verschwunden, und nun wurde ich erst gewahr, daß ich mich, ohne zu begreifen, wie es damit zugegangen, anstatt in der großen Pyramide bei Memphis, in meinem Bette befand.

Wunderbar! seltsam, bei meiner Ehre! rief König Mark mit allen Zeichen des Erstaunens und der Überraschung auf dem gläubigsten Gesichte von der Welt.

So kam es mir auch vor, erwiderte Misfragmutosiris, und ich würde mich sicher selbst beredet haben, daß mir und ich würde mich sicher selbst beredet haben, daß mir alle diese wunderbaren Dinge bloß geträumt hätten, wenn die geheimnisvolle Rolle in meiner Hand mich nicht von der Wirklichkeit derselben hätte überzeugen müssen. Ich betrachtete sie nun mit unbeschreiblichem Entzücken, ich betastete und beroch sie auf allen Seiten, und konnte es gleichwohl kaum meinen eignen Sinnen glauben, daß ein so unbedeutender Mensch als ich der Besitzer eines Schatzes sei, um welchen Könige ihre Kronen gegeben hätten. Das Papier war von der schönsten Purpurfarbe, die Hieroglyphen gemalt und die Charaktere von dünn geschlagenem Golde.

Das muß ein schönes Buch sein, sprach König Mark; ich weiß nicht, was ich darum gäbe, es nur eine Minute lang in meiner Hand zu haben. Dürft ich bitten? —

Von Herzen gern, wenn es noch in meinen Händen wäre.  
Wie? Es ist nicht mehr in Euern Händen? rief Mark  
mit kläglichem Stimm.

Ich besaß es nur sieben Tage. Am achten Tag erschien  
mir der Knabe auf dem Lotusblatte wieder, nahm die Rolle  
aus meiner Hand und verschwand damit auf ewig. Aber  
diese sieben Tage waren für mich hinreichend, mich zum  
Meister von sieben Geheimnissen zu machen, deren geringstes  
von unschätzbarem Wert in meinen Augen ist. Seit dieser  
merkwürdigen Nacht sind nun über tausend Jahre ver-  
strichen. —

Über tausend Jahre? unterbrach ihn König Mark aber-  
mal. — Ist's möglich? über tausend Jahre?

Alles ist möglich, antwortete der tausendjährige Schüler  
des großen Hermes mit seinem gewöhnlichen Kaltsinne:  
dies ist es kraft des siebenten Geheimnisses. Seitdem ich  
im Besitze desselben bin, ist der ganze Erdboden mein  
Vaterland, und ich sehe Königreiche und Geschlechter der  
Menschen um mich her fallen wie die Blätter von den  
Bäumen. Ich wohne bald hier, bald da, bald in diesem,  
bald in jenem Teile der Welt; ich rede alle Sprachen der  
Menschen, kenne alle ihre Angelegenheiten, und habe bei  
keiner zu gewinnen, noch zu verlieren; ich verlange über  
niemand zu herrschen und bin niemand untertan; aber  
wenn ich (was mir selten begegnet) einen guten König  
antrefte, so habe ich mein Vergnügen daran, sein Vermögen,  
Gutes zu tun, zu vermehren.

König Mark versicherte, er wünsche und hoffe, einer von  
den guten Königen zu sein; wenigstens habe er immer seine  
Luft daran gehabt, Gutes zu tun, und bloß, um unendlich  
viel Gutes tun zu können, habe er sich gewünscht, den  
Stein der Weisen in seine Gewalt zu bekommen.

Misfragnutosiris gab ihm zu verstehen, dazu könne wohl noch Rat werden; er schien die Sache als eine Kleinigkeit zu betrachten, wollte sich aber für diesmal nicht näher darüber erklären.

König Mark, der einen Mann, dem nichts unmöglich war, zum Freunde hatte, glaubte den Stein der Weisen schon in seiner Tasche zu fühlen, und gab, auf Abschlag der Goldberge, in welche er seine Kupferberge bald zu verwandeln hoffte, alle Tage glänzendere Feste; denn der Wundermann mit dem goldnen Sphinx auf der Mütze, der schon tausend Jahre alt war, alle Krankheiten heilen konnte und ein Krokodil zum Spiritus familiaris hatte, war bereits im ganzen Lande erschollen, und mit der hohen Meinung, die das Volk von ihm gefaßt hatte, war auch der gesunkene Kredit des Königs wieder höher gestiegen. Die Königin Mabilje mit ihren Damen und Jungfrauen trug nicht wenig bei, diese Hoflustbarkeiten lebhafter und schimmernder zu machen. Es war schon lange, daß König Mark, der die Veränderung liebte, seiner Gemahlin einige Ursachen gab, sich von ihm für vernachlässiget zu halten, und die Eifersucht, womit sie ihm ihre Zärtlichkeit zu beweisen sich verbunden hielt, war ihm so beschwerlich gefallen, daß ihm zuweilen der Wunsch entfahren war, daß sie (ihrer Tugend unbeschadet) irgendein anderes Mittel, sich die lange Weile zu vertreiben, ausfindig machen möchte, als das Vergnügen, das sie daran zu finden schien, wenn sie ihm seine kleinen Zeitkürzungen verkümmern konnte. Er schien es daher entweder nicht zu bemerken oder (wie einige Hofleute wissen wollten) es heimlich ganz gerne zu sehen, daß ein schöner junger Ritter, der seit kurzem unter dem Namen Floribell von Nikomedien an seinem Hoflager erschienen war, sich auf eine sehr in die Augen fal-

lende Art um die Gunst der Königin bewarb und alle Tage größere Fortschritte in derselben machte. In der That war es schon so weit gekommen, daß Nabillje ihre Parteilichkeit für den schönen Floribell sich selbst nicht länger leugnen konnte; da sie aber fest entschlossen war, einen tapfern Widerstand zu tun, so nahmen ihr die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens so viel Zeit weg, daß sie keine hatte, den König in den seinigen zu beunruhigen.

Wie lebhaft auch König Mark seine Geschäfte auf dieser Seite treiben mochte, so verlor er doch das Ziel seiner Hauptleidenschaft keinen Augenblick aus dem Gesichte. Es waren nun bereits einige Monate verstrichen, seit der Erbe des großen Trismegistos an seinem Hofe wie ein König bewirtet wurde, und Mark glaubte sich einiges Recht an seine Freundschaft erworben zu haben. Misfragnutosiris hatte sich zwar bei aller Gelegenheit gegen Belohnungen und große Geschenke erklärt; aber kleine Geschenke, pflegte er zu sagen, die ihren Wert bloß von der Freundschaft erhalten, deren Symbole sie sind, kann sich kein Freund weigern von dem andern anzunehmen. Weil aber die Begriffe von klein und groß relativ sind und unser Adept von Sachen, die nach der gemeinen Schätzung einen großen Wert haben, als von sehr unbedeutenden Dingen sprach, so hatten die kleinen Geschenke, die er nach und nach von seinem Freunde Mark anzunehmen die Güte gehabt hatte, die Schatzkammer des armen Königs ziemlich erschöpft, und es war hohe Zeit, ihr durch neue und ergiebige Zuflüsse wieder aufzuhelfen. Der Aegypter schien die Willigkeit hiervon selbst zu fühlen, und bei der ersten Anregung, welche der König von den sieben Geheimnissen tat, trug er kein Bedenken mehr, ihm zu gestehen, daß das erste und geringste derselben die Kunst, den Stein der Weisen zu be-

reiten, sei. Mark beteuerte, daß er mit diesem geringsten gern fürlieb nehmen wolle, und der Adept machte sich ein Vergnügen daraus, ihm ein Geheimnis zu entdecken, worauf er selbst zwar keinen großen Wert legte, das aber gleichwohl, wie er weislich sagte, um des Mißbrauchs willen allen Profanen ewig verborgen bleiben müsse.

Der wahre Hermetische Stein der Weisen, sagte er, kann aus keiner andern Materie als aus den feinsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren und Opalen gezogen werden. Die Zubereitung desselben, mittelst Beimischung eines großen Theiles Zinnober und einiger Tropfen von einem aus verdickten Sonnenstrahlen gezogenen flüchtigen Öle, ist weniger kostbar oder verwickelt als mühsam und erfordert beinahe nichts als einen ungewöhnlichen Grad von Aufmerksamkeit und Geduld, und dies ist die Ursache, warum es der Mühe nicht wert wäre, einen Versuch im Kleinen zu machen. Das Resultat der Operation, welche unter meinen Händen nicht länger als dreimal sieben Tage dauert, ist eine Art von purpurroter Masse, die sehr schwer ins Gewicht fällt und sich zu einem feinen Mehle schaben läßt, wovon eines halben Gerstenkorns schwer hinreichend ist, zwei Pfund Blei zu eben so viel Gold zu veredeln: und dies ist, was man den Stein der Weisen zu nennen pflegt.

König Mark brannte vor Begierde, so bald nur immer möglich einige Pfund dieser herrlichen Komposition zu seinen Diensten zu haben. Er fragte also, ein wenig furchtsam, ob wohl eine sehr große Quantität Edelsteine vonnöthen wäre, um ein Pfund des philosophischen Steines zu gewinnen.

O, sagte Misfragmutosiris, ich merke, wo die Schwierigkeit liegt. An Edelsteinen soll es uns nicht fehlen; denn ich

besitze auch das Geheimnis, die feinsten und edelsten Edelsteine zu machen. Ich muß gestehen, die Operation ist etwas langweilig: sie erfordert gerade so viel Monate als der Stein der Weisen Lage, aber —

Nein, fiel ihm Mark in die Rede, so lange kann ich unmöglich warten! Lieber will ich meine Kronen und mein ganzes übriges Geschmeide dazu hergeben! Einundzwanzig Monate sind eine Ewigkeit! Wenn wir nur erst den Stein aller Steine haben, so soll es uns an den übrigen nicht fehlen. Für Gold ist alles zu bekommen, und allenfalls habe ich nichts dagegen, wenn Ihr bei guter Muße auch Edelsteine machen wollt.

Wie es beliebig ist, sagte der Adept. Von zwei Unzen Diamanten und zweimal so viel Rubinen, Smaragden und dergleichen erhalten wir genau einen Stein von zwölf-tausend Gran an Gewicht, und damit läßt sich schon was machen. Ich, für meinen Teil, brauche in hundert Jahren nicht so viel.

Kleinigkeit, rief König Mark; ich wette, an meiner schlechtesten Hauskrone müssen mehr Steine sein, als ihr verlangt: aber wenn wir einmal an die Arbeit gehen, so muß es auch der Mühe wert sein. Laßt mich dafür sorgen! Wir müssen einen Stein von vierundzwanzigtausend Gran bekommen, oder ich heiße nicht König Mark!

Das beste ist, sagte der Adept, daß ich mit dem Sonnendöle schon versehen bin, welches von allen Ingredienzien das kostbarste ist und dessen Zubereitung einundzwanzig Jahre dauert. Ich bin immer besorgt, einige Phiolen davon vorrätig zu haben; denn außer dem, daß es bei Verfertigung des Steins die Hauptsache ist, so ist es auch die Materie, woraus, vermittelt einer Konzentration, welche dreimal einundzwanzig Jahre erfordert, das Hermetische Öl der



Unsterblichkeit bereitet wird, von dessen wunderbaren Kräften ich dir künftig so viel entdecken werde, als mir erlaubt sein wird.

König Mark war vor Freude außer sich, einen Freund zu besitzen, der solche Entdeckungen zu machen hatte, und eilte, was er konnte, alles Nötige zu dem großen Werke veranstalten zu helfen. An Öfen und allen Arten chymischer Werkzeuge konnte es an einem Hofe, wo schon so lange laboriert wurde, nicht fehlen; aber Misfragmutosiris erklärte sich, daß er, außer einem kleinen Herde, den er in einem kleinen Kabinette seines Zimmers bauen ließ, und einem Sacke voll Kohlen, nichts vonnöden habe, weil er alles, was zur Operation erforderlich sei, bei sich führe. Als man mit den Zurüstungen fertig war, zog er die Gestirne zu Rate, und setzte den Anfang der geheimen Arbeiten auf einen gewissen Tag um die erste Stunde nach Mitternacht fest. Vorher aber initiierte er den König in einem neuen Grade der Hermetischen Mysterien, welcher ihn fähig machte, ein Augenzeuge aller zu dem großen Werke gehörigen Arbeiten zu sein. Eine einzige höchst geheimnisvolle war hiervon ausgenommen, bei welcher der Geist des Dreimal großen Hermes selbst erscheinen mußte, um zu dem vorhabenden Werke seinen Beifall zu geben. Die Gegenwart dieses Geistes ertragen zu können, war ein Vorrecht der Eingeweihten des höchsten Grades, und Misfragmutosiris gab dem Könige zu verstehen, daß er selbst unter allen Lebendigen der einzige, der sich dieses Vorrechtes rühmen könne, und kraft desselben das unsichtbare Oberhaupt des ganzen Hermetischen Ordens sei.

Endlich, als die sehnlich erwartete Mitternacht herannahte, übergab König Mark dem Adepten eigenhändig ein goldenes Kästchen, mit Dicksteinen, Smaragden, Rubinen,

Saphiren und morgenländischen Opalen angefüllt, die er aus zwei oder drei von seinen Vorfahren geerbten Kronen hatte ausbrechen lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum ersten Male in das geheime Kabinett eingelassen, welches bisher, außer dem Adepten, kein sterblicher Fuß hatte betreten dürfen. Es war um und um mit ägyptischen Götterbildern und Hieroglyphen ausgeziert und nur von einer einzigen Lampe, die von der Decke herab hing, beleuchtet; in der Mitte stand ein kleiner runder Herd von schwarzem Marmor, in Form eines Altars, auf welchem das große Werk zu Stande kommen sollte. Misfragnutosiris, in der Kleidung eines alten ägyptischen Oberpriesters, fing die Zeremonie damit an, daß er den König mit einem angenehm betäubenden Rauchwerk beräucherte. Er zog hierauf einen großen Hermetisch-magischen Kreis um den Altar und in denselben einen kleinern, den er mit sieben, wie jenen mit neun, hieroglyphischen Charakteren bezeichnete. Er befahl dem Könige, in dem äußern Kreise stehen zu bleiben; er selbst aber trat in den innern Kreis vor den Altar, warf etliche Körner Weihrauch in die Glutpfanne und murmelte einige dem König unverständliche Worte. So wie der Rauch in die Höhe stieg, erschien über dem Altar ein langohriger Knabe, auf einem Lotusblatt sitzend, den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund gelegt und in der linken eine brennende Fackel tragend. Mark wurde bei dieser Erscheinung leichenblaß und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten, aber der Adept näherte seinen Mund dem rechten Ohre des Knaben und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete und verschwand. Misfragnutosiris hieß den König guten Mutes sein, gab ihm, um seine Lebensgeister wieder zu stärken, einen Löffel voll von einem Elixir von großer Zu-

gend, und empfahl ihm, morgen in der siebenten Stunde sich wieder einzufinden, indessen aber sich zur Ruhe zu begeben, während er selbst wachen werde, um der Erscheinung des großen Hermes, welche ihm angekündigt worden, abzuwarten und die Mysterien zu vollziehen, womit das große Werk angefangen werden müsse, wenn man sich eines glücklichen Ausgangs versichern wolle.

König Mark begab sich voll Glauben und Erwartung in sein eigenes Gemach, und weil das, was ihm der Adept gegeben hatte, ein Schlaftrunk gewesen war, so schlief er hart und ununterbrochen zwei Stunden länger als die Zeit, auf welche er bestellt war. Endlich erwachte er, warf sich in seine Kleider und eilte dem geheimen Zimmer zu. Er fand alles in eben dem Stande, wie er es verlassen hatte; nur der weise Misfragmutosiris und das goldene Kästchen mit den Edelsteinen waren unsichtbar geworden.

Es gibt keine Worte, um die Bestürzung des Königs zu schildern, wie er seine sanguinischen Hoffnungen und sein grenzenloses Vertrauen auf das Haupt des Hermetischen Ordens so grausam betrogen sah. Auf die erste Betäubung des Erstaunens folgte Unwillen über sich selbst, und dieser brach endlich in Verwünschungen und wütende Drohungen gegen den Betrüger aus, der in einer sichern Freistätte seiner Leichtgläubigkeit spottete. Er war im Begriff, in die Halle herunter zu steigen und alle seine Reisigen und Knechte aufsitzen zu lassen, um dem Flüchtling auf allen Seiten nachzusetzen, als auf einmal ein wunderschöner Jüngling, in einem hell glänzenden Gewande, mit einer goldnen Krone auf dem Haupte und einem Lilienstängel in der Hand, vor ihm stand und ihn anredete. Ich kenne den Unfall, sprach der Jüngling, der dich beunruhiget, und bringe dir Entschädigung. Du suchest den Stein der Weisen; nimm diesen

Stein, bestreiche dreimal mit ihm deine Stirne und deine Brust hin und wider, und du wirst die Erfüllung deines Wunsches sehen. Mit diesen Worten gab ihm der Jüngling einen purpurroten Stein in die Hand und verschwand.

König Mark sank aus einer Bestürzung in die andre. Er betrachtete den Stein, den er auf eine so wunderbare und unverhoffte Art empfangen hatte, von allen Seiten, und wiewohl er nicht begriff, wie die Erfüllung seiner Wünsche und das Bestreichen seiner Stirne und seiner Brust mit diesem Steine zusammen hange, so war er doch zu sehr gewohnt, Dinge, von denen er nichts begriff, zu glauben und zu thun, als daß er hätte Anstand nehmen sollen, dem Befehle des Genius Folge zu leisten. Er bestrich sich also Stirne und Brust dreimal mit dem magischen Steine hin und wider, und stand beim dritten Mal — in einen Esel verwandelt da.

Während daß dieses mit dem Könige vorging, erhob sich auf einem andern Flügel des Schlosses, wo die Königin wohnte, auf einmal ein entsetzlicher Lärm. Der schöne junge Ritter Floribell (der, wie wir nicht leugnen können, im Verdacht stand, die Nacht im Schlafzimmer der Königin zugebracht zu haben) hatte sich mit dem besten Theile ihrer Juwelen diesen Morgen unsichtbar gemacht. Mabillje war die erste Person am Hofe, die es gewahr wurde. Sie war im Begriff, vor Scham und Ärger sich ihre schönen Haare aus dem Kopfe zu raufen, als eine Dame von unbeschreiblicher Schönheit, in rosenfarbnem Gewand und mit einer Krone von Rosen auf dem Haupte, vor ihr stand und zu ihr sagte: Ich kenne dein Anliegen, schöne Königin, und komme dir zu helfen. Nimm diese Rose und stecke sie an deine Brust, so wirst du glücklicher werden als du jemals gewesen bist. Mit diesen Worten reichte sie ihr eine Rose

aus ihrer Krone hin und verschwand. Die Königin wußte nichts Besseres zu tun, als zu gehorchen: sie steckte die Rose an ihren Busen, und sah sich in dem nämlichen Augenblick in eine rosenfarbne Ziege verwandelt und in eine unbekante wilde Einöde versetzt.

Als die Kammerfrauen des Morgens um die gewöhnliche Stunde herein kamen und weder die Königin, noch ihre Juwelen, noch den schönen Floribell fanden, war die Bestürzung und der Lärm so arg, als man sich vorstellen kann. Man konnte nicht zweifeln, daß sie sich von dem jungen Ritter habe entführen lassen, und man ging, es dem Könige anzuzeigen. Aber wie groß wurde erst der Schrecken und die Verwirrung, da auch der König und sein neuer Günstling, der Mann mit dem großen weißen Barte, nirgends zu finden waren! Sich vorzustellen, daß König Mark sich von dem alten Graubarte habe entführen lassen, war keine Möglichkeit. Man stellte sich also gar nichts vor, wie wohl acht Tage lang in ganz Kornwall von nichts anderm gesprochen wurde. Die Ritter und Knappen setzten sich alle zu Pferde und suchten den König und die Königin vier Monate lang in allen Winkeln von Britannien; aber alles Suchen war umsonst. Sie kamen wieder so klug nach Hause, wie sie ausgezogen waren, und das einzige, womit sich das Volk tröstete, war die Überzeugung, daß es ihnen leicht sein werde, wieder einen König zu finden, wenn sie keinen weisen haben wollten als König Mark.

Der königliche Esel hatte sich indessen mit vieler Behutsamkeit, um nicht entdeckt zu werden, aus seiner Burg ins Freie hinaus gemacht und war, mißmutig und mit gesenkten Ohren, schon einige Stunden lang durch Wälder und Felder daher getraht, als er in einem Hohlwege eine junge mit einem Quersack beladene Bäuerin antraf, deren

Wohlgestalt, frische Farbe und schönen blonden Haare ihm beim ersten Anblick etwas einflößten, das sich besser für seinen vorigen als gegenwärtigen Zustand schickte. Er blieb stehen, um das junge Weib anzugaffen, die sich ganz außer Atem gelaufen hatte und vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte. Die Theilnehmung, die sie diesem, allem Ansehen nach herrenlosen Tiere einzufloßen schien, erregte ihre Aufmerksamkeit: sie näherte sich ihm, streichelte ihn mit einer sehr weißen atlasweichen Hand, und, da er ganz ruhig still hielt und (zum Zeichen, daß es ihm wohl behage, von einer so weichen Hand gekrabbelt zu werden) die Zähne bleckte und beide Ohren Ellen lang vorstreckte, so bekam sie auf einmal Lust, ihn in ihre Dienste zu nehmen, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Esel bequeme sich zu dem ungewohnten Dienste mit einer Gefälligkeit, von deren geheimem Beweggrunde die schöne Bäuerin sich wenig träumen ließ; er schien stolz auf die angenehme Bürde zu sein und trabte so munter mit ihr davon, wie der beste Maulesel aus Andalusien. Biewohl sie nichts hatte, womit sie ihn lenken konnte, als seine kurze Mähne, schien er doch die Bewegungen ihrer Hände, ja sogar den Sinn ihrer Worte zu verstehen, und so brachte er sie durch eine Menge Abwege, die sie ihm andeutete, gegen Einbruch der Nacht in eine wilde Gegend an der Seeküste, die von Felsen und Gehölz eingeschlossen und nur gegen die benachbarte See ein wenig offen war.

Sie hielten vor einer mit Kiefern und wildem Gebüsch umwachsenen Höhle still, wo die junge Bäuerin kaum mit etwas heller Stimme zwei oder dreimal Rasilde rief, als ein feiner wohl gewachsener Mann von dreißig bis vierzig Jahren, in Matrosenkleidung, aus der Höhle hervor eilte und, mit großer Freude über ihre Ankunft, ihr von dem

lastbaren Tiere herunter half. Dank sei dem Himmel, rief er, sie umarmend, daß du da bist, liebe Kasilde; mir war schon herzlich bang, es möchte dir ein Unfall zugestoßen sein. — Sage lieber, Dank diesem guten Esel, versetzte die



Bäuerin lachend; denn ohne ihn würdest du mich schwerlich so bald, vielleicht gar nicht wieder gesehen haben. — Dafür soll er nun auch ausrasten und so viel Gras oder Disteln fressen, als er in dieser hungrigen Gegend finden kann, sagte jener; ich bin unendlich in seiner Schuld, daß er dich und, wie ich sehe, auch den lieben Quersack so glücklich in meine Arme geliefert hat.

Der König-Esel stuzte mächtig, da er eine Stimme hörte, die ihm nur gar zu wohl bekannt war: er betrachtete die beiden Personen (denen er unvermerkt in die Höhle gefolgt war) beim Schein einer Lampe, die aus dem Felsen herab hing, und es kam ihm vor, als ob ihm die Züge des Matrosen und der jungen Bäuerin nicht ganz fremde wären. Er schaute dem ersten scharfer ins Gesicht: die Ähnlichkeit

schien immer größer zu werden, und wie er von ungefähr nach einer Art von steinernem Tische sah, der aus einer von den Felsenwänden hervorragte, fiel ihm ein langer weißer Bart in die Augen, der auf einmal ein verhaßtes Licht in seinen dumpfen Schädel warf.

Ha, ha, rief die Bäuerin lachend; da ist ja auch der Hermetische Bart! — Ich weiß wahrlich nicht, sagte der Mann im nämlichen Tone, warum ich ihn nicht unterwegs in eine Hecke geworfen habe: er hat nun seine Dienste getan, und wir werden ihn schwerlich wieder nötig haben. — Dafür ist gesorgt, versetzte jene, indem sie auf den Quersack klopfte; sieh einmal, und sage, ob ich nicht würdig bin, die Geliebte eines Zeitgenossen des Königs Amasis zu sein.

O gewiß, rief der weise Misfragmutosiris, und des Dreimal großen Hermes selbst, wenn du willst. Aber, fuhr er fort, indem er den Sack ausleerte, wo hast du deine schimmernde Hofritter-Kleidung gelassen, Kasilde? — Wie du siehst, hab ich sie mit der der ersten hübschen Bäuerin, die ich nach der Stadt zu Markte gehen sah, vertauscht. — Der Schade ist zu verschmerzen, sagte das unsichtbare Haupt des Hermetischen Ordens, indem er den kostbaren Inhalt des Quersackes durchmusterte; aber damit du mir nicht gar zu stolz auf deine Talente wirst, Mädchen, — sieh einmal her, ob ich mir die Abenteuer in der großen Pyramide zu Memphis und den Schrecken, den mir die wetterleuchtenden Drachen am Prachtbette des großen Hermes eingejagt, nicht teuer genug habe bezahlen lassen.

Man stelle sich vor, wie des armen Esels Majestät dabei zu Nute war, da er alle die Geschenke, die der schelmische Adept nach und nach von ihm erhalten hatte, mit den gesamten Edelsteinen seiner Kronen und dem größten Teile des Schmuckes der Königin in funkelnder Pracht auf dem



steinernen Tische ausgebreitet sah. War ihm nicht die unbegrenzte Duldsamkeit zu Statten gekommen, die als eine charakteristische Tugend der Gattung, zu welcher er seit kurzem gehörte, von jeher gepriesen worden ist, er würde sich unmöglich haben halten können, die Wut, die in seinem Busen kochte, auf die fürchterlichste Art ausbrechen zu lassen. O warum mußte ich nun auch gerade in einen Esel verwandelt werden? dachte er; war ich ein Leopard, ein Tiger, ein Nashorn, wie wollte ich! Aber wozu kann das helfen? Mit einem Esel würden sie bald fertig werden. So sprach der arme König Mark zu sich selbst und lag in seinem Winkel so still und in einen so kleinen Raum zusammen geschmiegt, als ihm nur immer möglich war, um wenigstens seine Neugier zu befriedigen, indem er dem vertraulichen Gespräche dieser zu seinem Unglück verschwornen Schlausköpfe zuhörte.

Nachdem sie ihre Augen an der kostbaren Beute satt geweidet hatten, regte sich ein Bedürfnis von einer dringendern Art; denn sie hatten beide den ganzen Tag nichts gegessen. Der Adept, der immer an alles dachte, hatte, da ihm in der Burg noch alles zu Gebote stand, sich aus der königlichen Küche mit Vorrat auf etliche Tage reichlich versehen lassen. Er zog einen Teil davon nebst einer Flasche köstlichen Weins aus seinem Sacke, und während sie sichs trefflich schmecken ließen, vergaßen sie nicht, sich durch tausend leichtfertige Einfälle über die Leichtgläubigkeit des Königs von Kornwall und die Schwachheit seiner tugendreichen Gemahlin lustig zu machen. Nun muß ich dir doch erzählen, lieber Gablitone, sagte die schöne Spitzbübin, wie ich es anfang, um die Tugend der guten Königin so kirre zu machen, daß ich Gelegenheit bekam, unsern Anschlag auszuführen.

Wie du das anfängst, Kasilde? So wie du in deiner Hofritter-Kleidung aussahest, und bei allen deinen übrigen Gaben, welche Königin in der Welt hätte sich nicht von dir fangen lassen?

Schmeichler! Die meinige zappelte noch im Garne so heftig, daß sie es beinahe zerrissen hätte. Meinen Verführungskünsten würde sie vielleicht widerstanden haben, aber die Eifersucht über die Buhlereien des Königs, die lange Weile, die Gelegenheit, eine gereizte Einbildungskraft und unbefriedigte Sinne kämpften für mich, und sie wurde endlich überwältigt, indem sie sich bis auf den letzten Augenblick wehrte. Das Fest, das der König am Tage vor unsrer Entweichung gab, beförderte mein Glück nicht wenig. Ich verdoppelte die Lebhaftigkeit meiner Anfälle auf ihr Herz; Tanz und griechische Weine hatten ihr Blut erhitzt; eine gewisse Fröhlichkeit, der sie sich überließ, machte sie sorglos und zuversichtlich; sie tat, was sie noch nie getan hatte: sie machte sich ein Spiel aus meiner Leidenschaft und verwickelte sich unvermerkt immer stärker, je weniger sie Gefahr zu sehen schien. Endlich wirkte das Opium, das ich zu gehöriger Zeit in ihren Wein hinein praktiziert hatte. Eine angenehme Mattigkeit überfiel ihre Sinne, ihre Augen funkelten lebhafter, aber ihre Knie erschlafften; sie schrieb es der Müdigkeit vom Tanze zu und begab sich in ihr Schlafgemach. So bald ihre Jungfrauen sie zu Bette gebracht hatten, kamen sie in den Tanzsaal zurück, und ich schlich mich davon. Mabillje erschrak nicht wenig, da sie, schon halb eingeschlummert, mich vor ihrem Bette sah. Gleichwohl merkte ich, daß ich nicht ganz unerwartet kam und daß ein anderer an meinem Plaze klüger getan hätte, etwas später zu kommen. Genug, die Delikatesse, womit ich, vermöge der Vorteile meines Geschlechts, meine vorgebliche Leiden-

schaft in diesen kritischen Augenblicken zu mäßigen wußte, ohne darum weniger zärtlich und feurig zu scheinen, gewann unvermerkt so viel über die gute Dame, daß ich mich, wenn der Schlaftrunk nicht so wirksam gewesen wäre, in keiner geringen Verlegenheit befunden haben würde. Aber, er überwältigte sie gar bald unter so zärtlichen Liebkosungen, daß sie beim Erwachen sich vermutlich für viel strafbarer halten wird, als ich sie machen konnte; und dieses Kästchen von Ambra mit dem besten Theil ihres Geschmeides ist der Beweis, daß ich meine Zeit nicht mit Betrachtung ihrer schlummernden Reize verlor, wie vielleicht der weise Misfragmutosiris selbst an meinem Plaze gethan haben möchte.

Spizbübün, sagte Gablione, indem er sie auf die Schulter klopfte; jedes von uns war auf seinem gehörigen Posten: du hast deine Rolle wie eine Meisterin gespielt, und weniger konnt ich auch nicht von dir erwarten, als ich dich beredete, das Theater zu Alexandria zu verlassen und mir den Plan ausführen zu helfen, der uns so glücklich gelungen ist. Wir haben nun genug, um künftig bloß unsre eigenen Personen zu spielen. Morgen soll uns ein Fischerboot nach Kleinbritannien hinüber bringen, und von dort wird es uns nicht an Gelegenheit fehlen, in unser Vaterland zurückzukehren. Inzwischen, schöne Kasilde, laß uns dem guten Beispiel unsers Esels folgen, der dort im Winkel eingeschlafen ist. Wir sind hier vor allen Nachsehern sicher, und bedürfen der Ruhe.

Der königliche Esel war nichts weniger als eingeschlafen, wiewohl er sich so gestellt hatte. Der Verdruß, sich so schändlich hintergangen zu sehen, ein Augenz- und Ohrenzeuge der Ränke und des glücklichen Erfolges der Betrüger und (was das ärgste war) aus einem König in einen Esel verwandelt

zu sein, seine Feinde vor Augen zu sehen und sich nicht an ihnen rächen zu können, ja in seiner Eselsgestalt noch sogar selbst ein Werkzeug ihres Glückes gewesen zu sein, alles das schnürte ihm die Kehle so zusammen, daß er kaum noch atmen konnte. Aber eine andre Szene, die in alle Leidenschaften, welche in seinem Busen kochten, noch das Furiengift des Neides goß, setzte ihn auf einmal in solche Wut, daß er nicht länger von seinen Bewegungen Meister war. Er sprang mit einem gräßlichen Geschrei von seinem Lager auf und über die beiden Glücklichen her, die sich einer solchen Ungezogenheit zu ihrem Esel so wenig versehen hatten, daß sie etliche tüchtige Hufschläge davon trugen, ehe sie sich seiner erwehren konnten. Aber der Handel fiel doch zuletzt, wie natürlich, zum Nachteil des unglücklichen Königs aus; denn der ergrimmete Adept fand bald einen Knüttel, womit er einen so dichten Hagel von Schlägen auf den Kopf und Rücken des langohrigen Geschöpfes regnen ließ, daß es halb tot zu Boden fiel und zuletzt, nachdem jener, auf inständiges Bitten der mitleidigen Kasilde, seiner Rache endlich Grenzen setzte, in einem höchst kläglichen Zustande zur Höhle hinaus geschleppt wurde.

Der arme Mark war nunmehr auf einen Grad von Elend gebracht, wo der Tod das einzige zu sein scheint, was einem, der ein Mensch und ein König gewesen war, in einer solchen Lage noch zu wünschen übrig ist. Aber der mächtige Trieb der Selbsterhaltung ringt in jedem lebenden Wesen dem Tode bis zum letzten Hauch entgegen. Der gemißhandelte Esel kroch, so weit er konnte, von der verhaßten Höhle ins Gebüsch, und ein paar Stunden Ruhe, die freie Luft und etwas frische Weide, die er auf einem offenen Plage des Waldes fand, brachten ihn so weit, daß er mit Anbruch des Tages seine Beine wieder ziemlich

munter heben konnte. Er lief den ganzen Tag in der Wildnis herum ohne einen andern Zweck, als sich von den Wohnungen der Menschen zu entfernen, in deren Dienstbarkeit zu geraten er nun für das einzige Unglück hielt, das ihm noch begegnen konnte; denn von Wölfen und anderen reißenden Tieren war das Land ziemlich gereinigt. So trabte er den ganzen Tag auf ungebahnten Pfaden daher, stillte seinen Hunger, so gut er konnte, trank, wenn er Durst hatte, aus einer Quelle oder Pfütze und schlief des Nachts in irgendeinem dicken Gebüsch, wiewohl ihn die Erinnerung an seinen vorigen Zustand wenig schlafen ließ. Das seltsamste bei dem allen war, daß er die unselige Grille, die ihm so teuer zu stehen kam, das Verlangen nach dem Besitze des Steins der Weisen, auch in seinem Eselsstande nicht aus dem Kopfe kriegen konnte. Den Tag über dachte er an nichts andres, und des Nachts träumte ihm von nichts anderm.

Der wohlthätige Genius, der den Entschluß gefaßt hatte, ihn von dieser Torheit zu heilen, machte sich diese Disposition seines Gehirnes zu Nuze und wirkte durch einen Traum, was vielleicht die Vorstellungen und Gründe aller Weisen des Erdbodens wachend nicht bei ihm bewirkt haben würden.

Ihm träumte, er sei noch König von Kornwall, wie ehemals, und stehe voll Unmut über einen mißlungenen Versuch an seinem chemischen Herde. Auf einmal sah er den schönen Jüngling wieder vor sich stehen, von welchem er den purpurroten Stein empfangen zu haben sich sehr wohl erinnerte. König Mark, sprach der Genius mit einer Stirne voll Ernstes zu ihm, ich sehe, daß das Mittel, wodurch ich dich von deinem Wahnsinne zu heilen hoffte, nicht angeschlagen hat. Du verdienst, durch die Gewährung deiner

Wünsche bestraft zu werden. Vergeblich würdest du bis ans Ende der Tage den Stein der Weisen suchen, denn es gibt keinen solchen Stein; aber nimm diese Lilie, und alles, was du mit ihr berührst, wird zu Golde werden. Mit diesen Worten reichte ihm der Jüngling die Lilie dar und verschwand.

König Mark stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem Geschenke trauen sollte; aber seine Neugier und sein Durst nach Golde überwogen bald alle Bedenklichkeiten: Er berührte einen Klumpen Blei, der vor ihm lag, mit der Lilie, und das Blei wurde zum feinsten Golde. Er wiederholte den Versuch an allem Blei und Kupfer, womit das Gewölbe angefüllt war, und immer mit dem nämlichen Erfolge. Er berührte endlich einen großen Haufen Kohlen; auch dieser wurde in einen eben so großen Haufen Gold verwandelt. Die Bonnetrunkenheit des betörten Königs war unaussprechlich. Er ließ unverzüglich zwölf neue Münzhäuser errichten, wo man Tag und Nacht genug zu tun hatte, alles Gold, das er mit seiner Lilie machte, in Münzen aller Arten auszuprägen. Da in Träumen alles sehr schnell von Statten geht, so befanden sich in kurzem alle Gewölbe seiner Burg mit mehr barem Gelde angefüllt, als jemals auf dem ganzen Erdboden im Umlauf gewesen ist. Nun, dachte Mark, ist die Welt mein. Er fragte sich selbst, was ihn gelüstete, und sein Gold verschaffte es ihm, es mochte noch so kostbar oder ausschweifend sein. Mit der Willkür, über eine unerschöpfliche Goldquelle zu gebieten, geriet er sehr natürlicher Weise in den Wahn, daß er alles vermöge: er wollte also auch seine Wünsche eben so schleunig ausgeführt wissen, als sie in ihm entstanden, und was er gebot, sollte auf den Sturz da stehen. Seine Untertanen zogen daher wenig Vorteil von dem unermesslichen Aufwande, den er

machte; denn er ließ ihnen keine Zeit, weder die zu seinen Unternehmungen nötigen Materialien herbei zu schaffen, noch sie zu verarbeiten. Zudem fehlte es auch in seinem Lande an Künstlern; und zu warten, bis er durch seine Unterstützung welche erzogen hätte, konnte ihm gar nicht einfallen. Wozu hätte er das auch nötig gehabt? Es fanden sich Künstler und Arbeiter aus allen Enden der Welt bei ihm ein, und alle nur ersinnliche Produkte und Waren wurden ihm aus Stalien, Griechenland und Agypten in unendlichem Überfluß zugeführt. Er ließ Berge abtragen, Täler ausfüllen, Seen austrocknen, schiffbare Kanäle graben; er führte herrliche Paläste auf, legte zauberische Gärten an, erfüllte diese und jene mit allen Reichtümern der Natur, mit allen Wundern der Künste, und das alles, so zu sagen, wie man eine Hand umwendet. Die schönsten Weiber, die vollkommensten Virtuosen, die sinnreichsten Erfinder neuer Wollüste, alles, was jede seiner Leidenschaften, Gelüste und Launen reizen und befriedigen konnte, stand zu seinem Gebot. Er gab Turniere, Schauspiele und Gastmähler, wie man noch keine gesehen hatte, und verschwendete oft in einem Tage mehr Gold, als die reichsten Könige im ganzen Jahre einzunehmen hatten.

Bei allem diesem zog die ungeheure Menge Gold, die er auf einmal in die Welt ergoß, einige sehr beträchtliche Unbequemlichkeiten nach sich. Die erste war, daß die Fremden, die aus allen Ländern der Welt herbei strömten, ihm ihre Waren, ihre Köpfe, Hände oder Füße anzubieten, so bald sie von der Unererschöpflichkeit seiner Goldquelle benachrichtigt waren, ihre Preise in kurzer Zeit erst um hundert, dann um tausend, zuletzt um zehntausend pro Cent steigerten. Alle Produkte des Kunstfleißes wurden so teuer, das Gold hingegen wegen seines Überflusses so wohlfeil,

daß es endlich ganz unfähig ward, als ein Zeichen des Wertes der Dinge im Handel und Wandel gebraucht zu werden. Aber bevor es so weit kam, zeigte sich eine noch weit schlimmere Folge der magischen Lilie, die in den Händen des Königs die Stelle des Steins der Weisen vertrat; denn während seine grenzenlose Hoffart, Üppigkeit und Verschwendung die halbe Welt mit Gold überschwemmte, verhungerte der größte Teil seiner eigenen Untertanen, weil ihnen beinahe alle Gelegenheit, etwas zu verdienen, abgeschnitten war. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder; denn wer hätte sich im Lande noch damit abgeben sollen, da man alle Notwendigkeiten und Überflüssigkeiten des Lebens in allen Häfen des Königreichs zu allen Zeiten in größrer Güte und Vollkommenheit haben konnte und da überdies alle hübschen jungen Leute vom Lande nur nach der Hauptstadt zu gehen brauchten, um tausend Gelegenheiten zu finden, durch Müßiggehen dort ein ganz anderes Glück zu machen, als sie an ihrem Orte durch Arbeit und Wirtschaft zu machen hoffen konnten?

König Mark, so bald er von der Not des Volkes Bericht erhielt, glaubte ein unfehlbares Mittel dagegen zu besitzen und säumte nicht, in allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes so viel Gold austheilen zu lassen, daß sich der ärmste Tagelöhner auf einmal reicher sah, als es vormals sein Edelmann gewesen war. Mark glaubte dadurch dem Übel abgeholfen zu haben, aber er hatte aus übel ärger gemacht; denn nun hörte vollends aller Fleiß und alle häusliche Tugend auf: jedermann wollte sich nur gute Tage machen, und in kurzem waren alle diese Reichtümer, die so wenig gekostet hatten, in Saus und Braus und unter den zügellosesten Ausschweifungen durchgebracht. Der König konnte nicht Gold genug machen, und wie es endlich seinen



Wert gänzlich verlor, so stellte sich wieder der vorige Mangel ein, der aber nun durch die Erinnerung der goldnen Tage des Wohllebens desto unerträglicher fiel und unter einem Volke, das alles sittliche Gefühl und alle Scheu vor den Gesetzen verloren hatte, ein allgemeines Signal zu Raub, Mord und Aufruhr wurde. Der König, der sich und sein Volk vor lauter Reichtum in Bettler verwandelt sah, wußte sich nicht zu helfen; aber er hatte noch nicht alle Früchte seines wahnsinnigen Wunsches gekostet. Sie blieben nicht lange aus. Sein von allen Arten der Schwelgerei erschöpfter und zerrütteter Körper erlag endlich den übermäßigen Anstrengungen der Lust; sein Magen hörte auf zu verdauen, seine Kräfte waren dahin, seine abgenützten Sinne taub für jeden Reiz des Vergnügens, scheußliche Krankheiten, von den empfindlichsten Schmerzen begleitet, rächten die gemißbrauchte Natur und ließen ihn in den besten Jahren seines Lebens alle Qualen einer langsamen Vernichtung fühlen.

In diesem Zustande merkte König Mark, daß es noch ein elenderes Geschöpf gebe als einen halb tot geprügelten Esel und daß dieses elendeste aller Geschöpfe ein König sei, dem irgend ein feindseliger Dämon die Gabe, Gold zu machen gegeben, und der unsinnig genug habe sein können, ein so verderbliches Geschenk anzunehmen. Aber wie unbeschreiblich war dafür auch seine Freude, da er mitten in diesem peinvollen Zustand erwachte und im nämlichen Augenblicke fühlte, daß alles nur ein Traum und er selbst glücklicher Weise der nämliche Esel sei wie zuvor! Er stellte jetzt, in der lebhaften Spannung, die dieser Traum seinem Gehirne gegeben hatte, Betrachtungen an, wie sie vermutlich noch kein Geschöpf seiner Gattung vor ihm angestellt hat; und das Resultat davon war, daß er aus voller Über-

zeugung bei sich selbst festsetzte, lieber ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu sein.

Während der Naganwendung, welche der königliche Esel aus seinem Traume zog, war der Morgen angebrochen, und wie er sich aufmachte, um die Gegend, in die er geraten war, ein wenig auszukundschaften, ward er am Fuß eines mit Tannen und Kiefern bewachsenen Felsens eine Art von Einsiedelei gewahr, um welche einige Ziegen herum kletterten und hier und da, wo sich zwischen den Spalten oder auf den flächern Theilen des Felsens etwas Erde angesetzt hatte, ihre Nahrung suchten. Vor der Einsiedelei zog sich ein schmaler sanft an den Felsen angelegter Hügel hin, wovon der Fleiß des Menschen, der auch die wildeste Gegend zu bezähmen weiß, einen Teil zu einem Küchengarten angebaut und den andern mit allerlei Arten von Obstbäumen bepflanzt hatte, die unter dem Schirme der benachbarten Berge sehr wohl zu gedeihen schienen und das romantische Ansehen dieser Wildnis vermehrten. Indem der gute Mark ziemlich nahe, aber von einem dünnen Gesträuche bedeckt, alles dies mit einigem Vergnügen betrachtete, sah er eine Magd mit einem großen Krug auf dem Kopf aus der Hütte hervor gehen, um an einer Quelle, welche fünfzig Schritte davon aus dem Felsen hervor sprudelte, Wasser zu holen. Sie schien eine Person von vierundzwanzig Jahren zu sein, wohl gebildet, schlank, etwas bräunlich, aber dem Ansehen nach von blühender Gesundheit und munterm gutlaunigem Wesen, wie Mark, der jetzt seine Menschheit wieder fühlte, aus ihrem leichten Gange und einem Liedchen, das sie vor sich her trallerte, zu erkennen glaubte. Sie ging in einem leichten, aber reinlichen bäurischen Anzuge daher, ohne Halstuch, die Haare in einen Wulst zusammen gebunden,

und indem sie sich im Vorbeigehen bückte, um eine frisch aufgeblühte Rose zu brechen und vorzustechen, hatte er einen Augenblick Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, die den Hofbusen, an die er gewöhnt war, wenig schmeichelte. Das Wenige, was ihn ein nicht allzu langer Rock von ihrem Fuße sehen ließ, bestärkte ihn vollends in der günstigen Meinung, die er nach diesem Muster von den Töchtern der kunstlosen Natur zu fassen anfang. Aber mit allen diesen Bemerkungen ward auch der Verdruß über seine gegenwärtige Gestalt wieder so lebhaft, daß er Kopf und Ohren voll Verzweiflung sinken ließ und (was noch nie ein Esel getan hat, noch jemals tun wird) mit dem Gedanken umging, sich von einem der benachbarten Felsen in die Schlucht herab zu stürzen. Er entfernte sich mit einem schweren Seufzer von dem Orte, wo er ein so schmerzliches Gefühl seiner zur Hälfte verlornen Menschheit bekommen hatte, und war im Begriff, den Gedanken der Verzweiflung auszuführen, als ihm unversehens eine aus dem Grase empor prangende Lilie in die Augen fiel. Ihn schauderte vor ihrem Anblick, aber zu gleicher Zeit wandelte ihn eine so starke Begierde an, diese Lilie aufzuessen, daß er sich dessen nicht enthalten konnte. Kaum hatte er sie mit Blume und Stängel hinab geschlungen, o Wunder! so verschwand seine verhasste Eselsgestalt, und er fand sich in einen wohl gewachsenen, nervigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauerkerl von dreißig Jahren verwandelt, der (außer dem, was in der menschlichen Bildung allen gemein ist) mit dem, was er sich erinnerte vor seiner ersten Verwandlung gewesen zu sein, wenig Ähnliches hatte. Das sonderbarste dabei war, daß er mit dem vollständigsten Bewußtsein, noch vor wenig Tagen Mark, König von Kornwall, gewesen zu sein, und mit deutlicher Erinnerung aller Torheiten, die er in dieser

Periode seines Lebens begangen, eine ganz andere Vorstellungsort in seinem Gehirn eingerichtet fand, eine ganz andre Art von Herz in seinem Busen schlagen fühlte und an Leib und Seele bei diesem Tausche stark gewonnen zu haben glaubte.

Man kann sich einbilden, wie groß seine Freude über eine so unverhoffte Veränderung war. Er dachte mit Schauern daran, was sein Schicksal hätte sein können, wenn er wieder König Mark geworden wäre, und so lebhaft war der Eindruck, den er von seinem Traume noch in seiner Seele fand, daß ihn däuchte, wenn er wählen mußte, er wollte lieber wieder zum Esel als zum König Mark von Kornwall werden.

Unter diesen Gedanken befand er sich unvermerkt wieder vor der Hütte, aus welcher er die Frauensperson mit dem Krug auf dem Kopfe hatte hervor gehen sehen. Ihm war, als ob ihn eine unsichtbare Gewalt nach der Hütte hinzöge. Er ging hinein, und fand einen steinalten Mann mit einem eisgrauen Bart in einem Lehnstuhle und gegenüber ein zusammen geschrumpftes Mütterchen an einem Spinnrocken sitzen. Beim Anblick des eisgrauen Bartes wandelte ihn eine Erinnerung an, die ihn einen Schritt zurück warf; aber alles übrige in dem Gesichte des alten Mannes paßte so gut zu diesem ehrwürdigen Barte und flößte zugleich so viel Ehrfurcht und Liebe ein, daß er sich augenblicklich wieder faßte und die ehrwürdigen Bewohner dieser einsamen Hütte um Vergebung bat, daß er ohne Erlaubnis sich bei ihnen eingedrungen habe. Ich irre, sprach er, durch einen Zufall, der mich aus meinem Wege warf, schon zwei Tage in dieser wilden Gegend herum, und meine Freude, endlich eine Spur von Menschen darin anzutreffen, war so groß, daß es mir unmöglich gewesen wäre, vorbei zu gehen, ohne die Be-

wohner dieser Hütte zu grüßen, wenn mich auch kein anderes Bedürfnis dazu getrieben hätte. Die beiden alten Leutchen hießen ihn freundlich willkommen, und da die Magd inzwischen ihr Frühstück herein gebracht hatte, nötigten sie ihn, sich zu ihnen zu setzen und mitzuessen. In kurzem wurden sie so gute Freunde, daß Mark, der sich den Namen Silvester gab, sich aufgemuntert fühlte, ihnen seine Dienste anzubieten. Ich bin, sprach er, ein rüstiger junger Mann, wie Ihr seht; Ihr seid alt, und die junge Frauensperson hier, mag doch wohl einen Gehilfen zu Beschickung dessen, was das Haus erfordert, nötig haben, wiewohl sie flink und von gutem Willen scheint. Ich habe Lust und Kräfte zum Arbeiten: wenn Ihr mich annehmen wollt, so will ich alle Arbeit, die einen männlichen Arm erfordert, übernehmen und euch in Ehren halten wie meine leiblichen Eltern.

Die Magd, die inzwischen ab- und zugegangen war und den Fremden seitwärts, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubte, mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, errötete bei dieser Erklärung, schien aber vergnügt darüber zu sein, wiewohl sie tat, als ob sie nicht zugehört hätte, und ungesäumt wieder an ihre Arbeit ging.

Die Alten nahmen das Erbieten des jungen Mannes mit Vergnügen an, und Silvester, der unter einer Schuppe neben der Wohnung das nötige Feld- und Gartengeräte fand, installierte sich noch an demselben Tage in seinem neuen Amte, indem er rings um die Wohnung alle noch unbespflanzten Plätze auszustocken und umzugraben anfang, um sie teils zu Kohl- und Rübenland, teils zum Anbau des nötigen Getreides zuzurichten. Diese Arbeit beschäftigte ihn mehrere Wochen, und wie er damit fertig war, fing er an, einen Keller in den Felsen zu hauen, und brachte alle Zeit damit zu, die ihm die Garten- und Feldarbeit übrig ließ.

Das alte Paar gewann ihn so lieb, als ob er ihr leiblicher Sohn gewesen wäre, und er fühlte sich alle Tage glücklicher bei einer Lebensart, die ihm so leicht und bekannt vorkam, als ob er dazu geboren und erzogen gewesen wäre. Nie hatte ihm als König Essen und Trinken so gut geschmeckt, denn ihn hatte nie gehungert noch gedürstet; nie hatte er so wohl geschlafen, denn er hatte sich nie müde gearbeitet, noch sich mit so ruhigem Herzen niedergelegt; nie war er zu den Lustbarkeiten des Tages so fröhlich aufgestanden, als jetzt zu mühsamer Arbeit; nie hatte er das angenehme Gefühl, nützlich zu sein, gekannt; kurz, nie hatte er solche Freude an seinem Dasein, solche Ruhe in seinem Gemüt und so viel Wohlwollen und Theilnehmung an den Menschen, mit denen er lebte, empfunden; denn nun war er selbst ein Mensch und nichts als ein Mensch, und wie hätte er das sein können, als er König und, was noch ärger ist, ein törichter und lasterhafter König war?

Mittlerweile hatten Silvester und die junge Frauensperson, die sich Rosine nannte, täglich so manche Gelegenheit, sich zu sehen, daß es in ihrer Lage ein gewaltiger Bruch in die Naturgesetze gewesen wäre, wenn die Sympathie, welche sich schon in der ersten Stunde bei ihnen zu regen anfang, nicht zu einer gegenseitigen Freundschaft hätte werden sollen, die in kurzem alle Kennzeichen der Liebe hatte und, ungeachtet sie einander noch kein Wort davon gesagt, sich auf so vielfältige Art verriet, daß das Einverständnis ihrer Herzen und Sinne keinem von beiden ein Geheimnis war. Endlich kam es an einem schönen Sommerabend zur Sprache, da sie im Walde, Er, bei der Beschäftigung, dürres Reisholz zusammen zu binden, Sie, indem sie junges Laub für ihre Ziegen abstreifte, wie von ungefähr zusammen kamen. Anfangs war der Kreis, innerhalb dessen sie in

der Entfernung eines ganzen Durchmesser arbeiteten, ziemlich groß, aber er wurde unvermerkt immer kleiner und kleiner, und so geschah es zuletzt, daß sie, ohne daß es eben ihre Absicht zu sein schien, sich nahe genug beisammen fanden, um während der Arbeit ein freundliches Wort zusammen zu schwagen. Die Wärme des Tages und die Bewegung hatte Rosinens bräunlichen Wangen eine so lebhaftete Röthe und, ich weiß nicht, was andres, das ihren Busen aus seinen Bindeln zu drängen schien, ihren Augen einen so lieblichen Glanz gegeben, daß Silvester sich nicht erwehren konnte, vor ihr stehen zu bleiben und sie mit einer Sehnsucht zu betrachten, die den beredtesten Liebesantrag wert war. Rosine war vierundzwanzig Jahr alt und eine unverfälschte Tochter der Natur. Sie stellte sich nicht, als ob sie nicht merke, was in ihm vorging, noch fiel es ihr ein, ihm verbergen zu wollen, daß sie eben so gerührt war wie er. Sie sah ihm freundlich ins Gesicht, errötete, schlug die Augen nieder und seufzte. Liebe Rosine! sagte Silvester, indem er sie bei der Hand nahm, und konnte kein Wort weiter heraus bringen, so voll war ihm das Herz.

Ich merke schon lange, sagte Rosine nach einer ziemlichen Pause mit leiserer Stimme, daß du — mir gut bist, Silvester.

Daß ich dir gut bin, Rosine? Was in der Welt wollt ich nicht für dich tun und für dich leiden, um dir zu zeigen, wie gut ich dir bin! rief Silvester und drückte ihr die Hand stark genug an sein Herz, daß sie sein Schlagen fühlen konnte.

So ist mirs auch, versetzte Rosine, aber —

Aber was? Warum dies Aber, wenn ich dir nicht zuwider bin, wie du sagst?

Ich weiß nicht, was ich dir antworten soll, Silvester; ich bin dir herzlich gut, ich wollte lieber dein sein als die vor-

nehmste Frau in der Welt heißen —, aber — mir ist, es werde nicht angehen können.

Und warum sollte es nicht angehen können, da wir uns beide gut sind?

Weil es — eine gar besondere Sache mit mir ist, sagte Rosine stockend.

Wie so, Rosine? fragte Silvester, indem er ihre Hand erschrocken fahren ließ.

Du wirst mirs nicht glauben, wenn ich dirs sage.

Ich will dir alles glauben, liebe Rosine, rede nur!

Ich bin nur zwei Tage, eh ich dich zum ersten Male sah, eine — rosenfarbne Ziege gewesen.

Eine rosenfarbne Ziege? — Doch, wenns nichts weiter ist als dies, so haben wir einander nichts vorzuwerfen, liebes Mädchen; denn um eben dieselbe Zeit war ich, mit Respekt, ein Esel.

Ein Esel! rief Rosine ebenso erstaunt wie er; das ist sonderbar! Aber wie ging das zu, daß du es wurdest und daß du nun wieder Mensch bist?

Mir erschien in einem Augenblicke, da ich mir aus Verzweiflung das Leben nehmen wollte, ein wunderschöner Jüngling mit einer Lilie in der Hand, gab mir einen Stein, mit welchem ich mich bestreichen sollte, und sagte mir, dies würde mich glücklich machen. Ich bestrich mich mit dem Stein, und wurde zum Esel.

Erstaunlich! sprach Rosine. Mir erschien, da ich mir eben vor Herzeleid alle Haare aus dem Kopfe raufen wollte, eine wunderschöne Dame mit einer Rosenkrone auf der Stirne. Sie gab mir eine von diesen Rosen. Stecke sie vor den Busen, sagte sie, so wirst du glücklicher werden, als du jemals gewesen bist. Ich gehorchte ihr, und wurde stracks in eine rosenfarbne Ziege verwandelt.



Wunderbar! Aber wie kam es, daß du wieder Rosine wurdest?

Ich irrte beinahe einen ganzen Tag in Wäldern und Gebirgen herum, bis ich von ungefähr in diese Wildnis und an die Hütte der beiden Alten kam. Nicht weit davon, am Fußsteige, der nach der Quelle führt, erblickte ich einen großen Rosenstrauch. Da wandelte mich eine unwiderstehliche Begierde an, von diesen Rosen zu essen, und kaum hatte ich das erste Blatt hinab geschluckt, so war ich, wie du mich hier siehest, aber nicht, was ich zuvor gewesen war.

Mit mir gings gerade ebenso, erwiderte Silvester. Ich fand eine Lilie dort im Walde; mich kam eine unwiderstehliche Begierde an, sie zu verschlingen, und da ward ich, was du siehest und was ich vorher nicht gewesen war. Es ist eine wunderbare Ähnlichkeit in unsrer Geschichte, liebe Rosine. Aber was warst du denn vorher, ehe du in eine Ziege verwandelt wurdest?

Die unglücklichste Person von der Welt. Ein Betrüger, der sich durch die feinste Verstellung in meine Gunst eingeschlichen hatte, fand, ich weiß nicht wie, ein Mittel, sich in mein Schlafzimmer zu schleichen, und machte sich mit allen meinen Juwelen aus dem Staube.

Immer wunderbarer! rief Silvester. Ein anderer Betrüger spielte ungefähr die nämliche Geschichte mit mir; er machte mir weis, er besitze ein Geheimnis, mich zum reichsten Mann in der Welt zu machen; aber es war ein Mittel, mich um den Wert einiger Tonnen Goldes zu prellen und damit unsichtbar zu werden. Aber diesennach müssen wir, wie es scheint, alle beide sehr vornehme Leute gewesen sein?

Du kannst mirs glauben oder nicht, aber ich war wirklich eine Königin.

Desto besser, liebste Rosine! rief Silvester, so kannst du

mich ohne Bedenken heiraten; denn ich selbst war auch nichts geringers als ein König.

Seltfam genug, wenn es dein Ernst ist! — Aber —

Wie, Rosine? schon wieder ein Aber, da ichs mir am wenigsten versehen hätte?

Du kannst mich nicht heiraten, denn mein Gemahl ist noch am Leben.

Die Wahrheit zu sagen, ich fürchte, dies ist auch bei mir der Fall.

Du liebtest also deine Gemahlin nicht?

Sie war eine ganz hübsche Frau, wiewohl bei weitem nicht so hübsch wie du. Aber, was willst du? ich war ein König, und in der That keiner von den besten. Ich liebte die Veränderung; meine Gemahlin war mir zu einförmig, zu zärtlich, zu tugendhaft und zu eifersüchtig. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr sie mir mit allen diesen Eigenschaften zur Last war.

So warst du ja um kein Haar besser als der König, dessen Gemahlin ich war, als ich noch die Königin Mabilje hieß!

Wie, Rosine? dein Gemahl war der König Mark von Kornwall?

Nicht anders.

Und der schöne junge Ritter, der sich in dein Schlafzimmer schlich und dir deine Juwelen stahl, nannte sich Floribell von Mikomedien?

Himmel! rief Rosine bestürzt, wie kannst du das alles wissen, wenn du nicht —

Mein Mann selber bist? fiel ihr Silvester ins Wort, indem er ihr zugleich um den Hals fiel. Das bin ich, liebste Rosine, oder Mabilje, wenn du dich lieber so nennen hörst; und wenn du mir als Silvester nur halb so gut sein kannst, wie ich dir als Rosine bin, so haben der Jüngling mit dem

Lilienstängel und die Dame mit der Rosenkrone ihr Wort treulich gehalten.

O wie gerne wollt ich nichts als Rosine für dich sein! Aber, armer Silvester! sprach sie weinend, indem sie sich



aus seinen Armen wand, ich fürchte, ich bin deiner nicht mehr wert. Zwar mit meinem Willen geschah es nicht; aber der Bösewicht muß Zauberei gebraucht haben. Denn es überfiel mich ein übernatürlicher Schlaf, leider! gerade, da ich aller meiner Kräfte am nötigsten hatte, um mich von ihm los zu machen; und was kann ich anders besorgen, als daß er sich —

Über diesen Punkt kannst du ruhig sein, sagte Silvester lachend; dein Bösewicht war ein verkleidetes Mädchen, eine Tänzerin von Alexandrien, die sich mit dem Goldmacher Misfragmutosiris heimlich verbunden hatte, uns in Gesellschaft zu bestehlen. Ein glücklicher Zufall brachte mich, da ich noch ein Esel war, in die Höhle, wohin sie sich mit ihrer

Beute flüchteten, und ich hörte alles aus ihrem eigenen Munde.

Wenn dies ist, sprach Rosine, indem sie sich in seine Arme warf, so bin ich das glücklichste Geschöpf, so lange du Silvester bleibst —

Und ich der glücklichste aller Männer, wenn du nie aufhörst, Rosine zu sein.

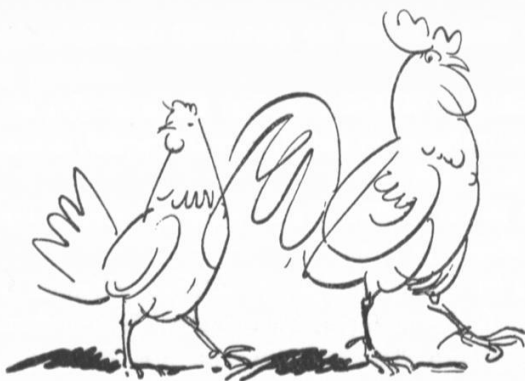
Seid ihr das? hörten sie zwei bekannte Stimmen sagen; und als sie sich umsahen, wie erschrafen sie, den Greis mit dem eisgrauen Bart, und das gute alte Mütterchen vor sich zu sehen!

Silvester wollte eben eine Entschuldigung vorbringen, aber bevor er noch zu Worte kommen konnte, verwandelte sich der Greis in den Jüngling mit dem Lilienstängel und das Mütterchen in die Dame mit der Rosenkrone. Ihr sehet, sprach der schöne Jüngling, diejenigen wieder, die es auf sich nahmen, euch glücklich zu machen, als ihr euch für die unglücklichsten aller Wesen hieltet, und ihr seht uns zum letzten Male. Noch steht es in eurer Willkür, ob ihr wieder werden wollt, was ihr vor eurer Verwandlung waret, oder ob ihr Silvester und Rosine bleiben wollt. Wählet!

Laßt uns bleiben, was wir sind, riefen sie aus Einem Munde, indem sie sich den himmlischen Wesen zu Füßen warfen; der Himmel bewahre uns, einen andern Wunsch zu haben!

So haben wir unser Wort gehalten, sprach die Dame, und ihr habt in dieser Wildnis den Stein der Weisen gefunden!

Mit diesen Worten verschwanden die beiden Geister, und Silvester und Rosine eilten beim lieblichen Scheine des Mondes Arm in Arm nach ihrer Hütte zurück.



### Erschreckliche Geschichte vom Hühnchen und vom Hähnchen

**E**in Hühnchen und ein Hähnchen sind miteinander in die  
Nußhecken gegangen, um Nüsse zu essen, und jedes Nuß-  
chen, welches das Hähnchen fand, hat es mit dem Hühnchen  
geteilt, endlich hat das Hühnchen auch eine Nuß gefunden,  
und das Hähnchen hat sie ihm aufgepickt, aber das Hühnchen  
war neidisch, und hat nicht teilen wollen, und hat aus Neid  
den Nußkern ganz verschluckt, der ist ihm aber im Halse  
stecken geblieben, und wollte nicht hinter sich, und nicht vor sich,  
da hat es geschrien: Lauf zum Born und hol mir Wasser.

Hähnchen ist zum Born gelaufen:  
Born, du sollst mir Wasser geben,  
Hühnchen liegt an jenem Berg,  
Und schluckt an einem Nußkern.  
Und da hat der Born gesprochen:  
Erst sollst du zur Braut hinspringen,

Und mir klare Seide bringen.  
 Hähnchen ist zur Braut gesprungen:  
 Braut, du sollst mir Seide geben,  
 Seide soll ich Brunnen bringen,  
 Brunnen soll mir Wasser geben,  
 Wasser soll ich Hühnchen bringen,  
 Hühnchen liegt an jenem Berg,  
 Und schluckt an einem Nuskern.  
 Und da hat die Braut gesprochen:  
 Sollst mir erst mein Kränzlein langen,  
 Blieb mir in den Weiden hangen.  
 Hähnchen ist zur Weide flogen,  
 Hat das Kränzlein runter zogen:  
 Braut, ich tu dir's Kränzlein bringen,  
 Sollst mir klare Seide geben,  
 Seide soll ich Brunnen bringen,  
 Brunnen soll mir Wasser geben,  
 Wasser soll ich Hühnchen bringen,  
 Hühnchen liegt an jenem Berg,  
 Und schluckt an einem Nuskern.  
 Braut gab für das Kränzlein Seide,  
 Vorn gab für die Seide Wasser,  
 Wasser bringt er zu dem Hühnchen,  
 Aber Hühnchen war erstickt,  
 Hat den Nuskern nicht verschlickt.

Da war das Hähnchen sehr traurig, und hat ein Wägelchen  
 von Weiden geflochten, hat sechs Bögelnchen davor gespannt,  
 und das Hühnchen darauf gelegt, um es zu Grabe zu  
 fahren, und wie es so fort fuhr, da kam ein Fuchs,  
 Wohin, Hähnchen?

Mein Hühnchen begraben.

Darf ich aufsitzen?

Sitz hinten auf den Wagen,

Vorne könnens meine Pferdchen nicht vertragen.

Da hat sich der Fuchs aufgesetzt, kam ein Wolf:

Wohin Hähnchen? usw.,

kam ein Löwe, kam ein Bär, usw., alle hinten drauf,  
endlich kam noch ein Floh:

Wohin Hähnchen? usw.,

aber der war zu schwer, der hat grade noch gefehlt, das ganze Wägelchen mit aller Bagage, mit Mann und Maus ist im Sumpfe versunken, da braucht er auch kein Grab, das Hähnchen ist allein davon gekommen, ist auf den Kirchturm geflogen, da steht es noch, und dreht sich überall herum, und paßt auf schön Wetter, daß der Sumpf austrocknet, da will es wieder hin, und will sehen, wie er seinen Leichenzug weiter bringt, wird aber wohl zu spät kommen, denn es ist allerlei Kraut und Gras drüber gewachsen, Hühnerdarm und Hahnenfuß, und Löwenzahn und Fuchsia, und lauter solche Geschichten, wer sie nicht weiß, der muß sie erdichten.

## Die Elfen

Wo ist denn die Marie, unser Kind? fragte der Vater. Sie spielt draußen auf dem grünen Plage, antwortete die Mutter, mit dem Sohne unsers Nachbars.

Daß sie sich nicht verlaufen, sagte der Vater besorgt; sie sind unbesonnen.

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrot. Es ist heiß! sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den roten Kirschen. Seid nur vorsichtig, Kinder, sprach die Mutter, lauft nicht zu weit vom Hause oder in den Wald hinein, ich und der Vater gehen aufs Feld hinaus. Der junge Andres antwortete: O, sei ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns, wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehen. Ihr Haus lag auf einer kleinen, grünen Anhöhe, von einem zierlichen Stakete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseit erhob sich das gräßliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt, denn er legte jährlich zurück und hatte die Aussicht, durch Tätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war und der Graf ihn nicht drückte.



Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich und sagte: Wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder sind hier schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur.

Sowie man nur, sagte Brigitte, dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde, alles so traurig und dürr; jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei.

Bis auf jenen Lannengrund, erwiderte der Mann; schau einmal dorthin zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Lannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermütig vorüberfließende Bach.

Es ist wahr, sagte die Frau, indem beide stillstanden, so oft man sich jenem Plage nur nähert, wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht, warum. Wer nur die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten?

Armes Gesindel, erwiderte der junge Pächter, dem Anschein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet.

Es können auch wohl, sagte die Frau weichmütig, arme Leute sein, die sich ihrer Armut schämen: denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen, nur ist es bedenklich,

daß sie sich nicht zur Kirche halten und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben, denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüßt zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht.



Weiß der liebe Gott, fuhr Martin fort, indem sie weitergingen, was sie treiben mögen; kommt doch auch kein Mensch zu ihnen, denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verbergt, so daß sich auch die vorwitzigsten Bursche nicht hingetrauen.

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstre Gegend, von welcher sie sprachen,

lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirtschaftsgebäude, nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schoße ebenso häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere, in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsternis sich verschiedene Gestalten wie Schatten um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt; sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung ab. So ist es keine Kunst! rief dieser endlich aus; aber laß es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt! — Wie du willst, sagte die Kleine, nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen. — Nein, erwiderte Andres, aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier, ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hineinrennen, daß wir nicht eher als oben wieder zusammenkommen, so sehen wir dann, wer der bessere ist.

Gut, sagte Marie und fing schon an zu laufen, so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater

sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseits, ob man jenseits der Zigeunerwohnung geht.

Andres war schon vorangesprungen, und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. Er ist eigentlich dumm, sagte sie zu sich selbst, denn ich dürfte nur den Mut fassen, über den Steg, bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinauszulaufen, so käme ich gewiß viel früher an. Schon stand sie vor dem Bache und dem Lannenhügel. Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich, sagte sie. Ein kleines, weißes Hündchen stand jenseit und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Tier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. O weh! sagte sie, nun ist der Bengel weit voraus, weil ich hier stehe und überlege. Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegenteil ganz allerliebste vor: es hatte ein rotes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Wellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. Ei! es will nur gewagt sein! rief die kleine Marie, ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus, sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde weg auffressen! Somit sprang das muntere, mutige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an ihr schmeichelte, und nun stand sie im Grunde, und rundumher verdeckten die schwarzen Lannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrote Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten; in Käfigen aus glänzendem Draht hingen an den Spalieren

vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen, kurzen Röckchen, mit gelockten, gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschchen, Weintrauben und rötliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes, schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommst du, uns auch einmal zu besuchen? sagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und springen sehen, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet. — So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, sagte Marie, wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, sagte die wunderbare Kleine, es soll dir schon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm, undiß! — Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. Schönste Dame, sagte Marie, von ungefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten. — Du weißt, Zerina, sagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich erst fragen sollen. — Ich dachte, sagte das glänzende Kind, weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt ich es tun; auch haben wir sie ja oft im Felde

laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.

Nein, ich will hier bleiben, sagte die Fremde, denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist es nicht so herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgerät, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegengegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: Ich will immer bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen, sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern und streute einige Körner auf den grünen Boden. Als bald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsch aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. Jetzt, sagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne

Sträucher standen vor ihnen. Fasse dich fest mit mir, sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich emporgehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den roten Abendwolken umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichen Früchte, und eine herrliche, unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmutigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblaffend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinroten Lippen den Atem einzuziehen und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähne wahrnahm sowie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eiserne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wunder-  
same Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen



mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannigfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röte. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke auseinander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andre, höckericht und krummbeinicht, mit langen, roten Nasen, trugen schwer und vorn übergebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Goldkörner leuchtend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Gebärden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter, eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herrn anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. Was gibts wieder? fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher



kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. Immer die alten Kindereien! sagte der Alte; wird der Müßiggang nie aufhören? Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andre Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. Wer ist der Herr? fragte Marie. Unser Metallfürst, sagte die Kleine, indem sie weitergingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Diese Wasser rechts, sagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kömmt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andre hielten rote Korallenzacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wider; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern und hingen ihnen mit Küffen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür tat sich dieser voneinander, und eine ganz

rote weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. Geht es recht lustig zu? fragte Zerina. — Sie sind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und so freudig, wie man sie nur sehn kann, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrote Tapeten bedeckten mit Purpurglut die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmutigeres sehen konnte; ihr Körper war wie von rötlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen; aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, sagte sie, die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns herunter und spielen mit uns? — Wie du in der Luft lebst, sagte jene, so müssen sie immer im Feuer bleiben und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen: jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die roten Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen.

Hier hatte sich die Szene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still, und die

Kinder schliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: Laß uns doch zur Abwechslung einmal nach den Lannen hinausgehen, wie es dort aussehen mag. — Gern, sagte Zerina, so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmutige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Lannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begrenzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir hier innerhalb so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist? — Ich weiß nicht, antwortete die Freundin, wie es zugeht, aber es ist so. Sie stiegen zu den finstern Lannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligem, bestäubtem Angesichtern, den widerlichen Häuptionen der weißen Eulen nicht unähnlich; sie waren in faltigen Mänteln von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Rockelor hervorstarren, wehten und fächelten sie unablässig. Ich möchte lachen, und mir graut, sagte Marie. — Diese sind unsere guten, fleißigen Wächter, sagte die kleine Gespielin, sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich

uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.

Aber wer seid ihr denn, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunterstiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, sagte das freundliche Kind, man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie jung und alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten, und von innen scholl eine jubelnde Musik heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hell leuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war rot, und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er

den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein roter Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seid ihr alle so in Freude? fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. Der König kommt! sagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht gesehen, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienste des Königs gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baume, der nur einmal in der Welt ist, sowie es auch keinen zweiten Phönix gibt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königs ist dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das

Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind, sagte sie; der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Acker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Überschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgendwem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher sowie du selbst entbehren dann das Glück und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Lannen, das Hündchen bellte auf das herzlichste und ließ sein Glöckchen ertönen; sie sah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Lannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht befielen.

Wie werden sich meine Eltern meinethalb in dieser Nacht geängstigt haben! sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was ich gesehen habe, auch würden sie mir nimmermehr glauben. Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: Das ist ein schönes Mädchen! Wo mag sie nur her sein? Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem elterlichen Hause, aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub, das Haus war anders

angestrichen und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung und dachte, sie sei im Traume; in dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische saß ihr Vater zwischen einer unbekanntem Frau und einem fremden Jüngling. Mein Gott, Vater! rief sie aus, wo ist denn die Mutter? — Die Mutter? sprach die Frau ahndend und stürzte hervor; ei, du bist doch wohl nicht — ja freilich, freilich bist du die verlorene, die tot geglaubte, die liebe, einzige Marie! Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergossen Tränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte, sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert sein konnte, sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. Es ist ja unsers Nachbars Andres, sagte Martin, wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermutet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen? — Sieben Jahr? sagte Marie und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurechtfinden: sieben ganzer Jahre? — Ja, ja, sagte Andres lachend und schüttelte ihr treuherzig die Hand; ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hieher zurück gewesen, und du, Langsame, kommst nun heut erst an!

Man fragte von neuem, man drang in sie, doch sie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen und an einen fremden, fernen Ort gebracht sei, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen

können; wie man sie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt; wie diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurückgekehrt sei. Laßt alles gut sein, rief die Mutter; genug, daß wir dich nur wiederhaben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte sich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster, sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte und einen rot brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohltäter sei.

Sie freute sich auf die Schlafenszeit und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener, sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle sie zu begrüßen kamen, besser Red und Antwort geben. Andres war schon mit dem frühesten wieder da und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Das fünfzehnjährige aufgeblühte Mädchen hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, und die Nacht war ihm ohne Schlaf vergangen. Die Herrschaft ließ Marien auf das Schloß fordern, sie mußte hier wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon geläufig geworden war; der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden, ohne verlegen zu sein, sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten



mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalt gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe. Die jungen Herren waren vorzüglich über ihre Schönheit entzückt.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als ihn sich die ältesten Greise erinnern konnten. Allerorten taten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Nebengeländer erhoben sich höher, die Obstbäume blühten wie niemals, und ein schwelender, duftender Segen hing schwer in Blütenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; der Wein quoll erröthend in ungeheuern Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an und waren wie in einem süßen Traum befangen. Das folgende Jahr war ebenso, aber man war schon an das Wundersame mehr gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach: sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheiratet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Lannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermut stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten; oft wollte sie sie verteidigen, die sie als die Wohltäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien, aber sie zwang das

Wort jedesmal in ihre Brust zurück. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreut, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern die ausgebreitete Wirtschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr früh und konnte alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war sie so klug und sinnig und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten und ihre Mutter sich nicht der Meinung erwehren konnte, sie sähe jenen glänzenden Kindern im Lannengrunde ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Angstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück und las oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder daß sie in Gängen heftig auf und nieder ging und mit sich selber sprach. Die beiden Eltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen, verständigen Antworten oder Bemerkungen oft besorgt. So kluge Kinder, sagte die Großmutter Brigitte vielfmals, werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurechtfinden können.

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungerne bedienen ließ, alles wollte sie selber machen. Sie war fast die früheste auf im Hause und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an; eben so sorgsam war sie am Abende, sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzu-

packen und durchaus niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr in diesem Eigensinne nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte, aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage, zu einem Besuch auf dem Schlosse, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Tränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust, an einem Faden hangend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehn hatte. Die Kleine war sehr erschrocken und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr wohlgefallen, habe sie es so emsig aufbewahrt; sie bat auch so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinaufging.

Seitwärts vom Hause der Pächterfamilie lagen einige Wirtschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgerätes, und hinter diesen befand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorne Sache wiederzufinden, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Gemach falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurchzusehn, um ihr Kind zu beobachten, und es fand sich, daß ein locker gewordenen Stein sich von der Seite schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede

saß drinnen auf einem Bänkehen und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten und ergöigten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das schöne Kind und sagte traurig: Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte, aber ihr Menschen wächst zu bald auf und werdet so schnell groß und vernünftig; das ist recht betrübt: bliebest du doch so lange ein Kind wie ich!

Gern tât ich dir den Gefallen, sagte Elfriede, aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstande kommen und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altflug zu werden. Ach! und dann seh ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerichen! Ja, es geht wie mit den Baumb Blüten: wie herrlich der blühende Apfelbaum mit seinen rötlichen, aufgequollenen Knospen! der Baum tut so groß und breit, und jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müsse recht was Besonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüte geht so leutselig auf, und da steckt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Puz verdrängt und hinunterwirft; nun kann er sich, geängstigt und aufwachsend, nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingsblüte: so geht es mit uns Menschen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt ich euch doch nur einmal besuchen!

Seit der König bei uns wohnt, sagte Zerina, ist es ganz unmöglich, aber ich komme ja so oft zu dir, Liebchen, und keiner sieht mich, keiner weiß es, weder hier noch dort; ungesehn geh ich durch die Luft oder fliege als Vogel herüber; o, wir wollen noch recht viel beisammen sein, solange du klein bist. Was kann ich dir nur zu Gefallen tun?

Recht lieb sollst du mich haben, sagte Elfriede, so lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage; doch laß uns auch einmal wieder eine Rose machen.

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Busen, warf zwei Körner hin, und plötzlich stand ein grünender



Busch mit zweien hochroten Rosen vor ihnen, welche sich zueinander neigten und sich zu küssen schienen. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. O, müßte es nur nicht wieder so schnell sterben, sagte Elfriede, das rote Kind, das Wunder der Erde. — Gib!

sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an und küßte sie dreimal; nun, sprach sie, indem sie die Rose zurückgab, bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter. — Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben, sagte Elfriede, sie in meinem Kämmerchen wohl bewahren und sie morgens und abends küssen, als wenn du es wärst. — Die Sonne geht schon unter, sagte jene, ich muß jetzt nach Hause. Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme; sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit als sonst und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er, um das Kind aufzusuchen, kam, was er seit einiger Zeit wohl tat, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel und er fürchtete, sie könne darüber einfältig oder gar unklug werden. Die

Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt oder in ernsthaften Gesprächen. Möchtest du fliegen können? fragte Zerina einmal ihre Freundin. — Wie gerne! rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte die Fee die Sterbliche und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich erschreckend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehen; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte oder drohte, aber mit freundlicher Gebärde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: Du tußt den armen Leuten in der Hütte Unrecht! Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger als je ward Andres eines Tages nach Lische und behauptete, das Gesindel müsse als landesverderblich durchaus fortgeschafft werden; da rief sie im Unwillen aus: Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohltäter! — Wohltäter? fragte Andres erstaunt; die Landstreicher? In ihrem Zorn ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhrend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gemach, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit

seinem Kinde in der Laube spielen und es lieblosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig, nicht freundlich, sondern mit zorniger Miene machte sie die drohende Gebärde und sagte dann zu Elfrieden: Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken. Sie umarmte die Kleine mit stürzender Eile und flog dann als Rabe mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg, den Lannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose, Marien war ängstlich zu Sinne, Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauschten die Bäume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Mut, aufzustehen; sie hüllten sich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und alles war still, als die Sonne mit ihrem heitern Lichte über dem Wald hervordrang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffnete, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Lannen hinüber wandte, standen sie nicht finstrier oder trauriger da als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner

gewohnt, die wohl fortgegangen sein mußten, weil die Hütten leer ständen und im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen anderer armen Leute aussähen; einiges vom Hausrat wäre zurückgeblieben. Elfriede sprach zu ihrer Mutter heimlich: Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend.

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer, fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähr abgemietet habe, doch mit der Bedingnis, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür treten solle. Ich fürchtete mich, fuhr der Alte fort, aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten bange; es war, als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend niederfallene Sterne, funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Lannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und



näher; es ging nach meiner Fährte hin, hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große fremde, Mann fuhr sie alle hinüber; im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten, angewohnten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fährte an und kam zurück und ward von neuem beladen, auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanze ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es, auf einem weißen kleinen Rosse, um den sich alles drängte, ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren, glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupte trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinübergefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehen und das Morgenrot funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Teil in Freude, zum Teil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß ist wie weggelaufen, so daß ich Not haben werde, mein Fahrzeug zu regieren.

Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün emporkam. Die Obstbäume gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick

der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen und war schon vor dem Frühlinge ver= schmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er sonst gelebt hatte.

## Goldener

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und sechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte. So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand.

Eines Abends ergößten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendrot. Laßt uns zurückgehen! sprach der älteste, es scheint dunkel zu werden. — Seht da, der Mond! sprach der zweite. Da kam es licht zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann

mit einer kristallinen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

Der weiße Fink, die goldene Ros,  
Die Königskrone im Meeresschoß.

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden, und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte das Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eins das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Wald umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen; denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere. Die Braunbeeren, welche überall herum rankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wäre er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese. Da war es ihm so leicht um das Herz, und er atmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelfsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zu Kaufe.

Solch ein Bursch ist mir gerade vonnöten, dachte der Vogelfsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nah den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte. Der Vogelfsteller wollte sich einen Spaß machen: er zog seine Garne, und husch! war Goldener gefangen und lag unter

dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen, sprach der Vogelsteller, laut lachend; deine roten Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen.

Goldener war gleich dabei; ihm dächte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Waters wieder zu finden.

Laß erproben, was du gelernt hast, sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne, und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

Packe dich mit diesem weißen Finken! schrie der Vogelsteller, du hast es mit dem Bösen zu tun! Und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Waters zu suchen. Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald heller und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

Ha! sprach der Gärtner, solch einen Burschen hab ich

gerade vonnöten, und schloß das Tor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.



Fort in den Wald! sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, hol mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze! Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

Packe dich mit diesen goldenen Rosen! schrie der Gärtner, du hast es mit dem Bösen zu tun! Und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte des Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermesslichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der Kristallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schöngeschmückte Schiffe mit langen, fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

Ein solcher Bursch ist uns gerade vonnöten, sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden.

Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. Laß sehen, ob du glücklicher bist! sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde.

Triumph! rief der alte Fischer und fiel Goldenern zu Füßen, ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.

Heil unserem König! riefen die Fischer, und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu

Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Mähen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren, diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf dem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vorderteil des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.







# Anmerkungen

## Verzeichnis

der in den Anmerkungen abgekürzt angeführten Bücher

- Anmerkungsband(=bände). Siehe Grimm, Wilhelm.
- d'Aulnoy, Marie=Cathérine. Benutzt wurden die Contes des Fées in den Ausgaben à la Haye, 1698 (t. 1 und 2) und Paris 1725 (t. 3 und 4), die Contes nouveaux ou Les Fées à la mode in der Ausgabe Paris, 1725, beide weiter in den Abdrucken im Cabinet des Fées, II—IV.
- Basile, Giambattista, Lo Cunto de li cunti; benutzt die Ausgabe Napoli, 1674, Bened. Croces Neudruck (1891; nur der 1. Band erschienen) und desselben italienische Übertragung (1925), weiter die Übersetzungen ins Deutsche von Felix Liebrecht (1846) und ins Englische von N. M. Penzer (1932).
- Benz, Richard, Märchen=Dichtung der Romantiker, 1908 (und 1926).
- Bolte, Johannes, und Polivka, Georg, Anmerkungen zu den Kinder= und Hausmärchen der Brüder Grimm, 1913—1932.
- BP Siehe Bolte und Polivka.
- Brentano, Clemens, Märchen in El. Brentanos Sämtlichen Werken, herausgegeben von Carl Schüddekopf, XI—XII, 2, 1914—1917.
- Cabinet des Fées, Genève, 1787—1789.
- CdF Siehe Cabinet.
- Chauvin, Victor, Bibliographie des ouvrages arabes, V—VIII, 1901—1904.
- Cosquin, Emmanuel, Les Contes indiens et l'Occident, 1922.
- , Études folkloriques, 1922.
- Cox, Marian Roalfe, Cinderella, 1923.
- DM Siehe Grimm, Jacob.
- FF Communications, Edited for the Folklore Fellows, 1911 ff.

- Grimm, Brüder. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herm. Grimm und Gust. Hinrichs, 1881.
- Grimm, Brüder, Die Kinder- und Hausmärchen . . . in ihrer Urgeſtalt, herausgegeben von Friedrich Panzer, 1913.
- Grimm, Jacob, Kleinere Schriften, 1864—1890.
- , Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer (1878).
- Grimm, Wilhelm, Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band. Zweite Auflage, 1822; zitiert als Anmerkungsband 1822.
- , Dasſelbe, Dritte Auflage, 1856; zitiert als Anmerkungsband 1856.
- , Kleinere Schriften, 1881—1887.
- Hamann, Hermann, Die literariſchen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen, 1906.
- Hartland, Edwin Sidney, The Science of Fairy Tales, 1891.
- Heyden, Franz, Volksmärchen und Volksmärchen-Erzähler, 1922.
- Herrmann, Paul, Erläuterungen zu den erſten neun Büchern der Dänischen Geſchichte des Saxo Grammaticus, 1901 und 1922.
- Holder, Alfred. Siehe Saxo Grammaticus.
- KHM wird für die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm ohne Unterſchied der Auflage verwandt.
- Lang, Andrew. Siehe Perrault.
- Leffſ, Joſeph, Märchen der Brüder Grimm. Urfaffung nach der Originalhandschrift der Abtei Stenberg im Elſaß, 1927.
- MsM Siehe Weſſelski, Albert.
- Muſäus, Johann Karl Auguſt, Volksmärchen der Deutschen, 1782—1787.
- Perrault, Charles, Histoires ou Contes du temps paſſé, 1697, abgedruckt bei Andrew Lang, Perrault's Popular Tales, 1888 und P. Saintyves, Les Contes de Perrault, 1923.
- Saxo Grammaticus, Gesta Danorum, herausgegeben von Alfred Holder, 1886.
- Siehe auch Herrmann, Paul.
- Saintyves, P. Siehe Perrault.
- Schmidt, Kurt, Die Entwicklung der Grimmiſchen Kinder- und Hausmärchen, 1932.

- Schoof, Wilhelm, Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen (in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXIX, 1—118).
- Steig, Reinhold, Achim von Arnim und die ihm nahe standen, 1894—1904.
- Straparola, Giovanfrancesco, Le piacevoli notti in dem von Giuseppe Rua besorgten Neudruck, 1898 und 1908.
- Tausendundeine Nacht. Benutzt in den Übertragungen von Max Henning (1895—1899) und Enno Littmann, 1921—1928.
- Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, 1920 ff.
- Wesselski, Albert, Märchen des Mittelalters, 1925.
- , Versuch einer Theorie des Märchens, 1931.
- Wimberley, Lowry Charles, Folklore in the English and Scottish Ballads (1928).

## Das Erdkühlein

Dieses Märchen ist zuerst gedruckt in dem *Ander theyl* der *Garten gesellschaft* von . . . Martin Montanus, gedruckt von Paul Messerschmidt in Straßburg, wo es das 5. Capitel bildet: Ein schöne History von einer Frawen mit zweyen Kindlin; in der von Johannes Volte besorgten Ausgabe der *Schwankbücher* von M. Montanus, 1899 steht es 260—266; vorher schon war es abgedruckt bei H. Goedeke, *Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts*, 1879, 12—18 und F. Bobertag, *Vierhundert Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts* (1887), 241—247. Von dem Verfasser wissen wir nur, was er in seinen Büchern von sich sagt, und das ist blutwenig; da aber Messerschmidt nur von etwa 1559 bis 1566 in Straßburg gedruckt hat, ist die Zeit, wo das Märchen geschrieben worden und erschienen ist, wenigstens nach oben hin sicher. Ansonsten ist das älteste Buch von Montanus, der *Wegkürzer*, zum ersten Male 1557 herausgekommen<sup>1)</sup>.

Das Märchen von dem Erdkühlein — Montanus schreibt als *Allemanne Erdtkülin* — ist die älteste Darstellung des *Aschenbrödel*-Märchens: erst 1634 ist die *Iornata prima* oder der *Erste Tag* des *Cunto de li cunti* oder der *Geschichte der Geschichte* des Neapolitaners Giambattista Basile erschienen, wo die 6. Geschichte den Titel trägt *La gatta cennerentola* oder, wie das F. Liebrecht übersetzt hat, *Die Aschenkaze*, und Charles Perraults *Märchenbuch*, dessen 6. Stück *Cendrillon* ou *La petite pantoufle de verre* heißt, ist 1697 herausgekommen. Goethe hat, wie wir gesehen haben, das Erdkühlein nicht nur gekannt, sondern auch geliebt<sup>2)</sup>; den Brüdern Grimm aber ist

<sup>1)</sup> Siehe die Angaben Voltes in der Einleitung seiner Montanus-Ausgabe, aber auch in dem 3. Bande der ebenfalls von ihm herausgegebenen *Werke* Georg Wickrams, 1903, 393.

<sup>2)</sup> Weimarer Ausgabe, 4. Abt., IV, 62; Goethes *Briefe an Charlotte von Stein*, herausgegeben von F. Peterfen, 1923, I, 24; Goethe,

es fremd geblieben, und so haben sie, als sie 1816 in Büschings Wöchentlichen Nachrichten, II, 17—26, die aus dem Volksmunde der Oberlausitz von Theodor Peschel aufgezeichnete Geschichte von Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein lasen, nicht geahnt, daß diese eine aufgelegte Verschlechterung eines alten deutschen Märchens darstellte, dessen Erdkühlelein sich in eine Ziege und in eine Fee hatte spalten müssen. Aufgefallen immerhin ist ihnen oder dem jüngern Bruder die nahe Verwandtschaft mit ihrem Aschenputtel, und so hat Wilhelm das Märchen Peschels für die 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen übernommen oder, wie er sagte, entlehnt, nicht ohne es in seiner Weise — er sagte natürlich: „in unserer Weise“ — umgeschrieben zu haben, wobei die Fee einer weisen Frau hatte weichen müssen<sup>1)</sup>.

Dem Erdkühlelein, das in dem alten elsässischen Märchen die eigentliche Trägerin der Handlung ist, entspricht in dem um mehr als ein halbes Jahrhundert jüngern italienischen, dessen Aschenkaße eine Stieftochter ist, die übrigens der zweiten Stiefmutter zuliebe die erste umgebracht hat, eine Fata oder Fee, die ihr durch ihren Vater einen Dattelzweig schickt: der wächst rasch, und schon nach vier Tagen tritt aus ihm eine (also wohl eine andere) Fee heraus, die sich bereit erklärt, die Wünsche des Mädchens zu erfüllen. Dieses aber hat den abreisenden Vater nur gebeten gehabt, sie der Feentaube zu empfehlen, damit sie ihr etwas schicke (*che me raccoma nne a la palomma de le fate, decennole che me manneno quarcosa*); bei Perrault hingegen spielt der Vater keine Rolle, und der Tochter, die gleicherweise von ihrer Stiefmutter arg behandelt wird, hilft ungerufen ihre Patin, qui estoit Fée. Hier also hat der Baum des Erdkühleins keine Statt; wohl aber hat er eine solche in dem Grimmschen Märchen von dem Aschenputtel, dessen Heldin von der

Briefe und Tagebücher, herausgegeben von H. G. Gräf, I, 191. Siehe weiter E. Martin, Das Märchen vom Erdkühlelein in Goethes Briefen im Goethe-Jahrbuch, XIX, 297 f., wo denn auch der Text von Montanus abgedruckt ist; Martin meint, man werde „begreifen, wie Goethe sich in seiner Gartenhauseinsamkeit mit dem Erdkühlelein vergleichen möchte“, und nimmt an, daß er „das Märchen aus dem Buche kennen gelernt hat“.

<sup>1)</sup> Beide Texte sind einander gegenübergestellt bei Hamann, 130—141.

sterbenden Mutter aufgefordert wird, auf ihr Grab ein Bäumchen zu pflanzen: wünsche sie etwas oder sei sie in Not, so habe sie es nur zu schütteln, und die Mutter werde ihr helfen. So las man wenigstens 1812 in der ersten Ausgabe; von der zweiten an darf ihr die Mutter nur noch versprechen, vom Himmel herab auf sie zu schauen und um sie zu sein, aber als dann der Vater wegreitet, bittet ihn die Tochter, ihr das erste Reis mitzubringen, das ihm auf dem Heimwege an den Hut stoßen werde, dieses Reis pflanzt sie auf das Grab der Mutter, und daraus wird ein schöner Baum usw. usw. Wie man also sieht, ist mit der Zeit der von Perrault verworfene Baum doch in das ansonsten auf Perraults Darstellung beruhende Aschenputtel-Märchen gekommen, und zwar, wie Wilhelm Grimm sagt, aus einer hessischen Fassung, die, wie wir sagen, letzten Endes augenscheinlich auf Basile zurückgeht; er war aber schon im Erdkühlein da, und dieses ist solchermassen mit diesem Zuge auch im Aschenputtel zu dem Rechte gekommen, das es auch in dem Märchen von Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein behalten hat. Der Name Erdkühlein ist übrigens bis heute noch nicht erklärt; Bolte meint, am besten lasse sich ihm das Erdferkel vergleichen, das in einer elsässischen Sage als Hüter eines vergrabenen Schatzes auftritt<sup>1)</sup>.

Von den einzelnen Motiven, die in dem Märchen von dem Erdkühlein vorkommen, ist wohl, abgesehen von dem Ersteigen eines hohen Baumes, um Umschau zu halten, das am weitesten verbreitete das Ausstreuen von Mehl, Spreu usw., um den Rückweg finden zu können. In den *RM* begegnen wir ihm in dem in diesem Teile dem Petit poucet von Perrault entnommenen Hänsel und Gretel, dann in n° 40 (Der Räuberbräutigam) und n° 46 (Fitchers Vogel); auch Basile kennt es (V, n° 8). Nachweisungen geben, zu Perrault, Lang, CV und *Saintyves*, 306 f., weiter *Cor*, 488, *Chauvin*, VI, 179, VII,

<sup>1)</sup> Im Vogtlande oder wenigstens in der Umgebung von Delsniz weiß man von Erdhühnchen zu erzählen, und nach J. Aug. Ernst Köhler, *Volksbrauch, Aberglauben, Sagen... im Vogtlande*, 574 f., n° 196 glaubt man, daß in ihnen die Seelen Verstorbenen stecken; siehe zu dieser Vorstellung (nicht zu den Erdhühnchen) D. Lobler, *Die Epiphanie der Seele in deutscher Volks Sage (Kieler Dissertation)*, 1911, 32 f.

101, *BP*, I, 370, Cosquin, *Études*, 382 f., P. Voorhoeve, *Überzicht van de Volksverhalen der Bataks* (Diff.), 1927, 158 zu n° 158. Jacob Grimm hat in der Abhandlung *Irmenstraße und Irmen säule*, 1815, 10 (*Bl. Schr.*, VIII, 473 f.) gesagt: „Nach einer andern lebendig abweichenden Erzählung hatte sich Phaeton selber die glühende, glimmende Asche ausgestreut, um sich den Weg vorzuzeichnen, gerade wie Kinder in den Märchen Brotkrumen, Körner und weiße Kiesel, an denen sie den Heimweg wissen könnten“ und dazu in einer Fußnote auf „*Kindermärchen*, I, S. 91 ff.“ (*Hänsel und Gretel*) verwiesen; von dieser Bemerkung hat Wilhelm Grimm in dem *Anmerkungsbande* weder 1822, noch 1856 Notiz genommen, und auch bei *Volte und Polsvka* ist sie übergangen worden. Fr. von der Leyen<sup>1)</sup> erblickt eine Parallele zu dem Motiv des Ausstreuens in der Erzählung von dem Faden der Ariadne, der Theseus den Rückweg aus dem Labyrinth ermöglicht. Näher steht wohl eine Stelle in der Beschreibung der Reise von Makarios dem Ägypter zu dem von zwei heidnischen Zauberern als Gegenstück zu dem Paradiese angelegten Garten: um den Rückweg zu finden, steckt Makarios jede Meile ein Schilfrohr in den Wüsten sand; der Teufel aber nimmt sie allesamt weg und legt sie, während der Mönch schläft, neben ihn, und das hat Gott gestattet, um ihm zu zeigen, daß er nicht hätte auf die Rohrhalme hoffen, sondern sich auf seine Gnade verlassen sollen<sup>2)</sup>. Nachträge aus Volks erzählungen zu den an den oben genannten Stellen angeführten Nachweisen geben zu wollen, hätte wohl keinen Zweck; festgestellt sei immerhin, daß auch Karl Zimmermann das Motiv benützt hat, nämlich in dem „*Baldmärchen*“ *Die Wunder des Speffart*, das an dem Schlusse des 5. Buches des *Münchshausen* steht<sup>3)</sup>.

Der Wunderbaum, der übrigens einigermaßen an den wandernden Garten in einer indischen Geschichte erinnert, die ich zu dem 13. Märchen der Grimm, den *Drei Männlein im Walde*,

<sup>1)</sup> *Lesebuch des deutschen Märchens*, 1934, 172.

<sup>2)</sup> *Historia Lausiaca*, c. 19 f. (*Patrologia graeca*, XXXIV, 1052, *Patrologia latina*, LXXIII, 114; siehe weiter R. Reitzenstein, *Historia monachorum und Historia Lausiaca*, 1916, 175 f.).

<sup>3)</sup> *Vorberger*, III, 88, 90, *Maync*, II, 100, 103.



in Beziehung gebracht habe<sup>1)</sup>), ist zwar nicht mit dem Erdkühlein, aber mit dem auf ihm beruhenden Märchen von Einäuglein, Zweinäuglein und Dreiäuglein sozusagen über die ganze Welt gewandert; Wolte und Polivka haben zu diesem Märchen eine reiche Zahl von Nachahmungen beigebracht, und diese Liste wäre, da seither zwanzig Jahre vergangen sind, leicht zu vermehren; anstatt aber eine trockene Reihe von Büchern mit Aufzeichnungen mündlicher Überlieferungen zu nennen, sei lieber gezeigt, welche Wandlungen der Wunderbaum des Erdkühleins in dem modernen Indien erlebt hat, indem wir eine der von F. W. Bradley-Virt 1920 herausgegebenen Bengal Fairy Tales (150 f.) kurz nacherzählen:

Einem Könige werden nach langer Kinderlosigkeit von seiner jüngsten Gattin Ahtlinge geboren, sieben Knaben und ein Mägdlein, aber die andern Königinnen sagen ihr, sie habe Mäuse und Frösche geboren, stecken die Kinder in Töpfe und vergraben sie so unter einem Aschenhaufen; dem Könige sagen sie dasselbe, was sie seiner Lieblingsgattin gesagt haben, er verstoßt diese, und sie frisst nun ihr Leben, indem sie Kuhfladen, als welche zum Heizen gebraucht werden, sammelt. Für das Land aber kommen schwere Zeiten: eine dunkle Wolke hüllt den Königspalast ein, die Vögel vergessen zu singen, die Blumen zu blühen, und eines Morgens muß der Gärtner melden, daß für das tägliche Opfer des Königs keine Blüten mehr da sind; nur acht Bäume, die auf dem Aschenhaufen gewachsen seien, sieben Tschampa und eine Parul, trügen jeder eine einzige Blüte. Der König befiehlt ihm, sie zu holen, aber als er hinkommt, ruft die Parul: Tschampa, meine sieben Brüder, seit ihr wach? — Ja, antworten sie. — Sollen wir dem Gärtner Blüten für das Opfer des Königs geben? — Nein, nicht eher, als bis er selber kommt. Und indem sie so sprechen, steigen die Blüten aufwärts, bis sie außer Reichweite sind. Der König kommt, wieder folgt das Gespräch der Bäume, nur sagen diese jetzt, die älteste Königin müsse kommen; die Blüten aber steigen höher. Das geht so weiter, bis die sechs Königinnen da sind, und nun sind die Blüten so hoch am

---

<sup>1)</sup> Versuch, 76 f.

Himmel wie die Sterne. Da verlangen die Bäume auch die jüngste Königin, und sie wird, mit Ruhmst beschmiert, wie sie ist, in einem königlichen Palankin geholt: jetzt senken sich die Blüten, und aus ihnen springen sieben königliche Knaben und ein schönes Mädchen, und die nennen die Verstoßene Mutter und erzählen dem Könige ihre traurige Geschichte.

2

### Fünfe kommen durch die ganze Welt

Dieser Titel beruht auf dem des seit 1819 71. Stücks der KHM, der lautet: Sechse kommen durch die ganze Welt; in den Kinderspielen und Gesprächen von Schummel, wo unser Märlein II, 1777, 270—276 steht, bildet es einen Teil des XIV. Abschnittes (210—308), der sich Das Pfänderspiel nennt. Von den an diesem Pfänderspiel teilnehmenden Kindern, haben wir zwei, die hier wenig mitreden, gestrichen und ihre Bemerkungen auf die andern verteilt. R. Benz, der, wie wir oben gesehen haben, in dieser Lügenschurre „das erste schlicht und frisch erzählte deutsche Volksmärchen“ erblickt, sie aber dann auch das „erste literarisch fixierte“ (deutsche) „Profamärchen“ nennt, setzt das, was er als „die ewige Unterbrechung durch lächerliche Fragen und Antworten“ bezeichnet und was ihn ebenso stört wie „die ironische Tendenz und die Auffassung als artige Lüge zur Unterhaltung dummer Gännschen“, in Klammern. Wir wollten ihm darin nicht folgen, zumal da diese Schilderung eines Pfänderspiels unter der Jugend guter Bürgerhäuser an eine andere, allerdings nur ein paar Zeilen füllende erinnert, die, aus demselben Jahre (5. Januar) stammend, von Goethes Mutter herrührt: „Acht junge Mädels waren bey mir . . . wir spielten, stirbt der Fuchs, so giebt sein Balg und da gabs Euch Pfänder daß es eine Lust war. Auch wurden Märghen erzählt, Rägel aufgegeben, es war mit einem Wort ein groß Gaudium“<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Briefe der Frau Rat Goethe, gesammelt und herausgegeben von A. Köster, 1904, I, 11 (an J. B. Krespel); siehe WP, IV, 79.

Die Lügengeschichte, zu deren Erzählung sich die kecke Louise selbst verurteilt hat, könnte, abgesehen von der Tatsache, daß sie einen alten und weitverbreiteten Stoff behandelt, Schummels Eigentum sein: wenigstens läßt er die Erzählerin nicht, wie er es sonst tut, die Quelle angeben oder andeuten; dagegen aber spricht der bei einem ansonsten so tüchtigen Autor nicht gleichgültige Umstand, daß der Klopffechter, der erste der fünf Kerle, von seiner Gabe, es mit zwei Duzend auf einmal aufnehmen zu können, keinerlei Gebrauch macht, also besser mit dem sich durch keinerlei besondere Fähigkeit auszeichnenden Abenteuerer, der sonst in den Märlein dieser Art die Helfer dingt, zu Einer Person zu vereinigen gewesen wäre, wie es denn in der ältesten Darstellung, nämlich in der um die Zeit von 1400 anzusetzenden Novelle Giovanni Cercambis<sup>1)</sup>, ein reich gewordener Bauernsohn, in der zweitältesten aber, die sich bei Giambattista Basile findet (III, n° 8), geradezu ein Dummkopf ist, der seine Gefährten aufflaubt.

Den vier Helfern bei Schummel, dem scharfsichtigen Schützen oder Jäger, dem Läufer, dem Starken und dem Bläser, entsprechen bei Cercambi der Läufer, der einen Rehbock errennt, der Horcher, der das Gras wachsen hört, der Schütz, der eine Schwalbe hoch aus der Luft herabschießt, und der Bläser, der in einer Mühle ohne Wasser und Wind den Mühlstein durch Blasen antreibt<sup>2)</sup>, bei Basile der Läufer, der einen Hirsch errennt, der Horcher, der Schütz, der eine Erbse von einem Stein wegschießt, der Bläser, der Deichgräbern die Hitze durch sein Blasen erträglich macht, und der Starke, der sich so viel Bäume, Steine usw. aufladet, daß sie hundert Fuhrmannswagen nicht weggebracht hätten. In beiden Fassungen muß der Läufer mit einer Königstochter um die Wette laufen: bei Cercambi weckt den Eingeschlafenen der Schütz durch einen Schuß in die von ihm geholte Flasche, während er bei Basile der Prinzessin den Stein, dessen Kraft dem Läufer die Beine fesselt, aus dem Ringe schießt. Bei Cercambi erhält der Bauernsohn die Prinzessin zur Gattin; Basiles Dummkopf aber verzichtet auf sie gegen so viel Gold und Silber, wie einer seiner Helfer werde tragen

<sup>1)</sup> Wesselski, *MdM*, 76—79, 216 f.

<sup>2)</sup> So ist die Inhaltsangabe bei *WP*, II, 84, zu verbessern.

können, und hier zerstreut der Bläser die Reisigen, die der König dem Starcken nachgeschickt hat.

Dieser Starcke, der also in einer richtiggehenden Erzählung erst bei Basile auftritt, ist augenscheinlich quello che ogni cosa tolse a salario, der, der alles als Lohn nahm, mit dem Angelo Poliziano zwischen 1477 und 1479 die Reihe seiner sechs tüchtigen Kerle eröffnete, unter denen einer das Gras jenseits des Meeres knistern hörte, ein anderer mit der Armbrust Fliegen schoss und ein dritter mit Klöbgen an den Füßen die Hasen erlief<sup>1)</sup>.

Bedeutungslos ist für uns die schon im fünfzehnten Jahrhundert gedruckte Novella di Rizardo re di Thebe<sup>2)</sup>, und auch die Erzählung der Madame d'Aulnoy, Belle-Belle ou Le chevalier Fortuné (1698) ist nur zu erwähnen, weil in ihr, augenscheinlich erstmalig, der Bläser seine Kräfte dartut, indem er Windmühlen, also nicht mehr unmittelbar den Mühlstein, in Bewegung setzt und erhält; ansonsten spielen auch hier Starcker und Bläser dieselben Rollen wie bei Basile und bei Schummel.

Während nun das 71. Stück der RHM, abgesehen von einzelnen Zügen, auf Basiles Darstellung zurückgeht, ist für die „Erzählung aus den Schwalmgegenden“, die Wilhelm Grimm am 11. Dezember 1813 von dem damaligen Theologie-Kandidaten Ferdinand Sieber aus Treysa erhalten<sup>3)</sup> und 1822 und 1856 in der Anmerkung mitgeteilt hat, die letzte Quelle Schummels Text; ihr erster Erzähler allerdings mag auch aus dem 9. Bande des Bade Mecum für lustige Leute (1783) geschöpft haben, wo das Märlein der Kinderspiele und Gespräche als n<sup>o</sup> 129 leicht, aber nicht zu seinem Vorteil bearbeitet worden ist<sup>4)</sup>, wie denn auch G. A. Bürger für das Vierte und das Fünfte See-Abentheuer in des Freyherrn von Münchhausen Wunderbaren Reisen (1786) nicht die Erzählung Schummels, sondern die Bearbeitung des Bade Mecum als Vorlage be-

<sup>1)</sup> A. Wesselski, Angelo Polizianos Tagebuch, 1929, 113.

<sup>2)</sup> Köhler, II, 590 f.; Giamb. Passano, I Novellieri italiani in Prosa<sup>2</sup>, 1878, I, 459.

<sup>3)</sup> Schoof, 59—64.

<sup>4)</sup> Siehe den Abdruck bei WY, II, 80—83; leider hat Volte Schummels Darstellung nicht gekannt.

nugt hat<sup>1)</sup>. Nicht dem *Bade Necum* andererseits, sondern dem spätern Volksbuch von dem pommerschen Fräulein Kunigunde, von dem Wilhelm Grimm 1822 und 1856 Auszüge gegeben hat, ohne es indessen als das, was es ist, nämlich eine Bearbeitung des Märchens der *Aulnoy* zu bezeichnen, ist E. M. Urndt für sein 1843 erschienenenes Märchen *Der starke Hans verpflichtet*<sup>2)</sup>.

Zuerst bei Schummel findet sich augenscheinlich, daß der Starke einen Wald mit einem Seile umwindet und auf Einen Ruck niederreißt. Aus diesem Starken, den sie wohl aus dem *Münchhausen* kennt, hat Selma Lagerlöf einen Riesen gemacht<sup>3)</sup>; umgekehrt ist es im Volksmund häufig ein Riese, den ein

<sup>1)</sup> Siehe *WP*, II, 83, n.; danach sind die Ausführungen E. Ebssteins in dem Nachwort zu dem Neudruck der 1. Ausgabe des *Bürgerischen Münchhausen* (1925, 67) zu korrigieren. Bürger hat natürlich auch andere Quellen benützt: so hat z. B. er allein den Zug, daß sich der Läufer an jedes Bein ein an die fünfzig Pfund schweres Gewicht hängt, um seine Schnelligkeit zu vermindern; dieser Läufer entspricht ja dem, *che havea ceppi legati a i piedi, e correndo vinceva le lepre*, in *Polizians Tagebuch*; aber obwohl dieses, allerdings nicht als solches, veröffentlicht war, ist kaum anzunehmen, daß er die außerordentlich seltenen Drucke der von Lodovico Domenichi 1548 und 1550 herausgegebenen *Facetie et motti arguti* (s. *Wesfelski, Polizians Tagebuch*, VII und XXXIII) gekannt hätte. Vielleicht hat er, vielleicht ebenso wie Polizian oder dessen Gewährsmann, Dinge im Auge gehabt, wie etwa die Geschichte von *Philetas von Kos*, der sich Bleiklumpen hat an die Füße binden müssen, um nicht vom Winde verweht zu werden (*Athenaios*, XII, 522 b; *Milianos, Varia historia*, IX, 14; siehe *WP*, I, 396, Fr. 3. *Brecht, Motiv- und Typengeschichte des griechischen Spottepigramms*, 1930, 92), oder wie das Exempel von dem klugen Mädchen bei *Étienne de Bourbon* (*Anecdotes historiques, publiés par A. Lecoy de la Marche*, 1877, 223, n° 264), übernommen für das *Speculum morale*, 3, 3, 1 (*Venetii*, 1490, 170 a), oder die Geschichte von der Prinzessin, für die andere denken, im *CdF*, XXXIV, 244. Hieber gehört ja auch der freilich viel spätere *Baron von Hüpfenstich* in *Clemens Brentanos gleichnamigem Märchen* (XII, 1, 71), nicht zu vergessen der bekannten *Schneiderscherze*, wie sie z. B. in den *RM*, n° 163 (Anfang) und n° 183 (Ende) vorkommen.

<sup>2)</sup> *Märchen und Jugenderinnerungen*<sup>2</sup>, 1913, II, 228—277; siehe *WP*, II, 85 f., III, 84.

<sup>3)</sup> *Wunderbare Reise des kleinen Nil Holgersson*, Kap. 52 (*P. Kleibers Übersetzung*, II, 488).

Schwacher blufft, indem er ihm, aufgefordert, Holz zu holen, das Angebot macht, den ganzen Wald auf diese Weise herbeizuschaffen, oder gar Anstalten dazu trifft<sup>1)</sup>.

Das Märlein ist wohl in Italien entstanden, aus dem die drei ältesten Texte vorliegen, und ist von hier aus über den nahen Orient bis weit nach Asien hinein gedrungen; ja, dürfte man die Nachweisungen bei Bolte und Polívka, II, 94 f. unbesehen als richtig annehmen, so wäre es auch in Nordindien weit verbreitet. Leider aber gehören von den fünf dorthier stammenden Aufzeichnungen, die erwähnt werden, die vier, die ich nachschlagen konnte, zu andern Typen, in denen ein Held Helfer gewinnt, und ähnlich mag es auch u. a. mit den für mich derzeit nicht nachprüfbaren Nachweisungen aus dem fernen Osten stehen. Nicht zu unserm Märlein zu stellen ist jedoch auch, trotz einiger oberflächlicher Ähnlichkeit, eine Episode in einer Geschichte des Bahār-i-danāš des 1671 verstorbenen Inājat-allah Kanbū<sup>2)</sup>, wo ein Königssohn hintereinander drei Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften findet, und die Erzählung *Les prouesses et la mort du capitaine Tranchemont et de ses braves*<sup>3)</sup> ist, obwohl Fr. Just. Bertuch ihre deutsche Übersetzung in der *Blauen Bibliothek aller Nationen*<sup>4)</sup> so einbegleitet hat: „Unsere Leser sehen, daß die Märchen à la Münchhausen schon bei den Arabern Mode waren“, von Cazotte erfunden<sup>5)</sup>.

Zu dem Zuge, daß der Läufer einschläft und von dem Schützen geweckt wird, habe ich (*MdM*, 217) den sogenannten Hymnus an die Seele der Thomas-Akten angezogen<sup>6)</sup>: Der um die Perle ausgesandte Jüngling ist in Schlaf verfallen; dies sehen seine

1) Siehe Köhler, I, 382, weiter, aber nur zum Teil, *BP*, III, 333 f., Motiv B.

2) Translated from the Persian by Jonathan Scott, 1799, II, 285 f.

3) Chauvin, VII, 124, n° 392.

4) VI, 1790, 425–482.

5) Siehe u. a. Chauvin in der *Revue de l'instruction publique en Belgique*, 1908, 257.

6) R. A. Lipsius, *Die apokryphen Apostelgeschichten*, 1883 f., I, 292 f.; E. Hennecke, *Neutestamentliche Apokryphen*<sup>2</sup>, 1924, 277 f.; M. Ab. James, *The Apocryphal New Testament*, 1924, 411 f.; vgl. R. Reizenstein, *Hellenistische Wundererzählungen*, 1906, 103 f.

Eltern, und sie wecken ihn durch einen Brief, der wie ein Adler hinfliegt und „ganz Rede“ wird. Nach K. Meuli hingegen<sup>1)</sup> wäre „der älteste Kern der Argonautensage eine dem Märchen von den Kunstreichen Helfern sehr nah verwandte Erzählung, in der berichtet wurde, wie ein Held mit der Hilfe von Tieren, vielleicht auch Naturkräften wie Wind und Frost, von der Sonne eine Jungfrau — vielleicht auch einen Hort, vielleicht auch beides — gewann, indem seine Helfer für ihn ihre wunderbaren Kräfte zur Lösung gestellter Aufgaben oder zur Bewältigung hindernder Gefahren einsetzten“.

### 3

#### Die Padde

„Das Märchen von der Padde“ steht als das 4. der Gruppe Kindermärchen und nach der fortlaufenden Zählung als 60. Stück der Volks-Sagen, Märchen und Legenden, gesammelt von J. G. Büsching, 1812, 286—295; wie Büsching sagt, verdankt er es „freundlicher mündlicher Mitteilung“. In der 2. (3.) Auflage seines Buches (1824), für die es leicht überarbeitet worden ist, heißt es „Paddegotjen“; in dieser Fassung ist es bei Fr. H. von der Hagen, Erzählungen und Märchen, 1825, I, 258 f., und bei H. Kletke, Märchensaal, 1845, II, 243 f., abgedruckt worden.

Der Eingang beruht in letzter Instanz auf dem 1. Märchen des 2. Tages in Basiles Sammlung, betitelt Petrosinella. Dort wird die Peterfilie oder Petrosinella von einer Schwangern gestohlen, die ihr Gelüst danach nicht anders befriedigen kann; entdeckt, muß sie versprechen, das von ihr erwartete Kind der Besitzerin des Gartens, einer Orca, zu überlassen, und den Namen Petrosinella erhält dieses Kind nach einem Muttermale auf der Brust, das so aussieht. Der weitere Verlauf dieses Märchens, der uns hier nichts angeht, entspricht dem freilich nicht unmittelbar darauf zurückgehenden 12. der RHM, in dem

<sup>1)</sup> Odyssee und Argonautica] (Baseler Diss.), 1921, 22 f. (4 f.), und Hermes, LXX, 166.

das unter ähnlichen Umständen geborene Töchterlein wegen der seinerzeitigen Schwangerschaftsgelüste seiner Mutter nach Rapunzel einer Fee (von der 2. Auflage an, die jede Anspielung auf die Schwangerschaft und die damit verbundenen Gelüste gestrichen hat, ist die Fee durch eine Zauberin ersetzt worden) übergeben werden muß und von ihr Rapunzel genannt wird<sup>1)</sup>. In diesem Märchen und in seiner italienischen Quelle ist es übrigens notwendig, daß die Heldin besonders lange Haare hat; in Büschings Darstellung, die ja nur im Anfange einigermaßen zu dem italienischen Texte stimmt, bedeutet dies nur eine Reminiszenz.

Auf Basiles Märchen beruht jedoch neben andern literarischen Darstellungen, aber wieder nur in ihrem Anfange auch die Chatte blanche der Madame d'Aulnoy: hier ist die Schwangere nicht so, wie bei Basile, eine Frau aus dem Volke, sondern eine Königin, aber ihr Töchterlein muß auch sie weggeben, allerdings an Feen. Diese verwandeln die Prinzessin im Verlaufe der Begebenheiten in eine weiße Rabe, und das entspricht in Büschings Märchen der Verwandlung in eine Padda, die freilich durch den Fluch einer Äbtissin vor sich geht, ähnlich wie in dem 25. Märchen der Grimm die Söhne in Raben verwunschen werden<sup>2)</sup>. Daß ansonsten jedoch die Überlieferung, die durch Büschings Buch erhalten ist, auf das Märchen der Aulnoy zurückgeht, ergibt sich aus der auffallenden Übereinstimmung in dem weiteren Gange der Handlung in den zwei Fassungen.

---

<sup>1)</sup> L. Bechstein gibt (Mythe, Sage, Märchen und Fabel, 1854, II, 233 f.) eine kleine „botanisch-mythische“ Abhandlung über diese Rapunzel, die er unter den andern Rapunzeln als die Rapunzelwurzel (*Oenothera biennis* L.) bestimmen will, die auch Französische Rapunzel und Talgkerze heißt; diese „stimmt am meisten zu dem in“ (Grimmschen) „Märchen ausgesprochenen Gelüst einer Schwangeren, zumal da im Volke, wenigstens in Thüringen, der Glaube lebt und die Rede geht, ein Pfund dieser ungemein nahrhaften Wurzel gebe mehr Kräfte als ein Centner Ochsenfleisch“. *Petroselinella* hingegen weist nach ihm auf das *Apium Petroselinum latifolium* hin.

<sup>2)</sup> Weder zu dieser Stelle, noch zu andern, wo das Motiv wiederkehrt, sind bei WY Nachweise gegeben (I, 228; II, 345, 361; III, 534), und so darf das angesichts des hier vorliegenden ungeheuern Materials auch von uns nicht verlangt werden.



Die Liebe der drei Prinzen zu Petersilie ist zwar bei der Französin ohne Gegenstück, aber ihre drei Prinzen werden, gerade so wie die Büschingschen, vor drei Aufgaben gestellt, und diese sind hier und dort sozusagen dieselben, wenn auch die Reihenfolge der ersten und der zweiten vertauscht ist: Bei der Mulnoy verspricht der Vater sein Reich dem Sohne, der ihm das kleinste Hündchen bringen werde, und der jüngste Sohn erhält von der weißen Katze eine Eichel, die einen Hund einschließt, der passoit au milieu d'une bague sans y toucher; bei Büsching fordert der König ein Hündlein, das in eine Muschelschale paßt. Dem von Büschings König verlangten Stück Leinwand von hundert Ellen, das man durch einen goldenen Ring ziehen kann — überflüssig fast, auf die eben erwähnte Bague der Mulnoy zu verweisen, durch die das Hündchen schlüpft —, entspricht in dem französischen Märchen une piece de toile si fine, qu'elle passat par le trou d'une éguille a faire du point de Venise<sup>1)</sup>, und die dritte Aufgabe, das schönste Mädchen als Braut zu gewinnen, ist beiden Fassungen gemeinsam.

Die in Büschings Märchen aufbewahrte Überlieferung fußt also in ihren wichtigsten Teilen auf dem Märchen von der Chatte blanche; die Entzauberung freilich, die bei der weißen Katze vor sich geht, indem ihr der Prinz den Kopf und den Schwanz mit seinem Schwerte abschlägt — daß er beides nach ihrem Auftrage hätte ins Feuer werfen sollen, hat dann entweder er oder die Madame d'Mulnoy vergessen<sup>2)</sup> —, ist bei Büsching ohne Entsprechung: sein Prinz sieht einfach seine künftige Gattin, die reizende Petersilie, in einem herrlichen Wagen, gezogen von sechs mächtigen schwarzen Pferden usw.,

<sup>1)</sup> Leinengewebe und Hündchen in Haselnüssen auch in dem nach dieser Frucht benannten Märchen von Caroline Stahl (Anmerkungsband 1822, 418; 1856, 333).

<sup>2)</sup> Wenigstens fehlt die Ausführung dieses Teils des dem Prinzen gegebenen Auftrags sowohl in dem Texte der Contes nouveaux ou Les fées a la mode, II, 83, als auch in dem des CdF, III, 509; Benjamin Labart ergänzt das (Fairy Tales, 1817, 28): . . . with a trembling hand he drew his sword, cut off her head and tail, and threw them into the fire.

während er die Padde hat in einen Wagen aus Karterpappe einsteigen sehen, gezogen von Wasserratten, und diese Fuhrwerkart stammt wohl aus der Cendrillon von Ch. Perrault<sup>1)</sup>.

Woher aber stammt Büschings Padde oder Kröte? Nun, letzten Endes augenscheinlich aus einer Erzählung in den zuerst 1552 (und 1553) erschienenen *Mondi* von Antonfrancesco Doni; diese habe ich 1931 (Versuch, 131 f.) in einem ausführlichen Auszuge mitgeteilt, und so darf ich mich an dieser Stelle auf das Nötigste beschränken. Bei Doni ist es eine rana, also ein Frosch, der dem dritten Sohne, auf daß der seines Vaters Wunsch — es handelt sich nur um diesen einen Wunsch — erfüllen könne, eines seiner Mädchen, also wieder einen Frosch, zur Frau gibt, nicht ohne ihm als deren Mitgift eine Nuß zu überreichen; als diese, ein Zauberding (la quale era fatata), von dem Vater, wie es der gütige Frosch gewünscht hat, zu Boden geworfen wird, springen aus ihr Fräulein, Diener, Pferde, Paläste, und die ganze Hochzeitsgesellschaft findet sich, ohne daß sich jemand von der Stelle gerührt hätte, an einer köstlichen, reichbesetzten Tafel usw. usw. Bei der für deutsche Hörer und Leser bestimmten Nacherzählung waren natürlich beide Frösche, der erste, in dem eine Nymphe steckte, und der zweite, der eines ihrer Mädchen war — nicht nur im Italienischen, sondern auch in allen romanischen, aber auch in den slawischen Sprachen ist das Wort für Frosch weiblichen Geschlechtes —, unmöglich; das Wort Fröschin zu bilden, das das Deutsche Wörterbuch erst aus dem Jahre 1848 belegen kann, fiel niemand ein, und so war der natürlichste Ausweg aus der Schwierigkeit, die sich aus der Verschiedenheit des wirklichen und des grammatikalischen Geschlechtes ergab, die Ersetzung durch ein verwandtes Tier, also durch die Kröte. Da sich aber mit dieser allenthalben unangenehme Vorstellungen verbanden, so hat wohl Büsching oder vielleicht schon die Person, der er sein Märchen verdankte, die Bezeichnung Padde

---

<sup>1)</sup> Vgl. aber auch die Schilderung des Wagens der Königin Mab in Michael Drayton's *Nymphidia* (1627; in dem Abdruck bei Joseph Ritson, *Fairy Tales*, 1831, 94), die wohl auf *Romeo and Juliet*, Act I, sc. 4, zurückgeht.

gewählt; die Brüder Grimm hingegen, denen eine ähnliche Überlieferung zugegangen war<sup>1)</sup>, konnten für das 3. der 1812 in der n° 64 (Von dem Dummling) vereinigten vier Stücke den „entsetzlich häßlichen“ Frosch, der übrigens erst bei der dritten Aufgabe auftrat, behalten, da er sich sofort „in die schönste Dame, die je gelebt hatte, verwandelt“. Die Kröte einer ihnen schon damals bekannt gewesenen andern volkstümlichen Fassung<sup>2)</sup> paßte selbstverständlich auch ihnen nicht, und erst von der 2. Auflage (1819) an, für die Wilhelm eine neue volkstümliche Vorlage bekommen hatte, die leider nicht mehr erhalten ist, erzählte er in dem seither 63. Märchen schon bei dem ersten Auftrage des Vaters von einer Itzche, nicht ohne dieses Wort bei seiner ersten Verwendung durch das ihm in Klammern beigefetzte Wort Kröte zu erklären<sup>3)</sup>. Hier zeigt sich übrigens der Einfluß Donis deutlich auch in dem Punkte, daß der Königssohn sein Itzchen von der Itzche zur Frau erhält, daß sich also zwischen ihn und seine zuerst tierische Braut eine anscheinend derselben Tiergattung wie diese angehörnde Vermittlerin einschleibt; die Kutsche aber, in die er die Itzche setzt und die sich dann samt der Braut verwandelt, beweist den Einfluß des ältern Büschingschen Märchens. Auf Doni aber beruht wohl in beiden Fassungen des Grimmschen Märchens, der von 1812 und der von 1819, an der später nicht viel mehr geändert worden ist<sup>4)</sup>, auch der Eingang: den drei Federn, die bei den Grimm in beiden Fassungen der Vater in die Luft bläst, auf daß sie den Söhnen als Wegweiser dienen, entsprechen bei ihm die drei Kugeln oder Bällchen, die die drei Söhne abschießen<sup>5)</sup>. Ähnliches findet sich allerdings auch in einer ursprünglich persischen Erzählung von Tausendundeiner Nacht<sup>6)</sup>, aber in einem Zusammenhange, der ganz

<sup>1)</sup> Lessß, 51 f.

<sup>2)</sup> Lessß, 49 f.

<sup>3)</sup> Dasselbe hat er schon 1815 in der n° 41 (Der Eisenofen; jetzt n° 127) getan.

<sup>4)</sup> Vergl. die synoptische Darstellung bei Schmidt, 260—270; siehe auch ebendort, 369 f.

<sup>5)</sup> Wesselski, Versuch, 132, 134.

<sup>6)</sup> Chauvin, VI, 133 f.: Pari Banou.

anders ist<sup>1)</sup>); die Darstellung Donis jedoch bildet den Ausgangspunkt der langen Märchenreihen, aus denen besonders die Weiße Raqe der Aulnoy hervorragt.

Ohne Einfluß auf das Büschingsche und auf beide Fassungen des Grimmschen Märchens ist das 13. Stück der Braunschweiger Feen-Mährchen von 1801 (271—286) geblieben, betitelt König Durandu und seine drey Söhne. Diese, die Drillinge sind „und in einem eben demselben Augenblicke geboren“, haben zuerst einen Rahn zu bringen, „zu dem kein Spänchen gehauen, sonder der im Ganzen gewachsen wäre“, und diesen erhält der, der als einziger bescheiden ist, Alphons mit Namen, von einem Greise, den seine Brüder gehänselt haben, während er ihm liebevoll und ehrerbietig begegnet ist; dieser Greis, „einer von den guten Geißtern, welche dazu unter den Menschen wandeln, um ihnen zu helfen und ihre Schritte zu leiten“, ist es auch, der ihn, als der König dann „die kleinste und feinste Webeleinwand“ fordert, unsichtbar zu dem Schlosse einer weißen Raqe geleitet. Diese gibt ihm beim Abschiede eine Nuß mit dem Bemerkn, darin werde sein Vater die gewünschte Leinwand finden; bei der Öffnung zeigt sich, daß darin eine viel kleinere Nuß ist, in dieser ein Gerstenkorn, und in diesem die Leinwand<sup>2)</sup>. Als es schließlich gilt, die schönste Braut zu bringen, läuft Prinz Alphons todunglücklich zu der weißen Raqe, die er so innig liebt, daß er keine andere heim-

<sup>1)</sup> Gleichwohl ist die Erzählung von der Peri Banu auch in Europa in die Volksüberlieferungen übergegangen; siehe Cosquin, Contes indiens, 289 f., weiter Ad. Rittershaus, Die neuisländischen Volksmärchen, 1902, 182 f., Ein. Vl. Sveinson, Verzeichnis der isländischen Märchenvarianten (= FF Comm., n° 83), 83 f.

<sup>2)</sup> Bei der Aulnoy steckt in der Nuß eine Haselnuß, in dieser ein Kirschkern, in diesem ein Weizenkorn, in diesem ein Hirsekrönnchen, und erst in diesem das vierhundert Ellen lange Stück Leinwand; hier also liegt die Abhängigkeit von der Aulnoy, die vorher und nachher fraglich erscheinen könnte, auf der Hand. Nicht übernommen worden ist der Zug aus dem Märchen der Aulnoy, daß der Prinz, als das Hirsekrönnchen zum Vorschein kommt, vor sich hinbrummt: „Weiße Raqe, weiße Raqe, du hast mich an der Nase geführt!“; merkwürdigerweise hat sich dieser Zug in einem Märchen der rumänischen Zigeuner erhalten (W. Nichele, Zigeunermärchen, 1926, 174).

führen will; natürlich wird sie nun zu einer Prinzessin usw., aber wieso sie vorher eine Kaze gewesen ist, erfahren wir nicht.

Diese Version haben die Brüder Grimm schon 1812 als Variante genannt, und so wird sie auch bei Volte und Polivka bezeichnet; weder bei den Grimm aber, noch bei Volte und Polivka ist die noch ältere Version erwähnt, die in den Christian August Vulpius zugeschriebenen Ammenmärchen<sup>1)</sup>, 1791, 39—92 steht: Der Schwan oder: Die Prüfung des Herzens: Ein alter Ritter bestimmt, daß der Stein der Weisen, den er besitzt, dem von seinen drei Söhnen zufallen solle, der den gefährlichsten Kampf bestehen werde; das gelingt dem jüngsten, der Conrad heißt. Trotzdem ordnet er eine neue Probe an, bei der die edelste Handlung entscheiden soll (wie in M. G. Lichtwerts Fabel Der Vater und die drei Söhne); auch diese verrichtet Conrad. Schließlich geht es um die schönste Braut: Conrad gerät nun in das Schloß eines Schwans, bei dem tritt er in Dienste, und der Schwan sagt zu ihm: „Du hast nichts zu thun, als mich Abends in das No. 15 befindliche Bette und am morgen wieder hieher“ (in das Bassin) „zu tragen“; zum Schlusse aber muß Conrad den Wald um das Schloß umschlagen, daraus einen Scheiterhaufen schlichten, auf und mit diesem den Schwan verbrennen und das bißchen weißer Asche zwischen den Händen zerreiben: da wird aus dem Schwan eine Prinzessin usw., usw., und Conrad bekommt den Stein der Weisen.

Hierher gehört weiter das 20. Stück der 1. Auflage der RHM, Der arme Müllerbursch und das Käzchen, das seit 1819 das 106. Märchen ist; auch bei ihm ist die Abstammung von dem Märchen der Französin deutlich. In einer Variante, die Wilhelm 1822 und 1856 und dann auch Volte und Polivka mitgeteilt haben, vertritt die Stelle des Käzchens ein Schildkrötchen, und dieses würde uns an Büschings Padda erinnern, auch wenn es der jüngste Sohn nicht fände, als er just auf einer Brücke steht: Petersilie ist ja in einen Frosch verwunschen worden, der

<sup>1)</sup> Weder bei Goedeke<sup>2)</sup>, V, 511—514, noch in der von Wolfgang Vulpius verfaßten Bibliographie der selbständig erschienenen Werke von Chr. A. Vulpius (Jahrbuch der Sammlung Rippenberg, VI, 65—127, X, 311—315) erwähnt.

unter einer Brücke sitzen soll, und als Puppe oder Kröte wird sie uns erst später vorgestellt. Büsching hat übrigens in seiner Besprechung der 1. Ausgabe der *RHM* getadelt, daß zu dem Märchen von den drei Federn (damals n° 63, III) nicht auch sein Märchen von Petersilie erwähnt worden ist, „das wohl das Ursprünglichste sein möchte“<sup>1)</sup>: mit dem Tadel hat er recht gehabt, und 1822 hat Wilhelm den Fehler gutgemacht; mit der Vermutung aber, daß sein Märchen so etwas wie einen Anfang bedeute, hat er sich schwer getäuscht, worüber unsere Leser bereits durch die von uns in der Einleitung mitgeteilten Äußerungen Leisewitzens im Klaren sind.

Auf einigen Blättern, die der Handschrift der Chronika des fahrenden Schülers beiliegen, hat Brentano, wohl während seines Aufenthaltes in Böhmen im Sommer 1810, einige Fragmente von Märchen aufgezeichnet und eines davon lautet: „Der dumme Bruder soll freien. Frosch, Glasberg, Luchel, Ring, Froschbraut.“ So zu lesen bei Lessk, 174.

#### 4

### Der Riesenwald

Dieses zweite Stück der Braunschweiger Feen-Mährchen (44—72) ist nichts anderes als eine Bearbeitung des Märchens *L'oranger et l'abeille* der Madame d'Aulnoy.

Die Französin scheint die erste oder die wichtigste Anregung zu diesem Märchen, dessen Hauptscenen sich auf einer Insel weit draußen im Meere abspielen, aus einer Erzählung empfangen zu haben, die sich ursprünglich in Richard Ligon's *True and Exact History of the Island of Barbadoes* (1. Ausgabe 1657), London, 1673, 55, findet und so geht: Ein englisches Schiff setzt irgendwo an der nordamerikanischen Ostküste Leute ans Land, welche Lebensmittel und Wasser besorgen sollen; diese werden von Indianern überfallen und zum Teil niedergemacht, zum Teil gefangen. Ein junger Engländer, der einem solchen Schicksal entgangen ist, wird, im Walde herum-

<sup>1)</sup> Wiener Literatur-Zeitung, 1813, 283.

irrend, von einer jungen Indianerin gefunden; die verliebt sich auf den ersten Blick in ihn, und so verbirgt sie ihn in einer Höhle. Dort pflegt sie ihn, bis es ihnen möglich ist, die Küste zu erreichen, wo das Schiff noch immer vor Anker liegt, das sie denn auch aufnimmt. Allerdings benimmt sich der Engländer gegen seine Retterin anders als der Held des französischen (und des deutschen) Märchens: auf Barbados angelangt, verkauft er die arme Varico — erst jetzt erfahren wir ihren Namen — als Sklavin. Ligon teilt diese Geschichte nur als Erläuterung zu einem Berichte mit, der (54) schildert, wie sich später diese wunderschöne Indianerin bei der Geburt ihres Kindes betragen hat, dessen Vater ein christlicher Diener war. Lignons Buch ist schon 1684 in französischer Übersetzung erschienen (in dem *Recueil de diverses voyages faits en Afrique et en l’Amerique*), und dort steht unsere Geschichte 92 f.

Aus einer andern, viel ausführlicheren Erzählung erfahren wir zunächst, daß jener Engländer Thomas Inkle geheißen und sich, als Zwanzigjähriger, am 16. Juni 1647 auf dem „Achilles“ nach Westindien eingeschifft hat; dann werden wir Zeugen, wie ihn nach dem Überfalle ihrer Stammesgenossen auf die ans Land Gegangenen die nackte Indianerin findet, die noch keinen vom Kopf bis zum Fuß bekleideten Menschen gesehen hat, wie sie ihn in eine Höhle bringt, ihn dort mit köstlichen Früchten bewirtet und ihn dann zu einem Flusse geleitet, auf daß er seinen Durst lösche, wie sie, zutraulicher geworden, mit seinem Haar zu spielen beginnt und sich über den Unterschied von dessen Farbe und der ihrer Finger freut, wie sie ihm das Kleid über der Brust öffnet und über ihn lacht, daß er sie bedeckt hat, und wir erleben mit dem Paare die mehrmonatige Liebesidylle in der Einsamkeit der Höhle und der Wälder, wo sie über seine Sicherheit wacht; wir vernehmen, daß sich die zwei eine eigene Sprache gebildet haben, in der er ihr verheißt, sie in seine Heimat mitzunehmen, wo sie Kleider aus derselben Seide, wie sein Wams, tragen und in einem von Pferden gezogenem Hause fahren werde. Und schließlich werden wir Zeugen, wie Thomas Inkle diese Varico, die ihm das Leben gerettet hat, an einen Händler aus Barbados verkauft und, als sie ihm, um ihn zur Milde zu stimmen, mit-

teilt, daß sie ein Kind von ihm trage, dieses Geständnis benützt, um einen höhern Preis für sie zu erzielen.

Diese Darstellung macht im Anfange, wo nicht nur der Name des Gentlemans, sondern auch der des von ihm benutzten Schiffes und der Tag des Reiseantritts genannt werden, den Eindruck eines Tatsachenberichtes; anders steht es vielleicht mit der Schilderung der Waldeszweifelhaftigkeit, aus der wir verschwiegen haben, daß das Mädchen, das die Tochter eines Mannes von einer gewissen Bedeutung zu sein scheint, weil sie tagtäglich mit anderm Schmuck von Muscheln, Hornsachen und Geflecht kommt, die Höhle unter Benützung der Jagdbeute ihrer andern Liebhaber mit Fellen und Federn ziert, und über den Schluß, der den Engländer als durchaus verworfenen Menschen charakterisiert, kann man erst recht verschiedener Meinung sein. Nun ist für diese Darstellung niemand geringerer verantwortlich als Richard Steele, der sie in seinem Spectator unter dem Datum vom 13. März 1711 mit der Angabe hat drucken lassen, er habe vor kurzem Ligon's Account of Barbadoes gelesen und gebe nun daraus die Geschichte von Inkle und Yarico, die dort auf S. 55 stehe, so wieder, wie sie in seinem Gedächtnis hafte<sup>1)</sup>. Auf fällt dabei, daß er zwar die Seitenzahl des Buches anführt — sie stimmt mit der der von uns benützten Ausgabe überein —, trotzdem aber das Gelesene aus der Erinnerung erzählt, die sich sogar auf den Tag der Abreise seines mit Namen genannten Landsmanns erstreckt. Sei dem aber, wie ihm wolle, erfunden hat er die Geschichte jedenfalls nicht, und hat es also einen Druck gegeben, in dem irgendjemand unter dem Titel Account of Barbadoes die Autorität of that honest traveller mißbraucht hat, so wäre nicht ausgeschlossen, daß von diesem auch Madame d'Aulnoy Kenntniss erhalten hätte<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Katalog des Britischen Museums verzeichnet einen solchen Druck weder unter Ligon's Namen, noch unter dem Schlagwort Account, auch nicht in den Supplementen.

<sup>2)</sup> Die von Steele gebrachte Darstellung, also die jüngere der unter Ligon's Namen gehenden, ist von George Colman d. Ä. unter dem Titel Inkle and Yarico dramatisch bearbeitet worden; dieses Schauspiel hat dann Fr. L. Schröder 1794 in deutscher Übersetzung herausgebracht.



Wie immer auch aber der Sachverhalt wirklich ist, so war es ein durchaus glücklicher Gedanke, die Wilde dieser in einer der zwei Formen sicherlich wahren Geschichte durch eine von Wilden auferzogene Fremde zu ersetzen, und glücklich war auch die Weiterbildung der Geschichte, wonach sich der Fremdling, den diese in der Wildnis aufgewachsene Prinzessin liebt, als der von ihrem Vater zum Thronerben bestimmte Vetter erweist, glücklich weiter auch die Art, wie die Prinzessin ihre und ihres Liebsten Flucht vorbereitet, und hätte sich nicht Madame d'Aulnoy von der Mode verleiten lassen, die Lösung aller sich vorher und später ergebenden Knoten und Knötchen der Royale Fée Trusio anzuvertrauen, die sie allzu oft aus der Maschine ruft, so hätte sie, obwohl einzelne der von ihr verwandten Züge keineswegs neu waren, ein bis dahin nicht nur in Frankreich unerhörtes Märchen geschaffen. Auch so aber begreift man, daß den Grimm bis 1812 schon drei Geschichten zugegangen sind, die letzten Endes auf dem französischen Märchen beruhten, das freilich den Brüdern damals noch unbekannt war: eine brachten sie als n° 56 unter dem Titel Der liebste Roland, die zweite gaben sie dazu als Parallele, und die dritte veröffentlichten sie als n° 70, überschrieben: Der Okerlo; zu diesem Märchen aber setzten sie damals: „In der Braunschweiger Sammlung wird es fast mit denselben Umständen, nur sehr weitläufig erzählt“ und gaben dann den Inhalt dieses Märchens, das dort und bei uns Der Riesenwald heißt, kurz wieder<sup>1)</sup>.

Die Verfasserin der Braunschweiger Märchen hat an ihrer Vorlage nicht nur die Namen, soweit sie solche beibehielt, geändert<sup>2)</sup>, sondern auch manches andere, hie und da zum

<sup>1)</sup> Büsching hat schon am 2. März 1813 (in jener Rezension, 284) festgestellt: „Okerlo ist unverkennbar aus dem schon ein paarmal angeführten Märchen der Madme d'Aulnoy, dem Orangenbaum und der Biene entstanden, nur durch den Mund der Erzähler verändert und auch verschlechtert“; so hat denn Wilhelm Grimm den Okerlo, wohl nicht ohne sich von der Richtigkeit von Büschings Behauptung überzeugt zu haben, schon für die 2. Auflage gestrichen und ihn auch in den Anmerkungen nicht mehr erwähnt.

<sup>2)</sup> Aimée in Aurora, Aimé in Friedrich, Tourmentine in Tertulla, Dgrelet in Dglu.

Bessern, manchmal freilich auch zum Schlechtern. Die Geschichte z. B., die erzählt, wie die Königin zu ihrem Töchterchen gekommen ist — bei der Mulnoy heißt es einfach: *La Reine étoit déjà vieille; elle n'en eseroit plus quand elle devint grosse, et qu'elle mit au monde la plus belle petite fille qu'on ait jamais vûe* —, ist ein noch mehr widerwärtiges als überflüssiges Einschleissel<sup>1)</sup>. Ungeschickt war auch, daß sie zwischen dem Aufenthaltort des vermißten Kindes und dem seiner Eltern nur einen Strom fließen ließ, während bei der Mulnoy die Wiege mit der Kleinen weit übers Meer getrieben worden ist; geschickt hingegen war, daß sie den Better der Heldin auch zu dem dieser bestimmten Bräutigam gemacht hat, interessant die Bemerkung, daß bei den menschenfresserischen Riesen „Kronerbe“ stets der jüngste Sohn sei<sup>2)</sup>, dankbar haben wir ihr zu sein, daß sie die Fee ausgeschaltet hat, ohne sie durch ein Wesen ähnlicher Art zu ersetzen, und ihr Wunschhut taugt schließlich ebenso viel wie der elfenbeinerne Stab der Mulnoy. Nicht gerade geschmackvoll war es andererseits von

<sup>1)</sup> Ihr Vorbild war wohl, da an eine freie Ausspinnung der auch nicht gerade geschmackvollen Ausführungen bei Musäus, I, 92—94 kaum zu denken ist, ein Geschichtchen, ähnlich dem in dem 108. Kapitel des *Moyen de parvenir* von Fr. Beroalde de Berville (1610; éd. P. L. Jacob, 1841, 385), oder einer der nicht viel jüngern *Historiettes* von Tallemant des Réaux (éd. P. Paris et de Monmerqué, 1865, VI, 317, n° 32), oder die n° 53 des 14. Hunderts in dem *Recueil* von allerhand *Collectaneis*, 1720, 15; spätere Parallelen bieten der 2. der *Contes drolatiques* von H. de Balzac (1832; 1855, 31 f.) und eine der *Schnurren des Rochus Wang* von G. Queri, 1912, 85. — Im übrigen ist das hl. Haus in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1291 von Nazareth weg und bis in die Nähe von Fiume gewandert; dann ist es am 10. Dezember 1294 bis in die Gegend von Necanati im damaligen Kirchenstaat gelangt und dort in Lorbeerwäldchen stehen geblieben, nach dem es dann Loreto genannt wurde; Loretto als Wallfahrtskirche in Palästina ist also Unsinn.

<sup>2)</sup> Für diesen Zug könnte sie dem *Mährleinbuch* für meine lieben Nachbarn (von J. G. Münch), 1799, 20 verpflichtet sein; siehe ansonsten bei J. G. Frazer, *Folklore of the Old Testament*, 1919, das 2. Kapitel des II. Teils: *The Heirship of Jacob or Ultimogeniture* (I, 429—566), dazu J. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*<sup>4</sup>, 1899, I, 654, lang zu Perrault, *XCVI f.*, J. Bédier, *Les légendes épiques*, 1908 f., I, 34 ff.

der Mulnoy, die Menschenfresserkinder anstatt der Nachtmühen goldene Kronen aufsetzen zu lassen; noch ärger aber sind die steinernen Kronen, die die Riesenkinder bei der Braunschweigerin Tag und Nacht tragen müssen<sup>1)</sup>. Daß hingegen in ihrer Sammlung für die Bohne, die, solange sie nicht gebacken ist, anstatt der Abwesenden antworten soll, ein Rosenstock eintritt, den natürlich, wenn er einmal reden kann, nichts hindert, immerfort zu antworten, bedeutet, da hier auch die Bohne fehl am Orte war<sup>2)</sup>, keine Verschlechterung; überflüssig aber war die Umtaufe der *bottes de sept lieues* in „ein Paar Feenstiefel“<sup>3)</sup>. Daß die drei Verwandlungen auf der Flucht in eine einzige zusammengezogen worden sind, kann man als Abweichung von der Schablone billigen, und daß der Wunschhut von dem Winde verweht wird, während den Elfenbeinstab der Mulnoy zufällig vorbeikommende Wanderer aufheben und mitnehmen, darf als ein Fortschritt gelten. Entschieden einfacher und darum besser ist weiter in dem Braunschweiger Märchen die Entzauberung der Liebenden geschildert, und daß das Riesenweib bei dem jungen Ehepaar Aufnahme findet, kann vielleicht als übertrieben gefühlsmäßig empfunden, aber schwerlich getadelt werden.

<sup>1)</sup> Jacob Grimm hat in seinem Exemplar der Feen-Mährchen von 1801 auf der vorletzten weißen Seite in das von ihm angefertigte Motiv-Register zu dem 2. Märchen u. a. eingetragen: „steinerne Krone, die die Riesen Tag und Nacht tragen, setzt das Mädchen in der Nacht ihrem geliebten auf und rettet ihn damit vom Tod“; diese Stelle hat er sich denn auch für die Deutsche Mythologie angemerkt (III, 166). Zu dem Motive von der Vertauschung der Kennzeichen vgl. meinen Versuch, 13 und W. R. Halliday, *Indo-European Folk-Tales and Greek Legend*, 1933, 96 f.

<sup>2)</sup> Auch über das Motiv von den Blutstropfen oder Speichelklümpchen, die für den Menschen, von dem sie stammen, antworten, habe ich, Versuch, 33 f., gehandelt; hier sei noch als augenscheinlich von der Fassung der *Madame d'Alnoy* (oder von ihrer Quelle) beeinflusst die 1. Novelle des 6. Tages in dem zuerst 1746 erschienenen *Decamerone* von Fr. Argelati erwähnt, wo es eine Austermuschel ist, die so lange antwortet, bis sie gekocht ist (in der von Fr. L. Brunn besorgten deutschen Übersetzung III, 1786, 98), aber auch die hessische Geschichte, die Wilhelm Grimm 1822 und 1856 zu Beginn seiner Anmerkung zum liebsten Roland mitgeteilt hat.

<sup>3)</sup> Siehe Chauvin, V, 229.

Auf dem Märchen der Mulnoy, ohne Vermittlung der Braunschweiger oder der Grimmschen Nacherzählung, beruht die volksmündliche Aufzeichnung bei Adalb. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, 263—267: Die Königstochter beim Popanz; diese Geschichte hat, was wir als Kuriosum verzeichnen, Karl Simrock, Die Quellen des Shakespeare<sup>2</sup>, 1870, II, 337—340, mitgeteilt, um zu zeigen, was sich in Deutschland von einem von einer Entführung handelnden Märchen erhalten habe, das nach seiner Meinung, weil die Verwandtschaftsverhältnisse zu denen im *Tempest* stimmen und weil auch der Schauplatz derselbe ist wie dort, nämlich eine wüste Insel im Meere, Shakespeare benützt haben könnte.

5

Hans Dubeldec

Das ist das 2. Stück der Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm, 1809, 79—92, und auf den ersten Blick sieht man, daß es stofflich mit dem Märchen übereinstimmt, das in der mehr als drei Jahre jüngern Sammlung der Brüder Grimm Von den Fischer und seine Frau überschrieben war und heute Von dem Fischer un syner Frau heißt (n<sup>o</sup> 19). Die merkwürdigen Schicksale dieses plattdeutschen Märleins sind so oft behandelt worden, daß wir sie eigentlich mit ein paar Zitaten abtun könnten<sup>1)</sup>; immerhin erscheint es nützlich, die wesentlichsten Tatsachen noch einmal festzustellen:

daß nämlich der aus Wolgast stammende Maler Philipp Otto Runge nach dem 7. Jänner 1806 zwei Märchen, die er kurz vorher hatte erzählen hören, in vorpommerscher Mundart niedergeschrieben und sie, denen er den Titel gab Von den Fischer un syne Frau und Von den Nachandelboom, am 24. Jänner an Johann Georg Zimmer in Heidelberg geschickt

<sup>1)</sup> R. Steig im Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CVII, 286—300, CX, 8—19, Hamann, 58—66, WP, I, 138, Heyden, 16—20, K. Schulte-Kemminghausen, Die niederdeutschen Märchen der Brüder Grimm, 1932, 1—4, 10—12.

hat, der ihm den bei ihm und seinem Gesellschafter Mohr eben-  
erst erschienenen ersten Band des Wunderhorns zugesandt hatte;

daß dann Zimmer die zwei Märchen an Achim von Arnim weitergegeben und dieser das zweitgenannte Märchen, mit Zustimmung Runges, 1808 in der Zeitung für Einsiedler abgedruckt hat, sich aber nicht hat entschließen können, auch das von dem Fischer zu veröffentlichen, weil es ihm damals (und später) „kein eigentliches Kindermärchen“ zu sein schien<sup>1)</sup>;

daß Arnim etwa im Dezember 1808 in Kassel, wo ihn ein Unfall einige Wochen festhielt, den Brüdern Grimm gestattet hat, eine Abschrift von dem Fischer zu nehmen<sup>2)</sup>;

daß auch Büsching eine Abschrift des Fischermärchens erhalten hat, und zwar durch Fr. H. von der Hagen, dem sie Arnim gegeben hatte;

daß Büsching, der sich an diese Abschrift hielt, den richtigen Text gebracht hat (258—266), während den Brüdern Grimm ihre ebenso richtige Abschrift, die sie als Druckvorlage verwendeten, von ihrem Berliner Verleger, Georg Andreas Reimer, der Pommer war, an vielen Stellen eigenmächtig abgeändert worden ist, daß Wilhelm diese neue Fassung trotzdem in den *KHM* behalten und erst von der 5. Auflage an (1843) zugunsten der in Runges hinterlassenen Schriften gegebenen Darstellung hat fallen lassen, die der Herausgeber, Runges Bruder Daniel, da die Handschriften nicht mehr aufzufinden waren<sup>3)</sup>, kurzerhand „dem Hamburgischen Dialekt anbequem“ hatte;

daß also den richtigen oder, sagen wir, besten Text Büsching gebracht hat; diesen haben denn auch Volte und Polívka bei der Erörterung des 19. der Grimmschen Märchen „als den ursprünglichsten“ abgedruckt<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Steig, Arnim, III, 262 f.; siehe 273 und 297.

<sup>2)</sup> Steig, Arnim, I, 268; III, 269; siehe dort auch 225, 262 (die auch von den Brüdern 1812 in der Anmerkung zu n° 19 genannte Jahreszahl 1809 scheint auf einem Irrtum der Grimm zu beruhen).

<sup>3)</sup> Arnim hatte sie Clemens Brentano geliehen, und der hatte sie „unter sieben Schließler gelegt“ (Steig, Arnim, III, 262).

<sup>4)</sup> I, 138—143; ebenfalls abgedruckt hat ihn Schulte-Kemminghausen (79—83), und er hat dazu überdies die Lesarten der 1. Ausgabe der *KHM*, der hamburgischen Bearbeitung Daniel Runges und der Fassung, die dem Märchen schließlich Wilhelm Grimm gegeben hat, verzeichnet (93—98).

Selbstverständlich hat nun Runge den Fischer nicht so erzählt, wie er ihn gehört hatte: er hat die Geschichte, ob sie ihm nun durch das, was man gemeiniglich Volksmund nennt, oder durch eine Person von höherer Bildungsstufe zur Kenntnis gekommen ist, zu einem literarischen Kunstwerk erhoben, das trotzdem volkstümlich wirkte und wirkt<sup>1)</sup>. Aber auch stofflich hat er geändert: am 22. Oktober 1812, also zwei Monate vor dem Erscheinen der *RM* konnte Arnim an Jacob aus Berlin als einen Hauptspäß berichten, ein Freund Runges, der Greifswalder Professor Schildener<sup>2)</sup>, habe ihm erzählt, „Runge hätte die Geschichte einigen Schiffern erzählt, die hätten sie aber alle anders wissen wollen — wie aber, das war ihm entfallen — kurz, sie waren so unzufrieden mit ihm, wie Ihr mit Clemens“ (Brentano). „Schade, daß nicht der Großvater dieses“ (?) „Schiffers dabei war, der hätte den Schiffer geprügelt, weil er ihm die gute, alte Geschichte so verdrehe“<sup>3)</sup>.

Es sind also um diese Zeit von dem Fischer un syne Frau mehrere Fassungen lebendig und wenigstens einige davon Rungen bekannt gewesen; andererseits aber war Runges Aufzeichnung des Fischermärchens, die er nicht so, wie wohl die des vom Machandelboom handelnden, später umgearbeitet hat<sup>4)</sup>, einer ganzen Menge von Leuten bekannt geworden, und so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in den Volksmund übergegangen ist. Von den Varianten, die die Brüder 1812 nur aus „hiesiger Gegend“, also aus Hessen kannten, wo „die

<sup>1)</sup> Hamann, 59, Heyden, 19 f.; Heyden führt auch an, daß die Schilderung des stürmisch bewegten Meers „lebhaft, zum Teil durch wörtliche Übereinstimmung“ an die entsprechende ältere Darstellung in Runges Fußreise in Seeland erinnert.

<sup>2)</sup> Es handelt sich um den bekannten Rechtsgelehrten Karl Sch. (1777—1843).

<sup>3)</sup> Steig, Arnim, III, 225. Die von R. Steig (Archiv, CVII, 293) mitgeteilte angebliche Behauptung Liecks, „die Erzählung sei gar nicht so abgefaßt, wie er sie selbst häufig aus Runges eigenem Munde gehört habe“ usw., bezieht sich keineswegs, wie Hamann, 61 und Margarete Rommel in ihrer (Heidelberger) Dissertation, 1935, 12 meinen, auf den Fischer, sondern auf den Machandelboom.

<sup>4)</sup> Wesselski in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXVI (1937), 49—51.

Fabel sehr häufig erzählt wird“, weiß eine, daß der Fischer in einem Fißpott gewohnt hat, und diese kann nur aus einer von der Kungesehen wenigstens in diesem Punkte abhängigen Darstellung stammen<sup>1)</sup>. Daß jedoch Kunges Text auch Albert Ludwig Grimm bekannt gewesen sei, läßt sich nicht beweisen; angesichts seines lebhaften Verkehrs mit Brentano aber, dem er die Lieder, die er ihm fürs Wunderhorn lieferte<sup>2)</sup>, wohl selber ins Haus bringen durfte — Brentano nennt ihn noch im Mai 1806 „den unermüdlischen lieben Grimm“ —, weiter auch seiner engen Verbindung mit Zimmer, der 1806 eine kleine Reiseschrift von ihm und später auch seine Kindermärchen in Verlag genommen hat, kann die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß er von Kunges Märchen Kenntnis erhalten hat. Kein Grund aber ist schlechterdings vorhanden, dem durchaus geraden Manne die Wichtigkeit seiner in der Vorrede zu den Kindermärchen gemachten Angabe zu bestreiten, er habe in dem Hans Dudeldsee, gerade so wie in seinem Schneewittchen, ein Volksmärchen „nach eigener Umformung bearbeitet“. Auch von den durch die Veröffentlichung Betroffenen hat niemand behauptet, A. L. Grimm sei durch Kunges Märchen zu einer Nachahmung angeregt worden: die Brüder Grimm, die freilich über seine ganze Sammlung absprechend genug geurteilt hatten<sup>3)</sup>, kannten zwar schon 1812 eine mündliche Fassung, in der der Fischer Hans Dudeldsee hieß, sagten aber nicht, daß dies auch schon drei Jahre vorher bei ihrem Namensverwandten zutraf, und 1822 und 1856, wo Wilhelm einen kurzen Auszug aus dessen Darstellung gab, begnügte er sich, dieses Märchen als „Im ganzen viel dürftiger“ zu bezeichnen; Büsching wieder, der noch im Jänner 1812 (Volks-Sagen, 473) angegeben hatte, die „Kindermärchen von Grimm“, nämlich die von A. L. Grimm — die der Brüder

<sup>1)</sup> Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß diese Fassung, von der die Brüder nur einen Auszug geben, schon auf dem Abdruck Büschings beruht.

<sup>2)</sup> Siehe außer der in der Einleitung zitierten Dissertation Mergers (14 f.) und der dort gegebenen Literatur noch H. Schewe im Jahrbuch für Volksliedforschung, III (1932), 129 f.

<sup>3)</sup> Siehe die Einleitung.

Grimm waren ja noch nicht erschienen — seien ihm unbekannt und daraus solle nicht viel zu nehmen sein, sagte ein Jahr später, in jener Besprechung der *KHM* (281) zu dem Fischermärchen, A. L. Grimm habe es „bearbeitet, aber verschlechtert“.

Nun, einen Wettbewerb mit Runge hätte A. L. Grimm auf keinen Fall aufnehmen können, wie es ja auch Wilhelm Grimm trotz seiner hohen Kunst nie gelungen ist, Runge zu erreichen; immerhin ist A. L. Grimm wenigstens motivisch keineswegs schlechter als der Maler und Dichter, ja, in einem Zuge ist er sogar besser: Runge läßt die Frau des Fischers, die eben Papst geworden ist, ihren Wunsch, so zu werden wie der liebe Gott, mit ihrer Unzufriedenheit begründen, daß sie Sonne und Mond nicht nach ihrem Belieben aufgehen lassen kann; bei A. L. Grimm hingegen, dessen süddeutscher Vorerzähler den Papst, von dem er sicherlich mehr gewußt hat als irgendein pommerscher Schiffer oder Fischer, aus dem Spiele läßt, ärgert sich die Frau, die schon eine Weile Kaiserin gewesen ist, über ein vier Tage dauerndes Regenwetter, und deswegen, nämlich um Sonnenschein (und Frühling) haben zu können, wann sie will, möchte sie können, was Gott kann, und in diesem Punkte stimmt mit ihr wohl jeder Sommerfrischler oder Wochenendler überein.

Unzitiert sind bisher zwei deutsche Bearbeitungen geblieben: eine in Prosa, die sich, obwohl hier das Paar in einem Federtopf haust, und trotz anderer Verschiedenheiten, wie z. B. daß sich die Frau, als der Fischer ihrem letzten Wunsch, nämlich Gott zu werden, Widerstand entgegensezt, mit dem Schnürsenkel an dem Bettpfosten erhängen will, doch stark an die Rungefesche Darstellung lehnt, und die steht in den Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. \*\*\*, 1855, 134—143: Die hochmütige Fischersfrau; die andere ist Karl Immermans Gedichtchen Auf dem Heimwege, zuerst gedruckt in seinen Schriften, I, 1835, 129, das ein „Zaubermärchen mit bekanntem Schlusse“ sein soll. Vorberger sezt dazu (XI, 71) als Fußnote: „Das Märchen von Mann und Frau im Essigkrug“. Nun ist A. Stöbers Elsässisches Volksbüchlein, das das Märchen „Mann und Frau im Essigkrug“ augenscheinlich



zum ersten Male bringt, erst sieben Jahre nach Zimmermanns Gedicht erschienen; auch für den immerhin möglichen Fall, jedoch, daß dieses Märchen von Stöber oder ein ähnliches von einem andern schon früher veröffentlicht worden wäre, könnte es nicht als Quelle für eine Darstellung in Betracht kommen, deren Held, der in seiner Hütte vergnügt gesungen hat, durch einen gefundenen Talisman „Kalifenpalast, Rosengärten, Schwellende Polster, Süße Musik Und der Sultanin Kuß“ gewinnt, aber immer höher strebt: „Wöchte gern Gott sein! . . . Sitzet wieder in seiner Hütte Und singt nicht mehr.“ Wir erkennen, daß eine Parallele zu Hagedorns muntrem Seifensieder den Rahmen für eine Parallele zu Runges Märchen hat abgeben müssen, die im Orient spielt.

Über mittelalterliche Vorgänger des Fischers siehe meine *MdM* 122—124, 235 f., zu n° 45.

## 6

### Die sieben Schwäne

Dieses Märchen, das letzte der Braunschweiger Feen-Märchen, 349—379, beruht augenscheinlich auf einem Volksbuch, ähnlich dem flämischen, das von den Brüdern Grimm für ihre Deutschen Sagen (n° 539; von der 2. Auflage an n° 540) und von J. L. Wolf für seine Niederländischen Sagen (1843, n° 117) bearbeitet worden ist<sup>1)</sup>. Diese Darstellung aber, deren Schwäne die Kinder der jungen Königin und nicht ihre Brüder sind, findet ihr Auslangen mit einem einzigen schlechten Weibe, während unser Märchen, in dem die Schwäne die Dheime der Kinder sind, noch eine Widersacherin braucht, um die Verwandlung in einer Weise geschehen lassen zu können, wie sie die damalige Mode heischte. So ist wohl in die Geschichte die Frau von West eingeführt worden, die denn auch, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat, aus dem Gange der Handlung verschwindet.

<sup>1)</sup> Siehe auch P. Simrocks Deutsche Volksbücher, 1846 f., VI, 205 f. und das 36. Heft der Marbacher Sammlung.

Ähnlich geht es in dem 49. der KHM zu, wo sich der Vater der Heldin, der nun ein König ist und nur sechs Söhne hat, auf der Jagd, so, wie in dem ältern Märchen der Graf, verirrt und aus dem Walde, so, wie der Graf, eine Frau heimführt, keine Zauberin freilich, die die Edelbame mint, sondern eine schlichte Herentochter und selber Here, die daselbe trifft, und schon diese Übereinstimmung würde, da aus der Zeit vor 1801 keine Erzählung dieser Art bekannt ist, die Annahme nahe legen, daß die volksmündliche Vorlage der Grimm, die leider nicht erhalten ist, mittelbar oder unmittelbar auf das Braunschweiger Märchen zurückgeht; zur Gewißheit aber wird die Vermutung durch eine Vergleichung des weitern Verlaufes der zwei Märchen<sup>1)</sup>.

Daß bei den Grimm die Here den Brüdern (einem nach dem andern) Hemden überwirft, ist wohl dem naiven Wunsche des Erzählers entsprungen, die Verzauberung auf dieselbe Weise geschehen zu lassen wie die Entzauberung; ansonsten pflegen die Hexen auf derartige Stückchen nicht angewiesen zu sein. Schlecht ist weiter in dem Grimmschen Märchen, daß der Schwester, wenn sie die Erlösung vollbringen will, außer dem Sprechen auch das Lachen verboten wird, was natürlich ein

---

<sup>1)</sup> Merkwürdigerweise hat Wilhelm die zwei Volksbücher, von denen das, das für die Deutschen Sagen er allein oder mit seinem Bruder bearbeitet hat, schon 1822 zu erwähnen gewesen wäre, auch 1856 ebensowenig erwähnt, wie die ältere englische Erzählung; die älteste Form des Märchens, die sich in dem gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von einem Mönche Johannes des Zisterzienserklosters in Haute-Seille verfaßten Dolopathos findet (Wesselski, *MDM*, 173—178 und 254 f.), hat er nur in einer nach einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts veröffentlichten deutschen Übersetzung gekannt, die französische Bearbeitung von Herbers ist erst in demselben Jahre erschienen, der lateinische Text erstmalig gar erst 1873, und so hat er nur noch auf den Chevalier au cygne hinzuweisen vermocht, ohne daß er ihn richtig hätte einordnen können. Seither ist über diese Dinge eine reiche Literatur nebst vielen Textausgaben erschienen; eine gute Übersicht bis 1897 hat Léon Gautier gegeben (*Bibliographie des Chansons de Geste*, 77—81; siehe auch 91, 63, 136, 91 f., 77 usw.), und ansonsten vgl. man *WP*, I, 427—434, weiter Fr. von der Leyen, *Lesebuch der deutschen Volksfage*, 1933, 135 f. und *Lesebuch des deutschen Volksmärchens*, 1934, 171 f.

blindes Motiv bleibt; hier wirkt sich wohl das tatsächlich schwer einzuhaltende Verbot des Braunschweiger Textes aus, niemals zu weinen: die einzige Träne, die hier die Königin bei dem Verluste ihres Söhnchens weint, kostet dem sechsten Bruder, an dessen Hemde sie eben arbeitet, ein Auge. Eine Unzukömmlichkeit bedeutet es in der Darstellung der *KHM* weiter, daß der Leser oder Hörer nicht erfährt, was aus den zwei Prinzen geworden ist, die die gottlose Schwiegermutter der Königin weggenommen hat; das hat die Gewährsperson der Grimm vergessen gehabt, und bei der Umarbeitung, der Wilhelm das Märchen schon für die 2. Auflage unterzog, hat er zwar den zwei Prinzen, die diese Bezeichnung allerdings verloren, noch ein Kind folgen lassen, aber über das Schicksal der nunmehr drei Sproßlinge hat er wieder nichts verlauten lassen, und so sind wir darüber noch heute im Unklaren: „Der König aber und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.“

Anderßen hat bei seiner Bearbeitung des Grimmschen Märchens (*De vilde Svaner*) diesen Fehler vermieden; seine junge Königin hat noch gar keine Kinder gehabt.

## 7

### Schneewittchen

Mit diesem Schauspiel hat Albert Ludwig Grimm 1809 seine Kindermärchen (1—76) eröffnet, und er sagt, er habe es „nach einem unter mancherley starken Abweichungen bekannten Volksmärchen dieses Namens, aber nach eigener Umformung bearbeitet“; dort, wo er dies sagt, nämlich in dem Vorwort, das überschrieben ist „An Altern und Erzieher“, sagt er auch: „Einige Ausdrücke in dem dramatisirten Schneewittchen, wie Teufel u. dgl. fielen mir erst nach dem Drucke auf, indem ich sie bisher ihrer Natürlichkeit halber bei den rohen Charakteren der Personen, welchen sie in den Mund gelegt sind, übersah. Auch das Lied von Vater, Sohn und Geist, das dem wiedererweckten Schneewittchen in den Mund gelegt ist, gehört in

kein Märchen. Ich bitte diese Mängel zu verbessern vor der Mittheilung an Kinder.“ In der 2. Auflage seines Büchleins (1817), wo er noch einen Akt einschob, hat er diese Stellen allesamt getilgt. Die Brüder Grimm haben das Schneewittchen ihres Namensvetters zu ihrem eigenen Märchen weder 1812, wo sie dem Titel Sneewittchen noch in Klammern Schneeweißchen beifügten, noch 1822 und 1856 zitiert; wohl aber erwähnte es Wilhelm in der Literatur-Übersicht (1822, 415; 1856, 331) mit dem Zusatz: „Dramatisch und ausführlich behandelt mit eigenen Abänderungen“.

Dieser Name Sneewittchen findet sich zum ersten Male in Jacob Grimms Aufsatz Commentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal, mit dem das im Jänner 1813 erschienene I. Heft der von den Brüdern herausgegebenen Altdeutschen Wälder begann, der aber viel früher und jedenfalls zu einer Zeit geschrieben worden war, wo Jacob nicht hatte ahnen können, daß die KHM noch vor dem Aufsatz herauskommen würden<sup>1)</sup>. In diesem, der sich mit der Farbenreihe Schwarz, Weiß und Rot beschäftigt, zitiert er „ein altdeutsches Kindermärchen“ so: „es war einmal eine Königin, die saß am Fenster und nähte und es war Winter und schneite: Und als sie so nähte und in die Flocken sah, die vom Himmel herunter fielen, stach sie sich mit der Nadel in ihren Finger, daß drei Tropfen Blut herauskamen. Und die Königin wünschte sich in ihrem Herzen und sprach: Ach, wenn ich doch ein Kind hätte, so weiß, wie dieser Schnee, so roth wie dieses Blut und mit so schwarzem Haar, als der Rabe, der da vor dem Fenster hüpfet. (Der Wunsch geht in Erfüllung und das neugeborene Königstochterlein bekommt ausdrücklich den Namen Schneeweißchen (Sneewittchen).“ Und Jacob Grimm, von dem auch der letzte (eingeklammerte) Satz stammt, fährt fort: „Eine Variante fängt sich so an: Der Graf und die Gräfin fuhren zusammen aus spaziren, und fuhren an drei Schneehaufen vorbei. Da sprach der Graf: ich wünsche mir ein Kind, so weiß wie diesen Schnee. Als sie weiter fuhren, kamen sie an drei Gruben vorbei, die

<sup>1)</sup> Das, was der erste Jahrgang der Altdeutschen Wälder bringen sollte, hat Wilhelm am 8. Dezember 1812 „ein schon längst fertiges Buch“ genannt (Steig, Anm., III, 246).

standen voll Blut. Da sprach der Graf: ich wünsche mir ein Kind, das so rothe Backen hat, wie das Blut da. Und sie fuhren als weiter fort, da kamen vorbei geflogen drei kohlschwarze Raben, da sagte der Graf, ich wünsche mir ein Kind mit so schwarzen Haaren, als die Raben da usw.“

Hier gestatte man uns eine kleine Abweichung von unserm eigentlichen Thema: Wie man sieht, entspricht der Anfang des „altdeutschen Kindermärchen“ dem des Grimmschen Märchen, der Anfang der „Variante“ dem der Geschichte, die die Brüder in der Anmerkung dazu mit den Worten „Noch ein anderer Eingang ist folgender“ eingeleitet haben, und beide, das „altdeutsche Kindermärchen“ und die „Variante“ haben ihre Entsprechungen bei Lessß (120—125 und 125—126). Der Anfang der „Variante“ stimmt auch sonst zu dem Texte bei Lessß und bei den Grimm (auch in den Anmerkungsbänden von 1822 und 1856); nicht aber trifft dies bei dem Anfange des „altdeutschen Kindermärchen“ zu: anstatt des Raben als Vorbild für die Schwärze hat sowohl das Grimmsche Märchen als auch der Text, den die Brüder am 25. Oktober 1810 an Clemens Brentano geschickt haben — das ist der, den Lessß abgedruckt hat —, einen Fensterrahmen aus Ebenholz. Nun ist es Jacob gewesen, der u. a. die auf das Schneewittchen bezüglichen Aufzeichnungen für Brentano abgeschrieben hat, und für die Fassung, die er in den Altdeutschen Wäldern veröffentlicht hat, ist natürlich ebenso er verantwortlich. Es mögen nun ja mehrere Erklärungen für diesen Unterschied hergestellt werden können, aber angesichts der Tatsache, daß er in den Altdeutschen Wäldern in Gänsefüßchen zitiert, daß also eine Nacherzählung aus dem Gedächtnis ausgeschlossen ist, kann man wohl nur zu dem Schlusse kommen, daß die Vorlage für das Märchen schon, bevor er sie für Brentano abgeschrieben hat, geändert gewesen ist, auf daß sie der Darstellung entspreche, die er und Wilhelm oder einer von ihnen dem Märchen entweder schon gegeben hatte oder zu geben gedachte, daß er aber, als er den Aufsatz über diese Farbenreihe schrieb, das Blatt mit der ursprünglichen Aufzeichnung in die Hand bekommen hat. Zu denken gibt weiter noch folgendes: Dieser Aufsatz Jacob Grimms ist, abgesehen von der 1. Auflage des 1. Bandes der

AM, die etwa zwei Wochen früher als das ihn enthaltende I. Heft der *Altdeutschen Wälder* erschienen ist, so daß ein Zitat unmöglich war, auch späterhin, als die Anmerkungen zu den Märchen schon einen eigenen Band bildeten, nicht zitiert worden; ja 1822 ging Wilhelm sogar über das Motiv dieser Farbenverquickung nicht nur bei dem Sneewittchen, sondern auch bei dem Nachandelboom hinweg, und 1856 erwähnte er es wohl nur, weil er nun, zu den „Blutstropfen auf dem Schnee“ auf die von Jacob stammende Vorrede zu der Liebrechtschen Übersetzung von Basiles Märchensammlung (1846) verweisen konnte, wo Jacob von dem „wunderbaren Zug“ sprach, der schon lange seine Aufmerksamkeit erregt habe, und nach Erwähnung jener Stelle bei Wolfram von Eschenbach fortfuhr: „Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nemliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt“, ohne seinen Aufsatz zu zitieren, und wo er aus dem Snewittchen (sic!) nur erwähnt: „... die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut“<sup>1)</sup>. Unter diesen Umständen begreift man auch, daß jener Aufsatz Jacob Grimms in seine *Kleinern Schriften* nicht aufgenommen worden ist. Aber kehren wir zu unserm Gegenstand zurück.

In den für Brentano gemachten Aufzeichnungen heißt die Heldin des Märchens, soweit ihr Name genannt wird, Schneeweißchen, und Jacob ist es damals noch nicht eingefallen, ein Sneewittchen oder Snewittchen daneben zu setzen; 1812 lautet die Bezeichnung in dem Märchen schon Sneewittchen, die Anmerkung beginnt mit der (auch heute noch nicht richtigen) Behauptung, daß „in Gegenden, wo bestimmt hochdeutsch

<sup>1)</sup> Gelegentlich der Besprechung der Bechsteinschen Bearbeitung des Grimmschen Märchens, die aus dem Fensterrahmen aus Ebenholz einen ebensolchen Stickerahmen gemacht hat, wirft Heyden (60) die Fragen auf: „Wo saß die Königin? Wie kam das Blut in den Schnee?“ Diese Fragen hätte Heyden auch für das Grimmsche Märchen und die ihm in diesem Teile bei Lessß entsprechende Fassung stellen können, wo die Königin „an einem Fenster“ oder „am Fenster“ sitzt; diese Schwierigkeit umgeht einzig und allein die Fassung, die Jacob in den *Altdeutschen Wäldern* veröffentlicht hat.

herrscht, der plattdeutsche Name beibehalten oder auch im Schwitichen verdorben“ werde, in der schon in dem Menberger Texte stehenden „Variante“ wird das Schneeweißchen einfach durch Sneewittchen ersetzt, und in der dritten dort mitgeteilten „Recension“, die die Brüder am 12. Oktober 1812, sozusagen also in letzter Stunde, von der Marie im Wildschen Hause in Kassel erhalten haben, wird sie natürlich auch Sneewittchen genannt. Diese Variante aber hat einen absonderlichen Schluß: nachdem erzählt worden ist, wie die sieben Zwerge nach dem augenscheinlich geglückten dritten Mordversuch der Stiefmutter (mit dem vergifteten Apfel) Sneewittchen in einen silbernen Sarg gelegt und so auf einen Baum vor ihrer Höhle gesetzt haben, heißt es weiter: „Ein Prinz<sup>1)</sup> kommt vorbei und bittet die Zwerge, ihm den Sarg zu geben, nimmt ihn mit und daheim läßt er es auf ein Bett legen und pußen, als wär es lebendig, und liebt es über alle Maßen, ein Diener muß ihm auch beständig aufwarten. Der wird einmal böß darüber: da soll man dem todtten Mädchen thun, als wenn es lebte! giebt ihn<sup>2)</sup> einen Schlag in den Rücken, da fährt der Apfelbissen aus dem Mund, und Sneewittchen ist wieder lebendig.“ Auf diese Stelle, die nur in der 1. Auflage auch in dem Märchen selber eine Entsprechung hat<sup>3)</sup>, bezieht sich ein Verweis der Brüder in dem Nachtrag: „Über das ganze, besonders das Sitzen bei der immer frisch aussehenden Leiche, Haralds härf. Sage. Cap. 25“; deutlich aber sagt, was hier gemeint ist, Wilhelm in der Vorrede zu dem 2. Bande der 1. Ausgabe (1815), seltsamerweise, ohne den vorgeschriebenen Namen zu gebrauchen: „Schneewittchen schlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snáfridr, die Schönste ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarschöne, drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfelknorz in ihrem Munde aber ist ein Schlafknoz oder Schlafapfel“, und diese Sätze stehen in einem Zusammenhange, der vorher behauptet hat, Dornröschen sei die altnordische Brunhilde, und nachher, die Sage von der güldnen Feder (in

<sup>1)</sup> 1822 und 1856 geändert: Ein Königssohn...

<sup>2)</sup> Ebenso 1822; 1856: ihm.

<sup>3)</sup> Siehe Schmidt, 211 f.

dem 63. der jetzigen KHM) sei „keine andere als die vom König Mark im Tristan“ usw., durch das Märchen von der Goldgans (jetzt n° 64) verstehe man nun besser, „daß Loki am Riesen=Aldler hängen bleibt“, und „in dem bösen Goldschmied, dem redenden Vogel und dem Herz=Essen“, wer erkenne da nicht „Sigurds leibhafte Fabel“? Sneewittchen oder, einmal ausnahmsweise, Schneewittchen ist also die Snäfrid der Heimskringla<sup>1)</sup>, die Nachfahrin Mariannes und vielleicht auch Fastradas, die Vorfahrin jener Frau des alten deutschen Gedichtes, der der Gatte noch lange nach ihrem Tode „zu Bette und zu Tische Zucht bot“<sup>2)</sup>. In den Anmerkungen von 1822 und 1856 zu dem Märchen hat dann Wilhelm zwar diesen „Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage“ nur noch als „merkwürdig“ bezeichnet, dafür aber die Stelle der Heimskringla, soweit sie sich auf die Leichenliebe des Königs bezog, mitgeteilt, ebensowenig wie früher jedoch auch das prosaische Ende der Geschichte; dafür hat er dann zu den „nordischen Sagen“ (1822, 406; 1856, 327 f.) noch einmal auf die Anmerkung zu dem Sneewittchen hingewiesen. Nun begreifen wir, warum diese Heldin des 53. der KHM durchaus nicht mit Sch, sondern mit S hat geschrieben werden müssen. In Camera caritatis allerdings nahmen sich die Brüder oder wenigstens Wilhelm kein Blatt vor dem Mund; noch am 3. November 1814 durfte er an Jacob, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen, schreiben: „... wir zogen Sneewittchen als lebendiger dem Schneeweißchen vor in einem hochdeutschen Märchen“<sup>3)</sup>.

Die Zahl der Varianten des Grimmschen Märchens ist bis 1822 (und 1856) auf fünf gestiegen, oder, wenn man will, da die leibhaftige Mutter, die in der ersten Fassung ihre richtige Tochter verfolgt hat, von der 2. Auflage an einer Stiefmutter

<sup>1)</sup> Thule, XIV, 114.

<sup>2)</sup> Siehe RdM, 12 und 191 (n° 3).

<sup>3)</sup> Briefwechsel aus der Jugendzeit, 377. Einen gewissen Erfolg haben die Brüder mit dieser Angleichung doch gehabt: Uhland sagt zu Haralds „Abenteuer mit Snäfrid“, es erinnere „an die bekannte Sage von Karl dem Großen, entfernter an das namensverwandte Sneewittchen“ (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, VI, 399, n.).



hat weichen müssen, was von Wilhelm in aller Stille durchgeführt worden ist<sup>1)</sup>), auf sechs; dabei hat zumindest Jacob nicht alle aufgezeichnet, die er gehört hat, und zumindest gilt das von einer Geschichte, die ihm eine Gräfin Flemming in Erfüllung eines von ihr gegebenen Versprechens im September 1810 in Marburg erzählt hat; darüber hat er an Wilhelm geschrieben: „Die Flemming hat nichts hervorgebracht als das Schneewittchen, worüber man sich freuen könnte, wenn es ein neues wär.“ Wie aber das ausgesehen hat, was die Gräfin hervorgebracht hat, könnten wir kaum ahnen, wenn nicht Jacob in einem um ein paar Tage ältern Briefe nicht nur dieses Versprechen gemeldet, sondern auch mitgeteilt hätte, die Flemming habe ihn für den Verfasser der Heidelberger Kindermärchen gehalten<sup>2)</sup>); diese also hat sie gekannt, und daraus läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich das, was sie Jacob erzählt hat, nicht allzu weit von der Darstellung A. L. Grimms entfernt haben wird.

Gleichwohl sei festgestellt, daß der Name Schneewittchen, wenn auch vielleicht nicht geschrieben, so doch gedruckt sicher zum ersten Male in dem Kindermärchen Albert Ludwig Grimms auftritt, und diese Feststellung ist wichtig im Hinblick auf die Tatsache, daß man, sooft das Wort ausgesprochen wird, an das Märchen der Brüder Grimm denkt, das Jacob ein alt-deutsches Kindermärchen nannte und dessen Ursprung die Brüder im nordischen Mittelalter suchten.

An das Schneewittchen-Märchen der Brüder hat denn wohl auch Volte gedacht, als er anführte, der bekannte Dichter Johannes Rist habe sich erinnert, in seiner Jugend, also etwa in dem dritten Jahrzehnt seines, des siebzehnten Jahrhunderts, eine von englischen Schauspielern aufgeführte Posse gehört zu haben, in der sich ein Schulmeister erbötig gemacht habe, die Komödie „von der schönen Frauen im Bergen mit ihren sieben Zwergen“ aufzuführen. Dabei aber ist die schöne Frau mit

<sup>1)</sup> Ebenso ist es, von nichtdeutschen Fassungen abgesehen, in dem schon zu unserm 5. Märchen erwähnten Buche von Dr. \*\*\*, 158 bis 166 die richtige Mutter, übrigens eine Gräfin, die dem Schneewittchen nachstellt.

<sup>2)</sup> Schoof, 42 f.

ihrer sieben Zwergen viel besser, als auf das Schneewittchen, auf die Stieftochter der Musäischen Richilde zu beziehen, bei der von den Zwergen nicht nur als ihr durch die ihr geleisteten Dienste zugehörig gesprochen werden, sondern die auch selber, in dem normalen Sinne des besitzanzeigenden Fürwortes, die Zwerge als die ihrigen bezeichnen kann, da sie ihr der Vater, als er sie auf eines seiner Schlösser schickte, zur Aufwartung mitgegeben hat.

Woher aber Musäus die Fabel seines Märchens von der schönen Richilde und ihrer noch viel schönern Stieftochter Blanca hat, steht dahin, und sicher ist nur, daß sich der Hauptzug, nämlich der von der scheinot eingefangten Schönen, schon 1634 in Basiles Cunto de li cunti findet (II, n° 8); wenn wir uns jedoch erinnern, daß Musäus ein anderes Märchen Basiles (IV, n° 3) in dem der Richilde unmittelbar vorausgehenden Märchen, den Büchern der Chronika der drey Schwestern (I, 1—89), bearbeitet hat, scheint uns nicht unwahrscheinlich, daß er auch bei der Richilde dem Neapolitaner verpflichtet ist, allerdings nur für den erwähnten Hauptzug.

Mit der Darstellung von Musäus hat nun die der Brüder eine Reihe von Motiven und Episoden gemeinsam.

Vor allem ist da der Zauberspiegel zu nennen, zu dem Richilde sagt:

Spiegel blink, Spiegel blank,  
Goldner Spiegel an der Wand,  
Zeig mir an das schönste Weib in Brabant<sup>1)</sup>,

während die Königin in der Vorlage der Grimm<sup>2)</sup> fragt:

Spieglein, Spieglein an der Wand,  
wer ist die schönste Frau in ganz Engelland?,

woraus die Brüder, denen wohl der Anklang allzu deutlich war, gemacht haben:

Spieglein, Spieglein an der Wand:

wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?

Richilden aber zeigt der Spiegel das, was sie von ihm verlangt; Schneeweißchens und Seneewittchens Mutter jedoch erhält von

<sup>1)</sup> I, 130; 104 ebenso, nur in der Schlußzeile: ... die schönste Dirn in Brabant, und 112: ... den schönsten Mann in Brabant!

<sup>2)</sup> Leffh, 120 f.

dem Spiegel eine mündliche Antwort, und dazu hätte es keinen Spiegel gebraucht. Trotzdem haben die Grimm diese Verballhornung, die in ihrer Vorlage nicht wiederholt wurde, nicht weniger als siebenmal verwandt.

Ohne Entsprechung bei Musäus ist in der Vorlage der Grimm, daß die Königin das Schneeweißchen im Walde aussetzen will, auf daß es die wilden Tiere fräßen, ebenso aber auch das, was von den Brüdern, denen dies nicht gefallen zu haben scheint, an seiner Statt eingesezt worden ist, nämlich der kannibalische Auftrag der Königin an einen Jäger, das Sneewittchen im Walde tot zu stechen und ihr seine Lunge und seine Leber zu bringen, die sie mit Salz kochen und essen wolle.

Die Grimm und ihre Vorlage lassen nun ihre Heldin zu den Zwergen gelangen, was Musäus, wie wir schon gesehen haben, nicht nötig gehabt hat, weshalb er denn auch kein Gegenstück zu der Erzählung haben kann, wie sich Schneeweißchen oder Sneewittchen bei den sieben Zwergen einführt. Diese Episode aber, die sich ähnlich auch in dem 25. der *KHM* und in dessen Vorlage findet (Keffß 118), ist, ebenso, wie die Eingangsgeschichte von dem Wunsche nach einem Kinde, so weiß wie der Schnee usw., die auch den Machandelboom einleitet, ursprünglich eine selbständige Erzählung gewesen, wie dies denn am besten die *Story of the Three Bears* von Robert Southey dartut<sup>1)</sup>.

Musäus läßt Richilde nur einmal zu ihrer Stieftochter gehen, und da bringt sie ihr einen (Granat-)Apfel, dessen eine Hälfte vergiftet ist; bei den Grimm bemüht sich die Königin stets selber, und den Apfel bringt sie zuletzt. Hier haben sich die Brüder nicht mehr an die bis dahin benutzte Vorlage gehalten: anstatt daß ihr Sneewittchen gerade so wie das Schneeweißchen den Apfel zufällig an der vergifteten Seite anbisse, haben sie ihn die Königin mit ihr teilen lassen und damit die Musäische Erzählung wiederhergestellt. Allerdings, was der

<sup>1)</sup> Jos. Jacobs, *English Fairy Tales*, 1890, 92—98, 238 f. und *More English Fairy Tales*, 1894, 87—90, 228 f.; Jacobs sagt: „The Three Bears“ is the only example I know of where a tale that can be definitely traced to a specific author has become a folk-tale. Vgl. weiter Macleod Yearnley, *The Folklore of Fairy-Tale*, 1924, 25 und E. Böhlen, *Sneewittchenstudien*, I, 158 f.

Apfel hier zuwege bringt, leistet bei Musäus der Brief, den Richilde mit einem reitenden Boten geschickt hat, und die Seifenkugel, die sie ihre Amme der gehäßten Stieftochter in die Hände spielen heißt, ist bei dem Grimm durch den Schnürriemen ersetzt.

Während die Zwerge den für Blanca gezimmerten Sarg mit einem Glasfenster versehen, wird Schneeweißchen von den Zwergen in einen gläsernen Sarg, Sneewittchen in einen aus Glas gelegt; aber das kommt auf dasselbe hinaus.

Die Wiederbelebung geschieht in der von den Grimm bisher benutzten Vorlage durch ihren Vater; den haben aber die Brüder so gründlich aus dem Wege geräumt, daß er nicht einmal mehr in ihrer Variantensammlung hat zum Vorschein kommen können, und ersetzt haben sie ihn durch den Prinzen, der mit dem anscheinenden Leichnam so tut, wie wir oben gesehen haben, und die Vorlage für diesen Zug haben wir auch mitgeteilt. Selbstverständlich muß der Prinz nun, obwohl diese Vorlage nicht so weit geht, Sneewittchen heiraten, was der Vater nicht hätte tun können, und so sind wir wieder zu Musäus zurückgelangt, bei dem allerdings das Wiederaufleben durch eine Reliquie erzielt wird, während bei den Grimm — — Aber da müssen wir einige Schritte zurück tun, nämlich zu dem zweiten Attentat, das die Grimmsche Königin auf ihre Tochter oder, später, Stieftochter verübt.

Dies geschieht in der Vorlage mit einem Kämme, und dieser versenkt Schneeweißchen, weil ihn ihr die Königin im Haare stecken läßt, in einen Schlaf, der so lang andauert, bis der Kamm aus dem Haar entfernt ist. Der Kamm ist nun keineswegs vergiftet, und vergiftet ist er auch nicht in dem erwähnten Märchen Basiles, in dem er, den die Mutter in ihr freilich angefluchter Vergesslichkeit der Tochter hat im Haar stecken lassen, ebenso bis zu dem Augenblicke wirkt, wo er entfernt wird<sup>1)</sup>; er wirkt eben nur, um ein Grimmsches Wort zu gebrauchen, als Schlafkuz, etwa wie der, von dem Jacob sagt:

<sup>1)</sup> In Brentanos Bearbeitung von Basiles Märchen, betitelt Das Märchen vom Rosenblättchen, stößt allerdings die Mutter dem Töchterchen den spizen Kamm unversehens so tief in das Hauptlein, daß es mit einem Schrei tot niedersinkt (XII, 1, 57).

„Legt man ihn Schlafenden unters Hauptkissen, so erwachen sie nicht, bevor man ihn weggenommen hat“<sup>1)</sup>). Vergiftet haben ihn erst die Brüder Grimm, ohne zu bedenken, daß seine Entfernung nicht auch die Entfernung des Giftes und daher zumindest keine augenblickliche Herstellung erzielen kann.

Ähnliche Erwägungen könnten auch bei der Rettung Sneewittchens von den Folgen des Bisses in den vergifteten Apfel angestellt werden, aber wir wollen den Leser nicht allzu sehr ermüden, und darum unterlassen wir auch eine Darlegung, daß, im Gegensatz zu den Grimm, Musäus derlei Unstimmigkeiten zu vermeiden gewußt hat.

Im übrigen kann angesichts der zahlreichen Übereinstimmungen, die sich als solche auch bei Verschlechterungen erweisen, kaum geleugnet werden, daß das Märchen der Brüder als Ableitung aus dem von Musäus zu verstehen ist, daß aber umgekehrt dieses aus einem Märchen, wie das der Grimm, wenn es damals ein solches gegeben hätte, nicht zu erklären wäre.

Über die Vorlagen, die Albert Ludwig Grimm bearbeitet hat, sind wir nicht unterrichtet; sicher scheint nur zu sein, daß er für den Eingang von dem verwitweten König, der seiner Tochter zugleich mit einer Stiefmutter auch eine Stiefschwester gegeben hat, samt den selbstverständlichen Folgen, aber auch samt dem Zuge, daß die Stiefmutter den Freier der Heldin der eigenen Tochter gewinnen will, dem Märchen *L'oiseau bleu* der Mulnoy verpflichtet ist. Weiter aber hat er auch, wie er selber, freilich mit andern Worten sagt, Volksüberlieferungen benützt, und da trifft er sich zweimal mit den Brüdern, deren Vorlagen also auf sein Märchen zurückgehen können: einmal in der Angabe der Zahl der Zwerge mit sieben, und dann mit dem Versuche der Königin, ihre Tochter ermorden zu lassen. Für

---

<sup>1)</sup> DM, 1008; ebendort, III, 263 ist aus Jacobs Nachlaß eine Notiz mitgeteilt, wonach Odin der Brynhild den Dorn bloß ans Gewand gesteckt und sie so in Schlaf versetzt hätte (siehe dagegen Cosquin, *Contes indiens*, 169; siehe Thule, I, 125 und H. Gering, *Die Edda*, 1893, 210, aber auch Thule, XXI, 82). Vgl. weiter Wesselski, *NdM*, 165, 253 f., Gius. Rua, *Novelle del „Mambriano“*, 1888, 84, 93 und Wimberley, 355.

diesen zweiten Zug jedoch gibt es in einem durchaus gleichen Zusammenhange, wie ihn das Märchen der Brüder von der 2. Auflage an aufweist, wo ja die unnatürliche Mutter durch eine Stiefmutter ersetzt ist, eine enge Parallele schon in einem mittelalterlichen Märlein, und zwar mit derselben Begründung wie bei den Grimm.

Dieses Märlein gehört ansonsten zu den Geschichten, die sich um Das Mädchen ohne Hände, wie die Brüder das 31. der KHM nannten, gebildet haben; seine besondere Stellung innerhalb dieser Gruppe hat zuerst Heinrich Däumling erkannt, und von den zwei Texten, die ihm vorgelegen haben, spricht er geradezu als von dem Schneewittchentypus<sup>1)</sup>. Der ältere dieser zwei Texte ist in einer italienischen Sammlung von Marienlegenden erhalten, die von 1475 bis in die ersten Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts zumindest einunddreißigmal gedruckt worden ist; seit 1917 liegt im Drucke auch die anscheinend älteste noch vorhandene Handschrift vor, die aus den letzten Jahren des dreizehnten oder den ersten des vierzehnten Jahrhunderts stammt<sup>2)</sup>, und nach dieser, die noch nicht so breit erzählt wie die alten Drucke, geben wir den Eingang des Märleins wieder:

Man liest in einer Chronik, daß zu der Zeit, wo das Kaisertum an den König von Frankreich übertragen worden war, über dieses ein König geherrscht hat, dessen Gattin, nämlich die Kaiserin, eine sehr schöne Tochter gebar, und bei dieser Geburt

<sup>1)</sup> Studie über den Typus des „Mädchens ohne Hände“ innerhalb des Konstanze-Zyklus, Münchener Dissertation, 1912, 48—52, 102; siehe auch *WP*, I, 300, n° 17.

<sup>2)</sup> Il libro dei cinquanta miracoli della Vergine, edito da Ezio Levi, 1917; hier ist unser Märlein das erste (4—9), während es in den alten Drucken an elfter Stelle steht, ebenso natürlich in den Neudrucken, von denen Däumling einen aus dem Jahre 1855 benützt hat, während ich den von 1841 besitze. Den andern, jüngern und lateinischen Text hat Jos. Klapper nach einer Breslauer Handschrift von 1490 in seinen *Exempla aus Handschriften des Mittelalters*, 1911, 1—8, veröffentlicht. Levi führt die Arbeiten Däumlings und Klappers an, hat sie aber, wie sich aus dem Abschnitt über die *Fonti* (CVIII—CX) ergibt, nicht benützt. Die Angabe über die Zahl der alten Drucke habe ich seinem Buche entnommen; an Manuskripten der *Miracoli* verzeichnet er 38.

starb die Kaiserin. Darum nahm der Kaiser eine andere, die als schön ob allen andern galt, so daß aus den fernsten Ländern Leute kamen, um ihre Schönheit zu schauen; und man sagte, sie sei wahrhaftig schön, aber die Tochter des Kaisers werde, wenn sie älter geworden sein werde, schöner sein als die Kaiserin. Da dieser das zu Ohren kam, begann sie einen großen Neid auf das Mägdlein zu haben und auf ihre Beseitigung zu sinnen. Als nun der Kaiser nicht in der Stadt weilte, beschied die Kaiserin vier ihr ergebene Reisige zu sich, und zu denen sagte sie: Gehet, und nehmt das Mägdlein mit euch und tötet sie, und auf daß ich sicher sein kann, daß sie wirklich tot ist, sollt ihr mir ihre beiden Hände bringen. — Die Reisigen nahmen das Mägdlein und führten sie in einen Wald hinein. Bei dem Anblicke ihrer übergroßen Schönheit aber wurden sie von Barmherzigkeit und Mitleid bewegt und töteten sie nicht; wohl aber schnitten sie ihr beide Hände ab, und die brachten sie der Kaiserin . . .

Nicht interessiert uns von der weitem Erzählung, wie das verstümmelte Mädchen die Gattin eines Herzogsohns wird, wie dieser an seines Vaters Statt zu einem Turnier reitet, das die Kaiserin und Verwandte und Freunde des Kaisers, um ihn in seinem tiefen Gram über das Verschwinden seiner Tochter einigermaßen zu trösten, veranstalten, und wie die zu Hause verbliebene Frau Zwillinge gebiert; wichtig aber ist uns, daß der Kaiserin, als sie von der Schönheit der handlosen Gattin des Ritters hört, sofort schwant, daß das ihre Stieftochter ist. Dem Ritter bringt ein Bote einen Brief, in dem ihm sein Vater von dem freudigen Ereignis berichtet, und der Kaiserin gelingt es, die Antwort des Sohnes so zu ändern, daß der Vater unter Drohungen aufgefordert wird, das unkeusche Weib samt den einem Ehebruche entstammenden Kindern zu ertränken. Tatsächlich befiehlt denn auch der Herzog, sie mit ihren zwei Knäblein in die Wildnis zu schaffen, auf daß sie dort die wilden Tiere fressen. Natürlich findet der Herzogsohn seine schöne Gattin wieder, der hat die heilige Jungfrau die Hände wiedergegeben, und als ihr Vater alles gehört und den ganzen Hergang vernommen hat, läßt er die schlechte Kaiserin verbrennen.

Das fromme Märlein hat also nicht nur denselben Eingang wie das Märchen der Grimm (abgesehen natürlich von der Episode von dem in Erfüllung gegangenen Wunsche der Königin nach dem Kinde mit den Farben weiß, rot und schwarz, die ihm ja nicht eigentümlich ist), sondern stimmt zu ihm auch durch die weitere Verfolgung der um ihre Schönheit Beneideten. Durch den Vergleich mit dem Märlein aber wird einem erst klar, was man sonst vielleicht gar nicht bemerkt hätte, daß nämlich der Vater des armen Mädchens in dem Grimmschen Märchen so verschwunden ist, als wäre er nie vorhanden gewesen, daß wir rein nichts von dem Leide erfahren, das ihm doch das Verschwinden der Tochter bereitet haben muß, noch von der Freude über ihr Wiedererscheinen, ja daß es nicht, wie es sein müßte, er ist, der die Bestrafung der Missetäterin verfügt, sondern daß dies, so, wie bei Musäus, der den Vater freilich schon, bevor noch die Mordversuche an der Tochter beginnen, hat sterben lassen, dem Eidam überlassen bleibt. In der volksmündlichen Geschichte freilich, der die Brüder bis zu dem todähnlichen Schlafe Sneewittchens gefolgt sind, also bis zu der Peripetie, hat der Vater noch seine Rolle gespielt: bis zu diesem Zeitpunkte hat er ja nicht in seinem Reiche gewohnt, aber er ist es, der bei den Zwergen die anscheinend Tote in dem Sarge findet, welcher eine Inschrift mit ihrem Namen trägt, seine Ärzte sind es, die sich den Leichnam von den Zwergen erbitten und Schneeweißchen ins Leben zurückrufen, und auf seinen Befehl geschieht es augenscheinlich auch, daß sich die Königin bei der Hochzeit des augenscheinlich von ihm vermählten Schneeweißchens in den geglühten Pantoffeln tot tanzt.

Es scheinen sich also in der Überlieferung, auf die die Hauptvorlage der Grimm zurückgeht, zwei Geschichten verquickt zu haben: eine, die letzten Endes auf der alten Marienlegende oder einem ähnlichen Märlein beruhte, und eine, die ihren Ausgang von dem Musäusischen Märchen nahm; in dem Mosaik das das Märchen der Brüder darstellt, sind deutlich die Steinchen zu erkennen, die aus dem einen, und die aus dem andern Vorbilde stammen.

Zu dem Schneewittchenmärchen überhaupt vgl. außer den Ausführungen bei WP, I, 450—462 auch die bei Wesselski, Versuch, 116, 134—138, 139.



## Das singende, klingende Bäumchen

steht als vorlestes (15.) Stück in den Feen-Märchen von 1801, 322—348, aber dort läßt der Titel dem Leser die Wahl, ob ihm nicht Der bestrafte Übermuth besser gefällt. In seinem Exemplar der Feen-Märchen hat Jacob Grimm auf der letzten Seite angemerkt: „Eine stolze Prinzessin gedemüthigt (zum Theil unser Hurleburlebuß)<sup>1)</sup>“; ebenso wurde in der Anmerkung zu dem so seltsam benannten Märchen, dem 66. Stück des Bandes von 1812, die Ähnlichkeit des Märchens der „Braunschweiger Sammlung“ festgestellt und dessen Inhalt ausführlich wiedergegeben. Für die 2. Auflage aber wurde der Hurleburlebuß als selbständiges Märchen gestrichen und nur in gekürzter Nacherzählung in dem Anmerkungsbande, der freilich erst drei Jahre später erschien, zu dem nunmehr 127. Märchen, betitelt Der Eisenofen<sup>2)</sup>, mitgeteilt, mit dem er nur den zweimaligen Versuch, für die gewünschte Braut eine andere zu unterscheiden, gemeinsam hat; das Braunschweiger Märchen wieder wurde 1822 zu n° 88 zitiert, ebenso natürlich 1856, und so war es vermieden, daß die zwei Märchen, der Hurleburlebuß und Das singende, klingende Bäumchen, sozusagen in Einem Atem genannt worden wären.

Der Grund zu diesem seltsamen Vorgehen Wilhelm Grimms hat wohl in der Absicht gelegen, die Abhängigkeit des Hurleburlebuß von dem Singenden, klingenden Bäumchen, die der in beiden zweimal verwandte Zug von der vergeblich unter-

<sup>1)</sup> Die weiteren Bemerkungen lauten: „330 ein singendes und klingendes Bäumchen 332. Das erste, was dem König begegnet, soll des Löwen seyn. 333. Tochter einer Wäscherin soll gepuzt hinzugesetzt werden, daß der Löwe diese hole. 337. Eine Peitsche von Schlangen, die zischen. 338. elf Kranke mit eckelhaften Wunden heilen.“

<sup>2)</sup> Dieses stand ursprünglich als n° 41 in dem 2. Bande der 1. Auflage der KHM (1815), und auch dort war schon auf den Hurleburlebuß hingewiesen; das nach der jetzigen Zählung 88. Märchen, das wir sofort zu nennen haben werden, stand ursprünglich 1815 als n° 2.

schobenen Braut dartut, nicht wieder offenkundig werden zu lassen; zu diesem Zuge wurde nur der Hurlburlebuß, wo ein Fuchs hätte getauscht werden sollen, erwähnt, das Braunschweiger Märchen nur zu dem Motiv von dem Tierbräutigam, zu dem sich freilich sein Löwe besser schickte. Nur so ist auch zu erklären, daß Wilhelm die eigene Variante zu der unterschobenen Braut, die 1812 in der Anmerkung zum Hurlburlebuß ebenso gestanden hatte wie die Inhaltsangabe des Braunschweiger Märchens, nicht mehr mitgeteilt hat; da sie auch bei Volte und Polivka, wo der Hurlburlebuß abgedruckt und auch, allerdings ohne Angabe des Zusammenhanges, auf das Braunschweiger Märchen verwiesen ist (III, 40—42), nicht auffeint, so sei sie hier als weiterer Beleg für die Nachwirkung eben dieses Braunschweiger Märchens wiedergegeben: „In einer andern mündlichen Erzählung fragt der Fuchs immer das Mädchen, das er fortträgt, wie viel Uhr es sey, die Hirtentöchter antworten, zehn Uhr, wenn ich die Heerde sonst zusammengeblasen habe, die Königstochter aber, zehn Uhr, wenn zur Tafel geblasen wird, und nun bin ich hier im Wald und habe nichts zu essen.“

Einem unangenehmen Freier ein Mädchen geringern Standes als die von ihm zur Gattin Verlangte zu unterchieben, ist wohl einst oft geübt worden und hat demnach als Gemeinschaftsmotiv bezeichnet werden können: so haben die Sakja, die Verwandten des Buddhas, dem König von Kosala, anstatt einer ihrer geschlechtsreinen Töchter, die Tochter einer Sklavin geschickt, deren Vater freilich ein Sakja war<sup>1)</sup>, und nach einer persischen Tradition, die Herodot (III, c. 1) wiedergibt, hätte der ägyptische König Amasis dem Perserkönige Kambyses anstatt seiner eigenen Tochter die Tochter seines von ihm entthronten und getöteten Vorgängers zuführen lassen<sup>2)</sup>; viel-

<sup>1)</sup> Siehe die Gegenwarts-geschichte des 465. Dschätakas, weiter Buddhist Legends, transl. by E. W. Burlingame, 1921, II, 36 f., Éd. Chavannes, Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois, 1910 f., I, 202 f. und IV, 121, Hiuen Tsiang, Si-yu-ki, transl. by S. Beal, II, 20; vgl. R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit, 1897, 30 f., 35 f., weiter A. Weber, Abhandl. d. Berliner Akad. d. Wiss., 1877, I, 80 f.

<sup>2)</sup> Siehe Wolf My, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot, 1921, 76.

leicht darf man auch auf die Geschichten verweisen, die zu der Erklärung der Nonae Caprotinae erfunden worden sind<sup>1)</sup>.

In Märchen ist dieses Motiv vor der Braunschweiger Sammlung noch nicht nachgewiesen worden, und so darf mit größter Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß deren Verfasserin das Märchen, worein sie es einführte, um einen uralten Zug bereichert hat. Angeregt dazu aber dürfte sie durch ein Märchen von Gianfrancesco Straparola worden sein (II, n° 1), das so geht: Einen Königsohn hat, noch bevor ihn seine Mutter empfangen hat, eine Fee verwunschen, als Schwein auf die Welt zu kommen und dieser Gestalt erst durch seine dritte Gattin ledig zu werden: die erste will ihn in der Hochzeitsnacht ermorden, aber er kommt ihr zuvor, ebenso tötet er auch die zweite; für die dritte aber, die ihm zum Unterschiede von ihren Schwestern liebevoll begegnet, legt er im Brautbett die Schweinshaut ab usw. usw.<sup>2)</sup>. Indem die Verfasserin der Braunschweiger Sammlung in ihr Märchen, das in seinem Hauptteile letzten Endes so, wie die dieser Gruppe zugehörenden Märchen von dem Tierbräutigam, auf das Märchen *La Belle et la Bête* der Frau Leprince de Beaumont (1757) zurückgeht<sup>3)</sup>, zwei schuldlose Mädchen einführte, ihre Beseitigung aber nicht in so blutrünstigen und darum abstoßenden Szenen, sondern auf eine harmlosere und des Humors nicht entbehrende Weise

<sup>1)</sup> Varro, *De lingua latina*, VI, c. 18, Plutarch, *Romulus*, c. 29 und *Camillus*, c. 33, Macrobius, *Saturnalia*, I, c. 2, 36–40. Nicht hierher gehört die von Wilhelm Grimm angezogene Stelle der *Völsungasaga*, wo Alf die künftige Mutter Sigurds trotz ihrer geringern Tracht als die Herrin der andern erkennt (*Thule*, XXI, 64 f.), nicht auch die Darlegung, womit Amlethus bei Særo Grammaticus zum Schluß des dritten Buches erklärt, warum er von der britanischen Königin gesagt hat, sie habe sich dreimal wie eine Magd benommen (93 f.; siehe Herrmann, II, 265).

<sup>2)</sup> Dieses Märchen hat die Aulnoy unter dem Titel *Le prince Marcassin* bearbeitet, nicht ohne es aber zu verschlechtern.

<sup>3)</sup> Siehe *W*, II, 241 f. Der dort mitgeteilte Auszug aus dem 7. Stück von J. G. Münchs *Mährleinbuch* von 1799 hat schon 1822 und natürlich auch 1856 in Wilhelm Grimms Anmerkungen zu der n° 88 der *KHM* gestanden. Zu dem Baume mit dem Stamme aus Silber, den goldenen Zweigen und den Blättern aus Edelstein siehe W. R. Halliday, *Folklore Studies*, 1924, 85–89.

geschehen ließ, hat sie etwas Neues gegeben, und daß sie damit Erfolg gehabt, zeigt die große Zahl von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde, in den freilich ihr Märchen richtig erst durch den auf ihm beruhenden Hurlburlebuß gelangt ist, in dem die Königstochter ihren so unsympathischen Hoch- und Übermut bereits verloren hat. Zu den bei Bolte und Polivka angeführten volksmündlichen Geschichten, die auf den Hurlburlebuß zurückgehen, seien aus dem deutschen Gebiete noch genannt: Fr. v. Arnim, Hundert neue Märchen im Gebirge, 1844, 99 (= W. E. Peuckert, Schlesiens deutsche Märchen, 1932, 152); L. Bechstein, Deutsches Märchenbuch, 1845, 81; W. Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen (I), 1914, 266; G. Fr. Meyer, De golln Bagel, 1925, 30. Von fremden Erzählungen sei nur eine erwähnt, und die hat H. Neubronner van der Luuk bei den Batak auf Sumatra aufgezeichnet: dort versucht der Vater, selbstverständlich vergebens, das Tier, dem er seine Tochter noch vor ihrer Geburt versprochen hat, durch eine wie ein Mädchen angekleidete Hündin zu betrügen<sup>1)</sup>.

## 9

### Der Popanz

steht unter der Überschrift Das Märchen vom Popanz als das 59. Stück in Büschings Sammlung, 267—286; nach der Bearbeitung von 1824 ist er bei Fr. H. von der Hagen, Erzählungen, I, 237 f. und in Kletkes Märchensaal, II, 235 f. abgedruckt. Die Bezeichnung Popanz für einen Unhold ist uns schon oben, 327 begegnet; J. G. Münch gebraucht sie, was nicht unwichtig ist, in seinem Märleinbuch, 132 und 191 für Rübezahl.

Die Grimm brachten 1812 gleich zwei Märchen, die zu diesem gestellt werden mußten: n<sup>o</sup> 29, Von dem Teufel mit drei goldenen Haaren, das ihnen im Herbst 1812, also etwa drei Viertel-

<sup>1)</sup> P. Voorhoeve, Overzicht van de volksverhalen der Bataks (Leidener Dissertation), 1927, 109, n<sup>o</sup> 79.

jahre nach dem Erscheinen von Büschings Buch, durch Amalie Hassenpflug gekommen war<sup>1)</sup>, und n° 75, Vogel Phönix, das sie am 10. Februar desselben Jahres, also etwa zu der Zeit, wo Büschings Sammlung herauskam, von der (schon genannten) alten Marie gehört oder, etwa durch Dortchen Wild, die später Wilhelms Gattin werden sollte, erhalten hatten. Zu der n° 75 gaben sie keine Anmerkung; zu der n° 29 aber sagten sie: „Ein ähnliches Märchen theilt Herr Büsching in seiner Sagensammlung n° 59 mit, ebenfalls wie er versichert, aus mündlicher Überlieferung. Es leidet aber keinen Zweifel, daß es, wie es dort erscheint, vorsätzlich erweitert und vermuthlich nach einem franzöf. Buch erzählt worden. Der Pastetenbäcker, der für Deutsche nirgends eine märchenhafte Person ist, noch ganz franzöf. Wendungen in der Sprache, vor allem aber die verwickelten und angehäuften Bedingungen bei Auflösung des Zaubers, die ganz unepisch sind, machen dies klar. Was wir hier nach mündlicher Erzählung mittheilen, ist reiner, wiewohl immer noch etwas fremdartiges in dem Ganzen durchblickt.“

Büsching hat auf diese Behauptungen nicht geantwortet<sup>2)</sup>: er hat sie wohl selber als gewissermaßen berechtigt anerkannt, wie denn auch Wilhelm Grimm für die 2. Auflage das 75. Märchen ebenso entfernt hat, wie das andere, in dem „etwas fremdartiges“ war. Dafür erschien dort (1819), wieder als n° 29 und mit demselben Titel, ein anderer Text, der so, wie früher n° 75, mit einer Geschichte von dem Schema des vergeblich verfolgten Schicksalskinds anhub, im weitern so erzählte, wie die frühere n° 29, und einen neuen Schluß anfügte. In den Anmerkungen dazu hieß es, 1822, 59 nur noch: „In seinen Volksmärchen theilt Büsching auch eine mündliche Überlieferung mit; die Bedingungen bei der Auflösung des Zaubers sind sehr angehäuft und das Ganze scheint vorsätzlich

<sup>1)</sup> *WP*, I, 277; Schoof, 70.

<sup>2)</sup> In seiner schon mehrmals erwähnten Rezension (des 1. Bandes) der *KHM* erwähnt er deren 29. Stück überhaupt nicht, und zu der n° 75 (Vogel Phönix) begnügt er sich zu sagen: „erinnert wieder, beym Schluß, an das Märchen vom Popanz in Büschings Volksfagen. Auch ist, gar wunderbar, der Vogel Phönix ein Menschenfresser.“

und nach französischer Weise erweitert“, und das ist dann auch 1856, 57 so stehen geblieben.

Samt alldem bleibt aber Büschings Darstellung die erste dieser Art, die aus dem deutschen Volksmunde und damit aus dem Munde irgendeines andern Volkes aufgezeichnet worden ist; ist sie aber überhaupt die erste deutsche Darstellung einer Geschichte mit dem Motive von dem Zwange, von einem daimonischen Wesen Haare oder Federn o. dgl. zu beschaffen, und mit dem Motive von der Nutznießung dieses Zwanges durch Mitgabe von Fragen, die dieses daimonische Wesen beantworten soll? Nun, Vorstufen dazu gibt es: in einem *Dschataka*, einer der Geschichten, die von den frühern Existenzen des *Buddhas* berichten — es ist das 257. —, wird ein Mann wegen angeblicher Missetaten zu dem Könige geführt, und auf dem Wege dahin vertrauen ihm allerlei Wesen die Fragen an, die sie gern von dem Könige beantwortet hätten<sup>1)</sup>, und in einem Märlein des persischen *Papageienbuches* schickt ein König einen Beamten zu einem Greise, dem er eine Frage vorlegen soll, von dem dann aber auch ein Freund dieses Beamten Antwort auf zwei Fragen erbittet<sup>2)</sup>; erst in einem Märchen *Bassles* (IV, n° 8) muß ein Mädchen, um ihre in Tauben verwandelten sieben Brüder zu erlösen, zu einem Wesen höherer als menschlicher Gattung pilgern und bekommt auf ihrem Wege zu der Mutter Zeit Fragen mit, die diese beantworten soll, aber zu einer Erklärung des Büschingschen und der drei Grimmschen Märchen nützt uns auch diese Erzählung nichts: auch wenn man sich mit den Hauptzügen begnügen will, so fehlen noch immer die Federn oder Haare, die ausgerissen werden müssen, und für zwei Fassungen der Grimm auch noch die Geschichte von dem verfolgten Kinde.

<sup>1)</sup> J. Dutoit, *Tātakam*, 1908 f., II, 340—355; J. J. Meyer, *Kavyasamgraha*, 1903, 46—53; E. Lüders, *Buddhistische Märchen*, 1921, 76—88; Th. Benfey, *Pantschatantra*, 1859, I, 394—397; M. v. Schiefner-B. R. S. Ralston, *Tibetan Tales*, 1906, 29—36; Wolfr. Eberhard, *Typen chinesischer Volksmärchen*, 1937 (= FF Comm., n° 120), 183 und 185.

<sup>2)</sup> W. Pertsch, *Über Nachschabi's Papageienbuch* in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXI (1867), 547 und G. Rosen, *Tuti-Nameh*, 1858, II, 279—282.

Nun hat schon 1919 Václav Lilla in einem Aufsatze, betitelt Das Märchen von dem Schicksalskind, auf ein tschechisches Volksbuch hingewiesen, das nach seiner Angabe nur in einem Neudruck, erschienen 1876 in Skalitz in der Slowakei, erhalten gewesen wäre, und von ihm, ohne über sein Alter eine Vermutung auszusprechen, einen kurzen Auszug gegeben<sup>1)</sup>; zwei Jahre später hat er in seinem Verzeichnis der böhmischen Märchen dieses Volksbuch als im Jahre 1794 in Prag erschienen genannt, den Auszug aber wieder nach dem Skalitzer Druck hergestellt<sup>2)</sup>, und erst für den dritten Auszug, den er 1929 in dem ersten Bande seines *Soupis českých pohádek* oder Verzeichnis der tschechischen Märchen<sup>3)</sup> in einem Umfange von nicht weniger als sechsendeinhalf Gr.<sup>8°</sup>-Seiten gab, hat er, wenn schon nicht die wieder als erste zitierte Ausgabe von 1794, so doch die 2. Auflage von 1804 benützt. Wer aber an das Lesen dieser Auszüge in der Hoffnung ginge, sich an einer volkstümlichen Behandlung eines volkstümlichen Stoffes erfreuen zu dürfen, würde arg enttäuscht sein: das Volksbuch erweist sich als eine Art märchenhaften Romans, in dem es von Zauberern nur so wimmelt, und ist schon die Handlung in Büschings Märchen verwickelt, so ist sie hier kaum noch zu übersehen. Da weiter auch die letzte und ausführlichste Inhaltsangabe unfern besondern Zwecken nicht gerecht wird, so haben wir selbst eine hergestellt, und zwar nach dieser ersten Ausgabe, deren Titel so ist:

*Rybceol na Krkonostských horách. Nebo: Zaklený a vysvobozený Prynec. Stará smyslná historie. Kramérušovým nákladem. V Praze, 1794. 8°, 128 S. 4).*

Bei unserm Auszug beschränken wir uns auf das Aller-

1) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XXIX, 36—37.

2) FF Comm., n° 34, 333—336.

3) Rozpravy České Akademie věd a umění, tř. III, č. 66, 153—160.

4) Eher als eine Bearbeitung, denn als eine Übersetzung ist folgender Druck anzusprechen: Der Riebenzahl im Riesengebirge. Ein abentheuerliches Märchen der Vorzeit. Prag. 1796. bei Johann Stiašny und in Kommission bei Karl Barth. Kl. 8°, 2 Bl. (Titelkupfer und gestochenes Titelblatt), 251 S. und 2 Bl. Anzeigen.

notwendigste, wobei wir allerdings bei der Jugendgeschichte des daimonischen Weisen einigermaßen länger verweilen, als es der eigentliche Zweck erheischen würde.

Aus der Ehe einer sächsischen Grafentochter mit einem böhmischen Fürsten ist ein Knabe entsprungen, Holdkron mit Namen. Als er fünf Jahre alt ist, träumt seiner Mutter, er habe ein Bauernmädchen geheiratet, und aus Angst, der Traum könnte sich erfüllen, läßt sie die Zauberin Medulina kommen. Auf ihren Wunsch erklärt sich diese bereit, zu bewirken, daß der Knabe das Aussehen eines Fünfjährigen weiterhin behalte, an Verstand jedoch zunehme und dem Volke Gutes tue; als Zeichen seiner hohen Abkunft und zum Unterschiede von den andern Kindern sollen ihm auf dem Kopfe goldene Federn wachsen. Tatsächlich hat der Knabe, der mit seiner Amme auf Króhrádel lebt, noch an demselben Abend die goldenen Federn. Von nun an kann niemand mehr die Burg verlassen; betritt ein Diener mit dieser Absicht die Brücke, so fällt er ins Wasser und wird ein Fisch. In dem Alter von zwölf Jahren geht Holdkron einmal dem Kellermeister nach, verirrt sich aber im Keller und fällt in eine Grube; zwei Männer ziehen ihn heraus und bringen ihn in einen großen Raum, wo um ein Feuer zwanzig Zauberer sitzen, allesamt Feinde Medulinas. Diese begrüßen ihn und versprechen ihm, ihn zu lehren, wie er den Armen im Gebirge werde helfen können; überdies geben sie ihm einen Trank, womit er sich verwandeln oder unsichtbar machen kann, und eine Rute, die alle Schlösser öffnet. Nach drei Jahren hat Holdkron ausgelernt, und nun geht er daran, Kranke zu heilen; die Leute aber verlachen ihn ob seines Aussehens, und das rächt Holdkron grausam. Damals sind Steuereinnehmer dabei, rückständige Abgaben einzutreiben, und weil sie stets zuviel verlangen, nennt sie das Volk „Uiberzoller“; da sie aber auch auf ihn erboßt sind, geben sie auch ihm diesen Namen, und daraus ist dann Ybrcol, später Kybrcol und zum Schlusse sogar Kywacol geworden. Darüber gerät er in Wut; die Zauberer aber halten ihm vor, daß er selber schuld daran sei, daß er diesen Spitznamen bekommen hat, und auf ihren Rat hält er sich nun ein Jahr zu Hause. Sodann begibt er sich in fremde Gegenden, gewinnt dort durch seine Mildtätigkeit



hohes Lob<sup>1)</sup>, und nun nennen ihn dort alle Zlatohlawec oder Goldkopf<sup>2)</sup>).

Das alles erfahren wir erst etwa in der Mitte des Volksbuches, als es auch dessen erster Held erfährt; der Anfang aber erzählt, wie einem armen Bauer ein Söhnchen geboren wird, wie diesem zwei Zauberer Gevatter stehen und wie einer von ihnen sagt, der Knabe werde dereinst die Tochter eines reichen Kaufmanns, die zu derselben Zeit auf die Welt gekommen sei, zur Frau erhalten, wie davon dieser Kaufmann vernimmt, der in einem andern Lande lebt, wie er hinreißt und die Bauernleute durch Versprechungen dazu bringt, ihm das nun neun Wochen alte Knäblein mitzugeben, wie er es in einer Truhe in einen Fluß wirft, wie die Truhe zu einer Mühle treibt, wie deren Werk stehen bleibt, wie der Müller das Kind, das er rettet, aufzuziehen beschließt und es Rudolf nennt, wie der Kaufmann hört, der ihm verheißene Eidam lebe dort und dort als Mühlbursch, wie er hinfährt und den Müller bittet, den Jüngling zu sich nach Hause um Geld schicken zu dürfen, wie er ihm einen Brief mitgibt, der besagt, die Frau solle ihn sofort umbringen lassen, wie ihm ein Greis, der einer seiner Gevatter ist, den Brief gegen einen andern vertauscht, wie die Frau nach diesem Briefe handelt, der ihr aufträgt, ihn sofort mit der Tochter zu verheiraten, wie der Kaufmann, als er heimkommt, dem jungen Manne sagt, er müsse sich seine Liebe, seine Tochter und seinen Reichtum erst verdienen, wie Rudolf zustimmt und ihm nun befohlen wird, ins Riesengebirge zu ziehen, wo der verzauberte Fürst Rybrcol lebe, der wie ein fünfjähriges Kind im Hemdchen gehe und anstatt der Kopfschaare goldene Federn habe, und drei davon mitzubringen, und wie sich Rudolf auf den Weg macht.

Wir stellen fest, daß diese Einleitung des tschechischen Volksbuches durchaus mit der Einleitung des Märchens stimmt, das die Brüder Grimm 1812 als n<sup>o</sup> 75 brachten, aber auch

<sup>1)</sup> Auf diesem Teile des Volksbuches beruht in Wolfgang Adolph Gerles Volksmärchen der Böhmen (1819) die Einleitung zu den Rübzahl-Geschichten, II, 3—38.

<sup>2)</sup> Tatsächlich sind Zlatohlawec, Rybrcol und Rybrcol (c wird wie unser z gesprochen, z wie unser s) tschechische Namen für Rübzahl.

mit der des andern Märchens, das Wilhelm 1819 als 29. eingeführt hat und das noch immer diese Zahl trägt, und daß der Findling in dem ältern Märchen ebenfalls drei Federn holen soll, freilich von dem Vogel Phönix, während es in dem jüngern drei goldene Haare des Teufels geworden sind.

Auf seiner Wanderung kommt Rudolf zu einem Flusse, an dessen andern Ufer eine schöne Stadt liegt; ein in Felle gehüllter Greis bietet sich an, ihn hinüberzuschaffen, wenn er Rhyrcol fragen wolle, wie er, der vor mehr als dreihundert Jahren verwunschen worden sei, dort als Gespenst umzugehen, erlöst werden könnte; Rudolf verspricht das: der Greis nimmt ihn in die Arme und fliegt mit ihm über den Fluß. In der Stadt wird er zum Könige geführt, und der bittet ihn, Rhyrcol zu fragen, wie seine von Geburt aus kranke Tochter geheilt werden könnte. In einer andern Stadt bittet ihn der König, Rhyrcol zu fragen, was zu tun wäre, auf daß ein Heilbrunnen, der schon seit zehn Jahren versiegt sei, wieder Wasser bekäme. Nach zwei Monaten gelangt Rudolf nach Prag, man führt ihn auf die Burg, und der König bittet ihn, Rhyrcol zu fragen, warum ein Baum in seinem Garten, dessen Früchte allerlei Krankheiten geheilt hätten, verdorre.

In der heutigen Fassung des 29. der *AM* soll der Findling Antworten bringen auf die Fragen, warum der Marktbrunnen in der einen Stadt versiegt ist, warum in der andern Stadt ein Baum, der früher goldene Äpfel getragen hat, jetzt nicht einmal mehr Blätter treibt, und warum ein Fährmann nie abgelöst wird; in der Fassung, die in der 1. Auflage als n° 29 gestanden hat, sollte der Jüngling auf seinem Rückwege eine kranke Prinzessin gesund machen, dann, als er das getan hatte, weiter sagen, warum ein Marktbrunnen vertrocknet war, zweitens sollte er sagen, warum ein Feigenbaum welkte und keine Früchte mehr trug, und drittens einem Fährmann mitteilen, wie er seine Ablösung betreiben könne.

Man sieht, zwischen den zwei Fassungen des Grimmschen Märchen n° 29 und dem Volksbuch bestehen enge Verbindungen: in dem Volksbuch freilich ist die Art und Weise, wie dem, der dort den Fergen vertritt, zu helfen ist, ganz anders — er ist auf einmal trotz seiner schon mehr als drei Jahrhunderte

währenden Verzauberung Medulinas Sohn, und er muß, um erlöst zu werden, u. a. einer alten Liebe entsagen —, aber die kranke Prinzessin kehrt in dem ältern Grimmschen Texte wieder, Fährmann, Obstbaum und Brunnen in beiden; überdies erhält der Findling im Volksbuch für seine Bemühungen um den Baum von dem Prager Könige fünftausend Soldaten auf zwei Monate geborgt, für seine Mitwirkung bei der Wiederherstellung des Brunnens von dem Könige dieser Stadt ebenso viel Soldaten auf dieselbe Zeit, und in der ältern Fassung der Grimm fordert und bekommt er für den Rat wegen des Brunnens ein Regiment Kavallerie, für den Rat bei dem Baume ein Regiment Infanterie; die Heilung der Prinzessin trägt ihm dort vier mit Gold beladene Wagen ein, während er in dem Volksbuch Riesenschätze gewinnt, indem ihm die drei Federn, die er Rybrcol ausgerissen hat, Felsen öffnen.

Die drei Federn freilich reißt Rudolf dem Fürsten Holdkron oder Rybrcol, obwohl er vorher schon als dessen Freund gehandelt hat und dies auch weiter tun wird, selber aus, während dies in den zwei Fassungen des 29. Grimmschen Märchens die Frau des Teufels und in der n<sup>o</sup> 75 der 1. Auflage bei dem Phönix ein weißes Mamsellchen besorgt; das aber ist in dem, was den drei Märchen der Grimm und dem Volksbuch gemeinsam ist, die einzige Abweichung, abgesehen natürlich von der im Volksbuch selbstverständlich ganz anders lautenden Beantwortung der Frage des Gespenstes, das dort eine ähnliche Rolle spielt, wie sonst der Fährmann. Es kann also die Wahrscheinlichkeit, daß die Überlieferungen, auf denen die Grimmschen Märchen letzten Endes beruhen, etwa dasselbe erzählt haben werden, wie die entsprechenden Teile des Volksbuches, keineswegs geleugnet werden.

Nun finden sich in dem Volksbuch tschechische Bezeichnungen nur für Ortsdaten wie Kolessec, Arkohrádek, Praha usw.; von den Personen aber, die auftreten, hat keine einzige einen tschechischen Namen: Medulina, Papilena, Darentyna, Trabison, Bucefanalus, Wadigán (Wadian?), nicht zu vergessen der zwei Helden, von denen der eine wohl von allem Anfang an Rudolf geheißsen hat, während Holdkron sicherlich aus Goldenkron entstanden ist, das trefflich zu dem Blatohlawec

oder Goldkopf stimmt. Nimmt man noch dazu, daß zum Schlusse Rudolfs Schwäher, jener Kaufmann nämlich, der ihm dreimal den Tod zugebracht hat, in der Stadt, wo er lebt, Purlmistr, d. i. Bürgermeister, ist, so darf wohl nicht bezweifelt werden, daß das tschechische Volksbuch die Bearbeitung eines deutschen Erzeugnisses ist, was denn auch Artur M. Luma-Patry als sicher annimmt<sup>1)</sup>. In diesem mag denn auch die Erlösung des Fergen noch auf dieselbe Weise geschehen sein, wie in den zwei Märchen, die die Brüder Grimm als n° 29 gebracht haben, nämlich durch eine erzwungene Ablösung.

Und Büschings Fassung? Nun, die hat wohl entweder er selber oder, wenn er einen Gewährsmann gehabt hat, dieser erfunden, selbstverständlich unter Anlehnung an das Schema einer Erzählung, die schon das Motiv von dem Auftrage, einem dämonischen Wesen Haare oder Federn auszureißen, mit dem Motive der dem Beauftragten mitgegebenen Fragen verquickt gehabt hat; dieses Muster könnte schließlich, schon wegen der Federn, dem tschechischen Volksbuch nahe gestanden haben, und vielleicht ist es Büsching darum zu tun gewesen, seine Verwicklungen noch zu überbieten. Ist das seine Absicht gewesen, so ist ihm ihre Durchführung durchaus gelungen.

## 10

### Die drei Gürtel

Dieses Märchen, das 6. der Braunschweiger Sammlung (122—150), darf als eines ihrer besten Stücke gelten: die einzelnen Motive sind ja allesamt alt, aber die Verbindung zu einem in sich geschlossenen Ganzen war damals durchaus neu, und hätte die Verfasserin auf die Einführung des Feengeschenk der drei Gürtel verzichtet, was ohne Schaden für die sonstige Handlung leicht möglich gewesen wäre, so könnte ihre Erzählung in motivischer Hinsicht als ein Mustermärchen gelten; ein solches ist sie übrigens, in anderm Sinne, auch so geworden.

<sup>1)</sup> Báj e Rybcoulovi ve svém historickém vývoji a ve světle pravdy, 1931, 115 f.

Letzten Endes auf ihr beruht ja schon, in seinem Schlußteile, das Märchen Prinz Schwan, das in den *RHM* von 1812 als n° 59 gestanden hat, und gewissermaßen haben das auch die Grimm anerkannt, indem sie ihre Anmerkung dazu mit den Worten begannen: „Ähnlich damit das Märchen von den drei Gürteln in der Braunschw. Samml.“ und dessen Inhalt ausführlich nacherzählten, womit die Anmerkung auch schon abgeschlossen war. Für die 2. Auflage wurde der Prinz Schwan aus dem Textteil der Märchen entfernt, aber 1822 eine kurze Inhaltsangabe in die Anmerkung zu dem nun 127. Märchen, dem Eisenofen (siehe o. 348), dem er in dem Schlusse nahe steht, aufgenommen; merkwürdigerweise aber ist dort die Nacherzählung der Drei Gürtel gestrichen, ja sie sind nicht einmal erwähnt, für sie jedoch der Hurlerleubug eingesetzt worden, dessen Quelle, wieder die Braunschweiger Feen-Märchen, wie wir gesehen haben, ebenso verschwiegen worden ist, und das ist, auch was die Drei Gürtel betrifft, auch 1856 so geblieben; die Drei Gürtel aber sind zum Unterschiede von dem Singenden, Klingenden Bäumchen, auf das der Hurlerleubug zurückgeht, auch bei Bolte und Polivka, wo der König Schwan nach dem Wortlaut von 1812 abgedruckt worden ist (III, 37 f.), nicht erwähnt worden.

Nun zu den einzelnen Motiven.

Daß der Held oder die Heldin eines Märchens oder eines Märleins durch ein überirdisches Wesen, das ihm oder ihr zu diesem Behufe in einer nicht gerade liebenswürdigen Gestalt entgegentritt, auf den Charakter geprüft wird, wie es mit Jason durch Hera geschieht, ist, obwohl es das Zeug zu einem Allerweltsmotiv hätte, doch keineswegs häufig: beispielsweise sei auf die entsprechenden Stellen in dem dem Grafen de Caylus zugeschriebenen Märchen *La princesse Minon-Minette et le prince Souci* (CdF, XXIV, 249 f.) und dem in seinem Beginne von diesem beeinflussten 179. Stücke der *RHM* verwiesen, das in seiner ursprünglichen Gestalt auch bei Joh. Matth. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen*, 1843 f., II, 789 f., abgedruckt ist.

Die Drei Gürtel vertreten hier die mannigfachen Gegenstände, die zumeist der eine Gatte dem andern übergibt, auf

daß sich dieser durch ihre Unveränderlichkeit von der Unwandelbarkeit seiner Treue überzeuge<sup>1)</sup>. Nicht volkstümlich ist in unserm Falle, daß die als Zeugen für die Treue oder Untreue des Abwesenden zu verwendenden Gegenstände zu diesem in keiner Beziehung stehen oder gestanden haben.

Daß die Realität eines Traumes oder dgl. durch das wirkliche Vorhandensein eines Dinges, das in diesem Traume eine Rolle gespielt hat, bewährt wird, ist ein oft vorkommendes Motiv, das sogar in die fromme Literatur eingedrungen ist: in der aus Zypern stammenden Erweiterung ihrer Legende findet die hl. Katerina nach ihrem Erwachen aus einer Vision an ihrer Hand den Ring, den ihr in der Vision Christus bei seiner Vermählung mit ihr angesteckt hat<sup>2)</sup>. Der Dichtung von der himmlischen Liebe entsprechen weiter drinnen im Morgenlande solche der irdischen: so in dem Kathasaritsagara von Somadeva<sup>3)</sup>, in einer Geschichte der Tausendundeiner Nacht<sup>4)</sup>, in einer literarischen persischen Erzählung<sup>5)</sup> und einer volkstümlichen bengalischen Geschichte<sup>6)</sup>. Hierher gehört weiter eine Episode eines irischen Märleins<sup>7)</sup>, aber auch eine solche in einer volksmündlichen Aufzeichnung, die Bolte aus dem handschriftlichen Nachlaß der Brüder Grimm veröffentlicht hat<sup>8)</sup>; übrigens

---

<sup>1)</sup> Siehe *WP*, I, 3, 546, III, 530 f., Chauvin, VII, 167 f., Cosquin, *Études*, 469 f.

<sup>2)</sup> Siehe Herm. Knust, *Geschichte der Legenden der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Maria Aegyptiaca*, 1860, 54, 60, 78 usw., *Mf. Hilka* in dem *Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, CXL, 173 f. und in der *Zeitschrift für romanische Philologie*, XLVI 151 f. und seine Ausgabe des *Viaticum narrationum des Hermannus Bononiensis*, 1935, 51, aber auch schon *Mfr. Maury, Contes et légendes du Moyen âge*, 1896, 181 f.

<sup>3)</sup> *Transl. by C. H. Tawney*, 1880 f., II, 209.

<sup>4)</sup> Henning, V, 147, 150 f., Littmann, II, 426 f., 432 f.; siehe Chauvin, V, 205 f.

<sup>5)</sup> *Contes persans, traduits par Aug. Bricteux*, 1910, 503 f.

<sup>6)</sup> *Bradley-Birt, a. a. D.*, 79 f.

<sup>7)</sup> *L. Crofton Croker, Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland* (1825), 1834, 334 f. (= *W. B. Yeats, Fairy and Folk Tales of the Irish Peasantry*, 1888, 261); in den *Irishen Feenmärchen* der Brüder Grimm ist diese Erzählung nicht übertragen.

<sup>8)</sup> *WP*, II, 544.

hat das Motiv auch Wieland in dem Märchen von dem Stein der Weisen verwandt (siehe oben 230).

Zu den Geschenken von Wind, Mond und Sonne (im Prinzen Schwan von Sonne, Mond und Stern) ist vor allem auf eine den Brüdern Grimm zugegangene Überlieferung zu verweisen, die, von Wilhelm für Clemens Brentano abgeschrieben, auf demselben Doppelblatte steht, das sonst nur die ebenfalls von Wilhelm stammende Abschrift des Prinzen Schwan enthält<sup>1)</sup>: hier sind die Schenkenden die Sterne, die Sonne und der Wind; Wind, Mond und Sonne finden sich augenscheinlich nur noch bei Wilh. Biffer, Plattdeutsche Volksmärchen (I), 1914, 269 f., aber in der umgekehrten Reihenfolge.

Eine Nuß mit wunderbarem Inhalt ist uns schon (siehe oben, 317) um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bei Antonfrancesco Doni begegnet, und wir haben auch gesehen, daß bei der weiteren Entwicklung des von ihm in die Literatur eingeführten Stoffes, den unser Märchen von der Padde behandelt, anstatt der Nuß oder der Nüsse auch andere Schalenfrüchte Verwendung gefunden haben. Als Behälter für Kostbarkeiten, die einer Verlassenen den Geliebten zurückgewinnen helfen sollen, finden sich Nuß, Kastanie und Haselnuß bei Basile, in der *Introduzione* oder der ersten Hälfte der Rahmen-erzählung, aber da benützt die Heldin diese Geschenke dreier Feen nur, um mit dem Manne, den sie ins Leben zurückgeweint hat, in Verbindung zu kommen<sup>2)</sup>; in dieselbe Kerbe aber schlägt auch ein andres Märchen Basiles (V, n° 3), dessen Heldin ähnliche Kostbarkeiten, wie sie die andere in den Schalenfrüchten findet, durch das Hersagen von drei Sprüchen gewinnt, die sie von einer alten Frau erhalten hat: sie tritt sie der Entführerin ihres Gatten nur gegen die Bewilligung ab, drei Nächte in seinem Schlafgemach verbringen zu dürfen<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Lessß, 65 und 163.

<sup>2)</sup> Brentano hat diese Rahmen-erzählung als *Das Märchen von dem Märchen oder Liebseelchen* bearbeitet (XII, I, 1 f.).

<sup>3)</sup> Dieses Märchen ist in seinem ersten, uns hier nichts angehenden Teil von Brentano (XII, I, 313 f.: *Das Märchen von Komanditschen; unvollendet*) und von A. v. Sternberg (*Braune Märchen* [1850], 1919, 17 f.: *Der gläserne Löffel*) bearbeitet worden; weitere Nach-

Hier dürfte die Verfasserin der Braunschweiger Feenmärchen angeknüpft haben, und ihr eigen scheint auch der Zug zu sein, daß die Gattin von ihrer Nebenbuhlerin die Brautnacht und die zwei folgenden Nächte verlangt; im Prinzen Schwan und im Eisenofen ist dieses so kühn, aber keineswegs schamlos anmutende Verlangen schon wieder auf die alte Form zurückgeführt, und ebenso finden diese zwei Märchen ihr Auslangen mit dem alten Mittel des Schlaftrunks für den auch dort schon einmal Vermählten, das die Bemühungen der alten Braut zunichte machen soll<sup>1)</sup>.

Über das ursprünglich obszöne Gleichnis von dem neuen Schlüssel, der zugunsten des wiedergefundenen alten verworfen werden muß, habe ich (Versuch, 123 f.) gehandelt und dort auch festgestellt, daß es in seiner richtigen Form, wo es eine Frau ist, die es anwendet, um sich gegen einen neuen Gatten zugunsten des alten zu verwahren, viel seltener vorkommt als in dem Munde eines Mannes<sup>2)</sup>.

---

weise geben WP, IV, 250, n. und P. Kretschmer, Neugriechische Märchen, 1917, 338 zu n° 53. Die Anregung zu seinem zweiten Teil, der von der Wiedergewinnung des Gatten handelt, den sich übrigens im ersten Teile die Heldin selber aus Mandeln, Zucker usw. zusammengeknetet hat, könnte Basile von der 4. Novelle der 3. Nacht in Straparolas *Piacevoli notti* erhalten haben, in deren Schlußteil die Tochter des Königs von Polonia ihren Gatten Fortunio zurückgewinnt, indem ihn ihr die Sirene, die ihn entführt hat, für drei herrliche Äpfel, einen erzenen, einen silbernen und einen goldenen, zuerst bis zur Brust, dann bis zu den Knien und schließlich in seiner ganzen Gestalt zeigt; auf diesem Märchen Straparolas beruht das Fortunio betitelte Märchen der zuerst 1701 erschienenen *Illustres Féés* (CdF, V, 55 f.), weiter ein Märchen der erstmalig 1732 herausgekommenen *Sultanes de Gouzerate* von Th. S. Gueulette (CdF, XXIII, 404 f., in der deutschen Übersetzung, *Träume wachender Menschen oder Hindustanische Erzählungen*, 1768, II, 239 f.) und schließlich das 181. der *KHM*.

<sup>1)</sup> Siehe WP, II, 51, 246 ff., 273, 517 f.

<sup>2)</sup> Für die richtige Verwendung des Gleichnisses seien noch als Belege angeführt G. Schambach-W. Müller, *Niedersächsische Sagen und Märchen*, 1855, 256 und Gian Bunti, *Märchen aus dem Bündnerland*, 1935, 64; vgl. weiter das *Deutsche Wörterbuch*, IX, 770, 779 und K. Simrock, *Handbuch der Deutschen Mythologie*, 1869, 293.



Das Motiv von dem Liebhaber, der sich in der Nacht, die ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen soll, mit dem fortwährenden Schließen einer sich immer wieder öffnenden Tür beschäftigen muß — die Verfasserin der Drei Gürtel spricht ungeschickterweise von drei Türen —, findet sich zuerst, in Verbindung mit noch zwei andern Listten dieser Art, in dem komischen Epos *Il Mambriano* von Francesco Vello (erster Druck Ferrara, 1509), C. XXII, st. 60—62, dann aber auch bei Vasile, III, n° 9<sup>1</sup>); in den *Aventures d'Abdalla fils d'Hanif*, die der Abbé Bignon unter dem Namen M. de Sandisson 1712 veröffentlicht hat, handelt es sich um ein Fenster, das geschlossen werden muß<sup>2</sup>).

11—13

Das franke Kind

Nach Schummels Kinderspielen und Gesprächen, III, 1778, 1—46.

Ein Jahr, bevor dieser dritte und letzte Band von Schummels Buch herauskam, ist der erste Band einer von Fr. A. El. Werthes besorgten deutschen Übersetzung von Carlo Gozzis *Theatralischen Werken* erschienen, der, entsprechend dem Tomo I. der *Opere del Co(nte) Carlo Gozzi* (1772), fünf von dessen *Fiabe* enthielt; zwei davon hat Schummel die zwei Knaben nach erzählen lassen, die zu ihrem kranken Freunde auf Besuch gekommen sind, nämlich den König Hirsch (*Il re cervo*; Werthes, 353—477) und den Raben (*Il corvo*; Werthes, 51—193). Bei einem Vergleiche der zwei Texte, des von Werthes und des von Schummel, kann man feststellen, daß Schummels Leistung in jeder Beziehung ausgezeichnet ist: die Zwischenreden der andern Knaben stören den Erzähler nicht, sondern sie helfen ihm, sie erleichtern ihm die Wiedergabe des Hergangs,

<sup>1</sup>) Gius. Rua, *Novelle del „Mambriano“*, 1888, 85, 98 f., nach dem *Mambriano* bei Celio Malespini, *Ducento Novelle*, 1609, II, 13 b (Nov. 4); siehe *WP*, II, 231, n., IV, 228, n.

<sup>2</sup>) *CdF*, XIII, 264 f. Siehe weiter *WP*, II, 517 f.

die um so schwieriger ist, als Schummel das bequeme Auskunftsmittel, Szene um Szene, soweit er sie übernimmt — die Nebenhandlungen hat er klugerweise gestrichen —, ausziehen zu lassen, verschmäht hat. Bei Gozzi erfährt man, wie es im Drama unumgänglich ist, oft Dinge, die früher vor sich gegangen sind, später als die, die sich aus ihnen entwickelt haben; die Knaben aber erzählen nicht zuerst das Ereignis und dann die Gründe, sondern sie stellen die Gründe oder Anlässe voran: sie haben ja die Dramen nicht als Zuschauer, sondern als Leser erlebt, und dieses Erlebnis, das natürlich anders ist als das, das ihnen durch das Theater geworden wäre, geben sie als Geschichten so wieder, wie es tatsächlich, sagen wir, etwa vierzehnjährige Kinder tun würden, hätten sie auftragsgemäß und nach einer zur Vorbereitung genügenden Zeit den Verlauf zu erzählen. Hier hat auch Richard Benz keinen Tadel vorzubringen; hingegen nennt er schon den Dialog der Einleitung „lebendig“, die Geschichten findet er „so vorzüglich erzählt, daß man ordentlich die gespannte Aufmerksamkeit der Lauschenden und die sachliche Eindringlichkeit des Erzählers in Blick und Gebärde wahrzunehmen meint“, und er erkennt hier schließlich „die ernsthaftere deutsche Auffassung des Märchens“.

Eine Vergleichung der Nacherzählungen und der Vorlagen erübrigt sich mit Ausnahme der Zitate. Das mit dem Rabenschrei beginnende „dumme Zeug“, an dem der arme Peter viele Stunden hat lernen müssen, ehe er es behalten hat, entspricht durchaus dem Wortlaute bei Werthes, wo übrigens schon das *riogna* des italienischen Textes in das der Aussprache angepaßte *rionja* geändert ist. Anton aber, der seine Verse allesamt weiß, hat wohl absichtlich geändert: das Ungeheuer läßt er den Fluch nicht beginnen: „Beim Pluto, findst du nicht ein Weib“, sondern: „Beim Himmel“<sup>1)</sup>, und das mag als Verbesserung gelten können; keine Verbesserung aber bedeutet sicherlich die Abweichung von der Übersetzung bei dem

<sup>1)</sup> Gozzi beginnt: *Se non ritrovi femmina che sia . . .*, aber die Anrufung Plutos findet sich in dem vorletzten Verse; Grillparzer hat sie in seiner Fragment gebliebenen Übersetzung des Corvo gestrichen.

ersten Verse der zweiten Laube, der bei Werthes lautet: „Dein Roß fühlt kaum den König auf dem Rücken . . .“), in: „Dein Pferd trägt kaum . . .“<sup>1)</sup>.

In dem zum ersten Male am 25. Jänner 1762 in Venedig aufgeführten *Re cervo* oder König Hirsch<sup>2)</sup> hat Gozzi zwei Erzählungen des *Peregrinaggio di tre giovani figliuoli del re di Serendippo*, per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell'Italiana lingua trapportato, Venezia, 1557, 54 a—61 a und 23 b—30 a benutzt; der Armenier wieder hat beide den Haß bihißt, verfaßt im Jahre 1302 von dem persischen Dichter Emir Rhusrau, entnommen<sup>3)</sup>.

Über die Quelle der andern *Fiaba*, nämlich des *Corvo* oder Raben, in Venedig zum ersten Male aufgeführt am 24. Oktober 1761, vorher aber schon von derselben Truppe in Mailand, sagt Gozzi (*Opere*, I, 118): *Tal fola si narra a' fanciulli ed io ho tratto l'argomento di questa da un libro Napolitano, intitolato: Lo cunto delle cunte: trattenemiento per le piccierille*<sup>4)</sup>; Gozzi aber fährt fort: . . . *ma chi leggerà la Fola de Corvo in quel libro, e vorrà confron-*

<sup>1)</sup> Bei Gozzi heißt es: *Del caval, che ha in potere, appena suo fratello, Salirà sopr'al dorso, sarà morto da quello.*

<sup>2)</sup> Über das Datum siehe E. Masis Vorrede zu seiner Ausgabe der *Fiabe*, 1884, I, XCV—XCVII.

<sup>3)</sup> Siehe A. Wesselski in der Zeitschrift *Der Islam*, XXII, 107—112. Zu der ersten, die von Gueulette für seine *Mille et un quart d'heures* (1715), 1753, II, 348—358 (= CdF, XXI, 496—516) bearbeitet worden ist, vgl. die Nachweise Voltes in der von ihm und H. Fischer herausgegebenen alten deutschen Übersetzung des *Peregrinaggio* (Bibliothek des litterarischen Vereins, n° 208), 216 und R. Ficks und A. Hilka in ihrer Ausgabe der von Th. Benfey hinterlassenen Übertragung desselben Buches (= FF Comm., n° 98), 124, zu der zweiten Fischer=Volte, 208 f. und M. Bloomfield, *The Life and Stories of the Jaina Saviour Pārçvanātha*, 1919, 74 f. samt dem dort zitierten Aufsatz Bloomfields, der mir leider nicht zugänglich gewesen ist.

<sup>4)</sup> Aus dieser Titelangabe, die mit keiner der bis jetzt bekannten durchaus übereinstimmt, ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß Gozzi eine der von Rechele Loise Nutio in Neapel 1697, 1714 und 1717 gedruckten Ausgaben benutzt hat, wo, wenn schon nicht *piccierille*, so doch *piccerille*, und wenn schon nicht *delle cunte*, so doch *de li cunte* steht (Venzer, II, 189—191).

tarla colla mia rappresentazione, vorrà far cosa assolutamente impossibile, und in einem folgenden Satze, der nicht nur an den Raben, sondern auch an seine andern Fiabe anknüpft, sagt er noch: nelle quali ho voluto conservare il solo titolo, e alcune circostanze note delle medesime. Nun hat ja Gozzi an dem Märchen Basiles — es ist das 9. des 4. Tages — einiges geändert, aber den jagdliebenden König Milluccio, den Raben, dessen rotes Blut auf den weißen Marmor fließt, die Seefahrt seines Bruders Jennariello, die Entführung der Zaubererstochter, den Kauf von Falke und Pferd, die Prophezeihungen der Tauben, die Tötung des Falken und des Pferdes, den Kampf mit den Drachen, der allerdings in dem Schlafzimmer des jungen Paares vor sich geht, die Verurteilung des treuen Bruders und sein Stückweise-zu-Stein-Werden hat schon der Neapolitaner; dieser erzählt des weitern, wie dem König ein ehrwürdiger Greis sagt, er könne seinen Bruder wiederbeleben, wenn er ihn mit dem Blute der zwei Kinder bestreiche, die ihm die Königin inzwischen geboren hat: das tut denn der König, und auch der Erfolg stellt sich ein; als aber die Königin die Knäblein im Sarge sieht, will sie aus dem Fenster springen, da erscheint der Zauberer, und der bringt alles wieder in Ordnung. Daß diesen Schluß Gozzi, der ja ein Drama schrieb, nicht hat brauchen können, liegt auf der Hand: den rein durch nichts sympathischen König außer dem ungestörten Besitz der Gattin auch noch die Freude an der Geburt von Zwillingen erleben und seinen prächtigen Bruder ein Jahr lang in seiner traurigen Lage harren zu sehen, das durfte den Zuschauern nicht zugemutet werden; lieber verzichtete er, den König schließlich doch noch eine gewissermaßen edle Tat verrichten zu lassen.

Basiles Märchen, das Lorenzo Lippi für seinen Malmantile racquistato (erst 1676, zwölf Jahre nach Lippis Tode veröffentlicht) bedeutend mehr als Gozzi abgeändert hat<sup>1)</sup>, ist

<sup>1)</sup> C. VII, st. 27—102 (Il M. r. di Perlone Zipoli [= Lorenzo Lippi] colle note di Puccio Lamoni [= Paolo Minucci] ed altri, Venezia, 1748, 524—588). Lippi, der auf den Cunto de li cunti von seinem Freunde Salvator Rosa aufmerksam gemacht worden war, hat in seine Darstellung auch das vorletzte Märchen Basiles verwoben.

die Quelle des seit der 2. Auflage 6. Märchens der Brüder Grimm geworden, des Getreuen Johannes<sup>1)</sup>.

Noch in demselben Jahre, wo die Werthesche Übersetzung von Gozzis ältesten Dramen erschienen ist, hat Wieland die Verserzählung Das Sommer-Mährchen, oder des Maulthiers Zaum (im Teutschen Merkur) veröffentlicht; Schummel hat also, indem er den dritten Freund seines kranken Ferdinand dieses Gedicht nacherzählen ließ, Schritt mit der Zeit gehalten. Wieland hatte als Quelle ein „in den Händen des Herrn de Sainte Yelave befindliches noch ungedrucktes Fabliau des Chretien de Troyes, eines Französischen Dichters aus dem 12. Jahrhundert“ genannt; die Kenntnis des Stoffes aber verdankte er der Bibliothèque universelle des Romans, Février 1777, 98—112, und die Angabe, der Autor sei Chretien de Troyes beruht auf dem Titel des vorhergehenden Stücks, das Chrétiens Erec nacherzählt.

Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, ausführlich aufzuzeigen, wie sich die drei Versionen, das französische Gedicht, dessen Verfasser sich Paien de Maisières nennt, die freie Bearbeitung der Bibliothèque und die Bearbeitung dieser Bearbeitung durch Wieland, zueinander verhalten; einiges muß aber doch gesagt werden<sup>2)</sup>:

<sup>1)</sup> Zu dem ganzen Geschichtenkomplex siehe WP, I, 42—57, B. Schweitzer, Herakles, 1922, 222 f., Sven Liljeblad, Die Tobiasgeschichte und andere Märchen mit toten Helfern, 1927, 115—122, 173 f., 241 f. Nach den Methoden und den Mustern der Finnischen Schule hat ihn E. Rösch untersucht (FF Comm., n° 77, 1928); Ergebnis: die Urform des Märchens von dem Getreuen Johannes ist in Südungarn (!) nicht vor der Wende des elften Jahrhunderts entstanden; vgl. dazu Kaarle Krohn, Übersicht über einige Resultate der Märchenforschung, 1931 (FF Comm., n° 96), 82—90.

<sup>2)</sup> Gedruckt ist das Gedicht La mule sans frein, das noch in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden muß, erst bei M. Néon, Nouveau recueil de fabliaux, 1823, I, 1 f.; eine Inhaltsangabe aber hat schon 1779 Legrand d'Aussy in seinen Fabliaux ou Contes du XII<sup>e</sup> et du XIII<sup>e</sup> siècle, I, 13 f. gebracht (mir unzugänglich; in der 3. Auflage, 1829 steht sie I, 79 f.) und dabei hervorgehoben, daß die Darstellung der Bibliothèque mehr eine Nachahmung, als eine Übertragung ist. Ausführlicher ist der Auszug von Am. Duval in der Histoire littéraire de la France, XIX (1838), 722 f. Von großer Wichtigkeit ist das Werk von Gaston Paris, Romans en vers du cycle de la

Der Kampf, den im Sommermärchen (II, v. 54—183) Gawain mit sieben Rittern und dann mit den aus ihnen entstandenen sieben Drachen zu bestehen hat, ist sowohl in dem Auszug der Bibliothèque, als auch in dem Gedichte selber, wo der Held natürlich Gauvain heißt — dem Herrn Gries Wielands entspricht in den französischen Texten Messire Keur oder Queur, bei Heinrich von dem Türlin Kei (Kai, Ken, Kay) —, ohne Entsprechung; frei erfunden hat Wieland weiter den Spaziergang, das Schläfchen und das Konzert im Garten samt dem folgenden Abendessen und die schwüle Szene mit den Sylphiden im Schlafgemach (II, v. 256—381). Kein Vorwurf ist ihm hingegen zu machen, daß er von der Herausforderung des Riesen an Gauvain, ihm den Kopf abzuschlagen und sich am nächsten Morgen von ihm dasselbe tun zu lassen, nur die erste Hälfte zur Kenntnis genommen und sich für den Rest selber geholfen hat; denn der Verfasser des Auszugs der Bibliothèque hat verzichtet, zu schildern, wie Gauvain dem Beispiel des Riesen folgt und sich ihm ebenso ohne Gegenwehr stellt, wie sich dieser ihm gestellt hat<sup>1)</sup>. Der zweite Kampf

Table ronde, ebendort, XXX (1888), 1—270 und gut benutzbar auch Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Gawain*, 1897; in diese zwei Darstellungen ist auch die Bearbeitung einbezogen, die die Mule sans frein etwa 1210 in der von Heinrich von dem Türlin verfaßten Krone, v. 12.601—13.924 gefunden hat (herausgegeben von G. H. Fr. Scholl in der Bibliothek des litterarischen Vereins, n° 27, 1852).

<sup>1)</sup> Zu dieser merkwürdigen Episode, die sich u. a. auch in der Krone findet (v. 13.103—13.174), vgl. die Nachweise von G. Paris, 73, 75 f., Weston, 90—102 und R. Thurneysen, *Die irische Heldens- und Königsage*, 1921, 460, 466 f. (Fled Bricrenn). — Zu der schmalen Brücke, die Wieland auch in sein Märchen von dem Stein der Weisen eingeführt hat (siehe oben, 226 f.), scheint die wichtigste Arbeit die von Howard Patch in den Publications of the Modern Language Association, XXXIII (1918), 634 f. zu sein; leider kenne ich sie nur aus dem Zitat bei Wimperley, 112 (siehe ebendort, 110—115). Immerhin gebe ich aufs Geratewohl einige Notizen: Gregorius Magnus, *Dialogi*, I, IV, c. 37 (ed. Umberto Moricca, 1924, 287; siehe dazu W. A. Herbert, *Catalogue of Romances*, III, 279, n° 9, 544, n° 48); F. Liebrecht, *Des Gervasius von Tilbury Vita imperialia*, 1856, 90 f.; G. Paris in der *Romania*, XII, 508, n. 2; Köhler, I, 195 f., II, 411, n. 2; Edw. B. Tylor,

mit dem Riesen ist also Wielands Eigentum (II, v. 413—477). Für den Schluß folgt er wieder so ziemlich den Angaben der Bibliothèque, die, was die Geschichte von der Vererbung des Zaums und von seinen Kräften betrifft, in dem alten Gedichte kein Gegenstück haben.

Der kleine Josef läßt natürlich alle bedenklichen Schilderungen des Sommermärchens beiseite, erzählt aber ansonsten durchaus unbekümmert, lebendig und anschaulich, und wir glauben uns vorstellen zu dürfen, daß es manchem unserer Leser eine Freude bereiten wird, die Kindergeschichte mit dem literarischen Erzeugnis zu vergleichen, das Gauiloiserien des zwölften Jahrhunderts nach der Mode des achtzehnten französisiert<sup>1)</sup>. Diese Freude wollen wir diesen Lesern, die uns die liebsten sind, nicht verkümmern, indem wir aufzeigen, wo der Knabe dem Bierziger folgt und wo nicht, aber ganz stillschweigend können wir die Änderungen und Erweiterungen, die fast durchwegs Verbesserungen bedeuten, doch nicht übergehen; wir begnügen uns jedoch mit der Anführung einer einzigen Stelle:

Das Maultier rennt mit dem Herrn Gries bei Josef oder bei Schummel „über Stock und Stein, daß ihm die Haare sausen“, anstatt daß es ihn „in Ja und Nein“ in den Wald brächte, und im weitem gehts mit ihm, wie bei Wieland, bergauf, bergab; indem aber Josef beifügt „wie in der Lenore“, ruft er den andern Knaben und uns die rasende Schnelligkeit dieses Totenritts vor den innern Sinn<sup>2)</sup>. Wäre es Wieland

---

Primitive Culture, 1871, II, 91 (I, 447 f.; II, 45 f.); Jac. Grimm, *DM*, II, 96, III, 248 f.; A. J. Wensinck, *A Handbook of Early Muhammadan Tradition*, 1927, 40, vo. Bridge; G. Dumézil, *Légendes sur les Nartes*, 1930, 200 f.; K. Meuli im *Hermes*, LXX (1935), 132, 149, 153; M. Thilo, *Fünftausend Sprichwörter aus Palästina*, 1937, 118, n° 2390.

<sup>1)</sup> In der Wieland-Ausgabe der Preussischen Akademie steht das Sommermärchen in dem von Wilh. Kurrelmeyer herausgegebenen 12. Bande der I. Abteilung (1835), 243—278.

<sup>2)</sup> Dieses Zitat, daß übrigens keines ist, weil das Bergauf, bergab in der Lenore nicht vorkommt, zeigt die ungeheuerere Volkstümlichkeit, die diese Ballade in den drei Jahren seit ihrem Erscheinen gewonnen hat.

ernst gewesen, als er an Joh. Heinr. Merck schrieb, er habe das Sommermärchen anfangs „ein Kindermärchen titulieren“ wollen, so hätte er von Schummel lernen können, wie das zu machen gewesen wäre, auf daß Inhalt und Darstellung zu der Benennung gestimmt hätten.

### Die drei Königsöhne

bilden das 6. der Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm.

Sehr bald nach deren Erscheinen — die Vorrede ist, einigermaßen unbestimmt, vom Herbstmonat 1808 datiert, das Buch also frühestens Ende 1808, wahrscheinlich aber erst Anfang 1809 herausgekommen — ist den Brüdern Grimm eine Nach-erzählung dieses Märchens zugegangen; jedenfalls hat sich diese, von Jacob abgeschrieben, in dem Pack befunden, den sie im Oktober 1810 an Clemens Brentano geschickt haben, und wir geben sie, nach dem Abdrucke bei Lessk, 79—81, wortwörtlich wieder

#### „Dummling.“

Die zwei ältesten Königsöhne ziehen auf Abenteuer aus und gerathen in ein wüstes wildes Leben, so daß sie nicht wieder heimkommen, der jüngste dumme will sie auffuchen, und als er sie findet, verspotten sie ihn: wie er mit seiner Einfalt sich durchschlagen wolle, da sie, die klüger, kaum durchkämen. Nun gehen sie miteinander und kommen an einen Ameisenhaufen, den wollten die Ältesten aufwühlen und sehen, wie die Thierchen mit ihren Eiern herumkröchen, aber der jüngste Bruder wehrte ihnen. Darauf kamen sie an einen See, auf dem Enten schwammen, da wollten sie einige tödten und braten, aber der Dummling wehrte wieder. Zuletzt an einen Baum, auf dem ein Bienenest war, und es war soviel Honig drinnen, daß er am Stamm herunterlief, da wollten die zwei ältesten Brüder Feuer unter den Baum machen, daß die Bienen starben und sie den ganzen Honig fassen möchten, allein der jüngste wehrte noch einmal ab.



Darauf kamen sie in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, und kein Mensch war zu sehen, und sie gingen durch alle Säler, bis sie an eine Thür am Ende kamen, vor der drei Schloßer hingen, es war aber ein Lädlein darin, wodurch man ins Gemach schauen konnte. Und sie sahen dadurch ein alt Graumännchen an einem Tisch sitzen und riefen es an, es hörte aber nicht, und sie riefen noch einmal, und es hörte nicht, und da sie zum dritten riefen, hörte es und kam heraus. Allein es sprach keine Silbe, sondern bewirtete sie und gab jedem ein eignes Schlafgemach. Frühmorgens ging es vor den Ältesten, winkte ihm und führte ihn vor eine Tafel, worauf die drei Aufgaben geschrieben standen, wodurch das Schloß erlöst werden konnte. Die erste war, die tausend Perlen der Königstochter zu suchen, die im Wald unter dem Moos zerstreut lagen, wenn aber nur eine fehlte, würde er zu einem Stein werden. Der Älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber die Sonne unterging, hatte er erst hundert gefunden und wurde ein Stein. Dem zweiten Bruder geht es ebenso, nur daß er zweihundert zusammenkriegt. Dem dritten ging es auch schwer zu, und er setzte sich auf einen Stein und weinte, weil er sie doch nicht all zu finden traute. Da kam der Ameisenkönig und fragte ihn: was ihm fehlte, und versprach ihm Hilfe und kam mit fünftausend Ameisen, die hatten die Perlen bald im Moos gesucht, daß auch keine fehlte.

Die zweite Aufgabe war, den Schlafkammerschlüssel der Königstochter aus dem See zu holen. Da halfen ihm nun die Enten. Die dritte war die allerschwerste nämlich unter den drei schlafenden Schwestern die liebste und jüngste Königstochter herauszufinden, sie sahen sich alle drei durchaus ähnlich und waren an nichts zu unterscheiden, außer daß die erste ein Stück Zucker gegeben hatte, die zweite Sirup und die dritte jüngste einen Löffel voll Honig, daß er also an dem Hauche erkennen mußte, welche von den dreien den Honig gegeben. In dieser Noth kommt die Bienenkönigin hergeflogen und setzt sich auf den Mund der rechten, nachdem sie vorher die andern versucht hatte. Da sprach der Königssohn zu dem Graumännchen, diese war es: und alsbald ist alles erlöst, und er heirathet die Königstochter und seine Brüder die andern.“

Diesen Text haben dann die Brüder mit nur geringfügigen Änderungen und einigen Erweiterungen 1812 unter dem Titel Die Bienenkönigin als das zweite der unter der n<sup>o</sup> 64 vereinigten vier Märchen übernommen, und von der 2. Auflage an trägt es bis heute die n<sup>o</sup> 62; da Wilhelm daran auch späterhin nur wenig verändert hat<sup>1)</sup>, kann sich jeder unserer Leser von der Übereinstimmung dieser sogenannten volksmündlichen Aufzeichnung mit der Fassung der KHM überzeugen.

Die Leser werden uns aber auch, wenn sie diese Vorlage der Brüder Grimm mit dem Märchen ihres Namensvetters verglichen haben werden, wie es oben, 207—218 steht, zugeben, daß dieser Vergleich eher zu der Auffassung führt, die Grimmsche Vorlage sei an der Hand dieses Märchens gemacht, als daß sie einer auch nur jungen Überlieferung entstammen würde, daß also fast mit Sicherheit angenommen werden darf, daß Jacob Grimm für Brentano etwas abgeschrieben hat, das kaum etwas anderes war, als eine nur in ganz nebensächlichen Dingen leicht abgeänderte, ansonsten oft wortwörtliche Nacherzählung des Hauptteils von Albert Ludwig Grimms Märchen; weggelassen ist nur, übrigens durchaus berechtigterweise, die Vorgeschichte, die schildert, wie die zwei ältern Königsöhne ausziehen, wie die Absicht des jüngsten, dem Beispiele seiner Brüder zu folgen, auf den Widerstand des Vaters stößt und wie der alte König schließlich nachgibt, als ihm ein Traum, den er gehabt hat, in diesem Sinne gedeutet wird<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Siehe Schmidt, 124—129.

<sup>2)</sup> Mit dieser letzten Episode hat viel Ähnlichkeit eine Parabel, die A. L. Grimm in einem spätern Stücke seiner Sammlung, das er Sokrates betitelt, diesem Weisen in den Mund legt: als Sokrates befragt wird, warum er auf den Preis der Tapferkeit zugunsten seines jungen Freundes Alkibiades verzichtet hat (siehe Plutarch, Alcibiades, c. 7, 194 f. und Platons Gastmahl, c. 36, 220 f.), erzählt er: Der schaffende Geist hat am Schöpfungstage „einen alten stämmigen Eichbaum und einen zärtern jungen“ gepflanzt. „Aber gegen den Abend war die junge Eiche beinahe ermattet, denn ihre Wurzeln waren noch nicht so tief gedrungen, und die Oberfläche der Erde war ausgetrocknet von dem Sonnenschein, daß sie fürder nicht mehr Nahrung daraus saugen konnte.“ Da kommt in Gottes Auftrag der Pflanzenengel mit dem Tau, gießt ihn aber nur auf den stämmigen Eichbaum aus. „Aber der Eichbaum schüttelte sein

Fast unbegreiflich erscheint, daß Jacob Grimm, der doch Albert Ludwig Grimms Märchen zumindest seit dem Juli 1909 kannte, diese enge Übereinstimmung der von ihm gemachten Abschrift mit einem Märchen des von ihm als schlecht bezeichneten Buches nicht bemerkt haben sollte, und doch scheint es zuzutreffen; denn daß er sich durch die in der Vorrede von A. L. Grimm gemachte Angabe, das Märchen sei „durch eine Erinnerung an ein ähnliches Volksmärchen veranlaßt“, zu der Übernahme nicht nur für Brentano, sondern auch für die eigene Sammlung hätte bestimmen lassen, erscheint noch viel weniger glaublich<sup>1)</sup>.

Daß unter diesen Umständen 1812 in der Anmerkung zu der Bienenkönigin das Märchen A. L. Grimms, wenn schon nicht als Quelle, so doch nicht einmal als Parallele erwähnt worden ist, begreift man; unbegreiflich aber erscheint es, daß auch späterhin in den Anmerkungsbänden, in deren Literaturübersicht Wilhelm die Märchen des Namensvetters genannt und zu dem von den drei Königsöhnen bemerkt hat: „Das Märchen von der Bienenkönigin (n<sup>o</sup> 62)“, in den Notizen zu diesem A. L. Grimms Märchen wieder verschwiegen worden ist (1822, 415; 1856, 331), und noch mehr fällt auf, daß auch bei Wolke und Polívka (II, 19 f.) in dieser Hinsicht tiefes

---

Haupt, und goß den Thau auf die nachbarliche junge Eiche hin, und erfrischte sie, daß sie den folgenden Tag wieder von neuem frisch grünte, wie den ersten Tag.“ — Die Freude, die A. L. Grimm an dieser Geschichte gefunden hat, die vielleicht ihm eigen ist, scheint so groß gewesen zu sein, daß er auch in dem Märchen von den drei Königsöhnen Ähnliches anbringen zu sollen glaubte, und so fällt in diesem Märchen, dessen Hauptteil uns, als wir ihn als Kinder bei den Brüdern Grimm lasen, so sehr gefallen hat, die Einleitung völlig ab.

<sup>1)</sup> Brentano hat auf Jacobs Abschrift neben den Titel gekritzelt: „Geschichte des Brisoneto“, und diesen Vermerk deutet Lessß (165) richtig als einen Hinweis auf des Straßburgers Georg Messerschmidt Geschichte vom edlen Ritter Brisoneto, deren motivischer Inhalt (siehe WP, II, 23) ziemlich genau zu dem des Märchens von den drei Königsöhnen stimmt. Messerschmidts Geschichte ist übrigens zu einem beliebten Volksbuch geworden; siehe P. Heiß-Fr. Ritter, Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher, 1914, 121f. und VIII.

Schweigen herrscht, gleich als hätte alles vermieden werden müssen, was hätte geeignet sein können, die in der Vorrede der *KHM* von 1912 aufgestellte Behauptung, die Sammlung *U. L. Grimms* habe mit der der Brüder gar nichts gemein, als unrichtig zu erweisen.

Es ist *U. L. Grimm* hoch anzurechnen, daß er bei seiner Auseinandersetzung mit den Brüdern *Grimm* — wir haben davon in der Einleitung gesprochen — von allem Persönlichen abgesehen und darum auch auf die Anmeldung des ihm zustehenden Anspruchs, sein Eigentumsrecht an der *Bienenkönigin* anerkannt zu sehen, verzichtet hat.

15

Der Stein der Weisen oder Silvester und Rosine

Dieses von *Wieland* verfaßte Märchen steht als viertes und vorletztes in dem ersten Bande des Sammelwerks *Dschinnistan*, oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet [von *Wieland*, *Fr. Hildebr. von Einsiedel* und *J. A. Liebeskind*], *Winterthur*, 1786, 218—279 (in der 2. Ausgabe, *Winterthur*, 1810, I, 229—289); für die Text-Herstellung konnte noch der von *Siegfr. Mauermann* besorgte Neudruck der von *Wieland* herührenden Teile des *Dschinnistan*, der in der schon erwähnten *Wieland*-Ausgabe der *Preussischen Akademie* als 18. Band der 1. Abteilung 1938 erschienen ist, herangezogen werden (113—141).

Die Studien über das *Goldmacherwesen*, die *Wieland* in diesem Märchen und in dem *Nikolas Flamel* verwertet hat, müssen sehr umfangreich gewesen sein, und sicherlich ist ihm dabei mehr als Ein Potentat untergekommen, der sich von einem *Alchimisten* hat betrügen lassen<sup>1)</sup>, so oder ähnlich, wie der namenlose König, von dem solches zuerst der *Infant Don Manuel* in dem im Jahre 1335 abgeschlossenen *Conde Lucanor*

<sup>1)</sup> Siehe die Angaben bei *Herm. Kopp*, *Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit*, 1886, I, 104—199.

erzählt<sup>1)</sup>, aber auch viel geringere Leute, die freilich allesamt reich waren, wie etwa der Priester, dessen Hineinfall Geoffrey Chaucer in den *Canterbury Tales* (v. 16.845—17.711) des Chanounes Demann schildern läßt, der aber erst einmal über die sonstigen Kniffe der Alchimisten berichten und mit einem gelehrten Exkurs schließen muß, in dem er auch den Hermes Trismegistos anzieht<sup>2)</sup>.

Die ungeheure Menge der pseudowissenschaftlichen oder halbgelehrten und gar die der schönen Literatur der folgenden Jahrhunderte auf ähnliche Geschichten hin durchzusehen, darf uns wohl nicht zugemutet werden; aber vielleicht genügt, um zu zeigen, daß ein Stoff wie der, der in dem ersten Teile dieses Märchens behandelt worden ist, damals sozusagen auf der Straße lag, die Tatsache, daß in dem letzten Jahrzehnt vor dem, in dessen Verlaufe der Stein der Weisen fertig gestellt und veröffentlicht worden ist, allein in Deutschland nicht weniger als drei Theaterstücke, zwei Lustspiele und eine Operette, herausgekommen sind, die sich mit dieser Seite der Goldmacherei befaßten<sup>3)</sup>. Eine richtige Quelle jedoch, eine solche nämlich, die ihm auch den Gang der Ereignisse geliefert hätte, hat Wieland für den ersten Teil des Märchens nicht gehabt; aber auch mit dem zweiten Teile, der mit der Flucht des Gaunerspaars beginnt, steht er, der sein Märchen „ein kleines Original“ genannt hat, auf eigenen Füßen, und nur für einige Züge ist er der ältern Literatur verpflichtet.

<sup>1)</sup> In der aus dem Nachlasse von Herm. Knust veröffentlichten Ausgabe des *Libro de los enxiemplos del Conde Lucanor et del Patronio*, 1900, 76 f. (siehe auch 351 f.); in Eichendorffs Übersetzung, 1843, 33 ff. Über die literarischen Auswirkungen dieser Geschichte vgl. meine Ausgabe der Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto, 1910, I, 181 f., 185 f.; siehe auch II, 282, 302—304, 304—307.

<sup>2)</sup> Siehe die deutsche Ausgabe John Kochs, 1925, 449—473, 572—575. Noch 1584 hat Reginald Scot in seiner *Discoverie of Witchcraft*, in dem 14. Buche, das die Art of Alchymystry behandelt (Neudruck, 1930, 204 f.), Chaucer wegen dieser bis dahin besten Darstellung des Gegenstandes höchlich gerühmt und sie, mit Einschluß der Erzählung, ausführlich ausgezogen; übrigens hat er auch eine Parallele zu der Geschichte des Grafen Lucanor, leider ohne Herkunftsangabe, wiedergegeben.

<sup>3)</sup> Kopp, I, 259.

Daß die Königin in eine Ziege verwandelt wird, ist sicherlich seine Erfindung; dies geschieht aber als Gegenstück zu der Verwandlung ihres Gatten in einen Esel, und für diese stand ihm nicht nur der Roman von Apuleius zur Verfügung, dessen von B. Rode angefertigte Übersetzung eben erst (1783) erschienen war, sondern auch Lukians Lukios, den er, freilich viel später, selber übertragen hat. Die Rose allerdings, die dort die Entzauberung bewirkt, hat er der Königin vorbehalten und dem Könige dafür die Lilie überlassen, die dem Esel in einer zuerst 1655 erzählten und dann mehrmals nacherzählten Geschichte die menschliche Gestalt zurückgegeben hat<sup>1)</sup>.

Der dieser Rückverwandlung vorhergehende Traum, der ihm gezeigt hat, daß sein Schicksal als Esel noch immer besser war, als das eines Königs ohne Kopf und eines Menschen ohne Herz, beruht selbstverständlich auf der u. a. von Ovid geschilderten Geschichte von dem Unglück des Königs Midas, verursacht durch die ihm von Bacchus gewährte Gnade, daß sich alles von seinem Körper Berührte in Gold verwandelt<sup>2)</sup>. Ovid begnügt sich aber nicht mit dieser einen Geschichte von König Midas, sondern erzählt, fortfahrend, weiter, wie es zugegangen ist, daß dieser zur Strafe für seine Dummheit Eselsohren erhalten hat und das bekannt geworden ist<sup>3)</sup>. Hätte sich also Wieland begnügt, die Verwandlung seines Königs von Kornwall in einen Esel nur anzudeuten, indem er ihm die Ohren eines solchen verlieh, so wäre die Parallele mit den oder die Nachahmung der 95 Ovidischen Verse so schlagend, daß die Behauptung, er habe sich zu seinem Märchen durch diese zwei Sagen oder, wenn man will, Mythen anregen lassen, nicht bestritten werden könnte.

Es gibt aber etwas, das uns unter Umständen veranlassen könnte, uns mit diesem Ergebnis, das immerhin die Abhängigkeit des Wielandschen Märchens von den zwei Sagen eher

<sup>1)</sup> WP, III, 6 f.

<sup>2)</sup> Metamorphosen, XI, v. 85—145; siehe Roschers Lexikon, II, 2956 f. und J. Voltes Noten in seiner Ausgabe von Johannes Paulis Schimpf und Ernst, II, 1924, 304 zu n° 180.

<sup>3)</sup> Metamorphosen, XI, v. 146—179; siehe Roschers Lexikon, II, 2957 f.

wahrscheinlich, als nur möglich macht, nicht zufrieden zu geben, und das ist eine alte Erzählung von einem König Mark von Kornwall, der allerdings nicht der Enkel jenes Königs Mark von Kornwall ist, den die Liebesgeschichte seiner Frau mit seinem Neffen Tristan berühmt gemacht hat, sondern dieser selber, und von ihm behauptet sie, er habe Pferdeohren gehabt, was auf eine ähnliche Weise bekannt geworden sei, wie die Verunstaltung des Königs Midas. Diese Erzählung findet sich in einem nur in einem Bruchstück erhaltenen, aus der Zeit nach 1191 zu datierenden Tristan-Epos, dessen Verfasser sich Berol nennt, und dazu hat Wolfgang Goltzer festgestellt, daß Marc im Keltischen Pferd bedeutet, woraus er denn auf einen etymologischen Schwanz schließt<sup>1)</sup>. Ließe sich nun nachweisen, daß Wieland diese Geschichte von diesem König Mark von Kornwall gekannt hätte, was läge da näher als der Gedanke, daß er ihn, nicht ohne ihn zu seinem Enkel zu machen, dem phrygischen oder makedonischen König auch in der andern Hinsicht, nämlich in der des Golddurstes und der sich daraus ergebenden Unannehmlichkeiten habe angleichen wollen? Damit wäre auch die Frage beantwortet, was Wieland bewogen hat, sein Märchen just nach Kornwall zu verlegen, wofür sonst nichts sprach, als die dort längst vollzogene Ausrottung der Wölfe, die es auch einem Esel erlaubte, sich sorglos herumzutreiben, was denn auch die einzige Bemerkung geblieben ist, die der Wielandschen Darstellung eine gewisse örtliche Färbung gibt<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Tristan und Isolde, 1907, 107 f. Nachweise über ähnliche Geschichten findet man bei Köhler, I, 379, 383, 511, 587, bei Roscher, II, 2966, in dem 8. Bande der von J. Volte besorgten Ausgabe von Georg Viekrams Werken (1906), 297, n. und bei W. Crooke in der Folk-Lore, XXII, 183 f.; reichliche Ergänzungen dazu wären leicht zu geben, aber hier sei nur noch auf die irischen Könige mit Pferdeohren verwiesen, die Käthe Müller-Lisowski anführt (Irische Volksmärchen, 1923, 320; der von Patr. Kennedy, *Legendary Fictions of the Irish Celts*, 1866, 248 erwähnte heißt Lora Lonshach).

<sup>2)</sup> Die Vertilgung der Wölfe in Wales ist dem angelsächsischen König Edgar (959—975) zu danken, der in Verfolgung seines Planes, die wilden Tiere in seinem ganzen Reiche zu vernichten, dem ihm untertänigen wallisischen Könige Ludval auferlegt hat, anstatt des alten Tributs jährlich 300 Wolfsköpfe abzuliefern, und angeblich

Leider ist nun Verols Fragment erst durch den Abdruck in dem 1823 erschienenen ersten Bande der von Fr. H. von der Hagen besorgten Ausgabe der Werke Gottfrieds von Straßburg einem weitem Kreise bekannt geworden, also erst fast vierzig Jahre nach dem ersten Druck des Steins der Weisen und zwanzig Jahre nach Wielands Tode, und so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Wieland von diesem argen Schönheitsfehler des alten Königs Mark keine Kenntniss gehabt hat; und von

sind keine vier Jahre vergangen, als in ganz Wales kein einziger Wolf mehr zu finden war; diese zuerst von Wilhelm von Malesbury mitgetheilte Erzählung (*Gesta regum Anglorum*, l. II, c. 8, in den *Rerum Anglicarum Scriptorum*, Londini, 1596, 32 b, in der *Patrologia latina*, CLXXIX, 1125) ist natürlich von den spätern Geschichtschreibern übernommen worden, unter ihnen auch zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von Polydorus Virgilius, der aber auch von der längst vollzogenen Vernichtung der Wölfe in England berichtete (*Historiae Anglicae* l. XXVII, Lugd. Bat., 1651, 154 und 21). Das größere Glück hat er mit dieser zweiten Behauptung gehabt, die von einem Schriftsteller nach dem andern, z. B. von Seb. Münster, Th. Zwinger, Laur. Beyerlinck, übernommen und bald von einem der damals angesehensten englischen Schöngeister, Philipp Sidney, dem Verfasser der *Arcadia*, bestätigt worden ist (*Phil. Camerarius, Operae horarum subcisivarum*, C. I, c. 38, Francofurti, 1615, I, 139 f.). Am 25. Oktober 1438 hat Luther zu einem Engländer gesagt: „. . . vos Angli non habetis lupos, sed ipsimet estis lupi“ (Lischreden, Weimarer Ausgabe, IV, 171), und 1760 war dieses Wissen so allgemein, daß Lessing, ohne fürchten zu müssen, daß er nicht werde verstanden werden, schreiben durfte: „. . . wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen!“ (in dem 127. der Briefe, die neueste Litteratur betreffend; Lachmann-Muncker, VIII, 273); aus der Zwischenzeit sei nur auf eine der Schnurren von dem Sieur Gaulard verwiesen (*Est. Labourot, Les bigarrures etc.* Paris, 1584, 205), die in Chr. Lehmanns *Exilium melancholiae*, M, n° 17 (Straßburg, 1669, 306) übersetzt und von Fr.-J. Desbillons in dem 7. Buche seiner *Fabulae Aesopicae* als 3. Fabel bearbeitet worden ist: *Luporum legati ad Anglorum regem*. Wieland dürfte eine Fassung gekannt haben, ähnlich der, die Abraham Ortelius von 1575 an in seinem zuerst 1570 erschienenen und dann oft gedruckten *Theatrum orbis terrarum* gebracht hat: *Et quia haec regio (sc. Lhoegria et Cambria) neque lupos, neque ulla animalia rapacia nutrit, videre licet ovium greges interdum noctuque passim errare per montes et valles, perque agros compascuos ad pascendum communiter relictos* (1575, 8; 1592 und 1595, 12 usw.).



dem Vorwurfe, in diesem Erfurs leeres Stroh gedroschen zu haben, schützt uns nur die nicht abzuleugnende Möglichkeit, es werde mit der Zeit etwas zutage gefördert werden, was auf das Gegentheil schließen lassen wird.

### Erschreckliche Geschichte vom Hühnchen und vom Hähnchen

Diese Kinderschnurre steht in dem Dritten Bande von Des Knaben Wunderhorn (1808), und zwar in seinem Anhange, den besonders paginierten Kinderliedern, 23—26.

Nach Karl Bode<sup>1)</sup> hat die Verse darin Clemens Brentano selber verfaßt, der ja auch in seinen Märchen häufig die Prosa in gebundene Rede übergehen ließ, und diese Behauptung hat meines Wissens bisher keinerlei Widerspruch gefunden; daß dem aber wirklich so ist, ja daß überdies auch die Prosasätze sein Eigentum sind, bestätigt der Schluß: „und lauter solche Geschichten, wer sie nicht weiß, muß sie erdichten.“ Das hat er denn auch getan, und warum er das getan hat, ist uns schwer zu erraten.

Augenscheinlich aus seiner eigenen Erinnerung stammt das Lied mit dem Beginne: „Havel havel Hahne, Fastennacht geht ane“, dem er die Bemerkung vorausschickt, es werde zur Fastnacht am Rhein von den Kindern gesungen, die dabei mit einem Korbe schaukelten, in dem ein gebundener Hahn liege; ähnliche Verse kennt auch Goethe, und zwar aus Frankfurt, aber sie beginnen: „Havel havel ane“, und daß sich in dem Korbe, der auch dort von den Kindern geschwenkt wird, ein Hahn befände, gibt er nicht an; auch die Volkssitte jedoch weiß nichts davon<sup>2)</sup>, und so dürfen wir wohl annehmen, daß es Brentano gewesen ist, der seinen rheinischen Kindern den Hahn mitgegeben hat. Des weitern wählt er als nächstes Lied eine Kinder-

<sup>1)</sup> Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn, 1909, 701 f.

<sup>2)</sup> Bode, 332 f.

predigt, die mit „Ein Huhn und ein Hahn“ beginnt, und in dem nun folgenden, das ein Lügenlied ist, für das sich bisher keine Quelle gefunden hat, läßt er dem für ein wohl tausend Gulden wertem Faulenzen gekauften Pferd, das weder Kopf noch Hals, weder Schenkel noch Weine hat, aus dem Bauche, der ihm zerspringt, ein Göklerlein fliegen, das „Krächte grob und krächte fein, Hatt auf seinem Kopf ein Kamm, Drauf stand das Wappen von Amsterdam“. Wie ist aber diese Vorliebe Brentanos für das Hühnervolk zu erklären?

Nun, „die Grundlage von dem Hahn und dem Ring“, die Grundlage nämlich für sein Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, hat er, wenn man seiner Angabe in der „Herzlichen Zueignung“ des Märchens (1838) trauen will, schon „als Knabe von einem wälschen Chocolatemacher krähend erzählen“ hören<sup>1)</sup>; und wer das nicht will, mag sich mit der Tatsache auseinandersetzen, daß sie sich schon in *Vasiles Cunto de li cunti* findet, wo allerdings das Märchen, das sie enthält, *La preta delo gallo* betitelt ist, was auf Hochitalienisch *La pietra del gallo* und auf Deutsch der Stein des Hahnes heißt. Nun hat sich Brentano schon zu der Zeit, wo er noch mit dem Ersten Bande des Wunderhorns zu tun hatte, auch mit der Bearbeitung dieses Buches beschäftigt<sup>2)</sup>, also wohl auch schon mit der Abfassung des Gockelmärchens<sup>3)</sup>. So mag denn schon damals bei ihm jene Elektryophilie eingesezt haben, die ihren Gipfelpunkt in jenem Märchen von dem Hahne und seinem Ringe finden sollte; als eine ihrer ersten Früchte ist dann wohl die Erschreckliche Geschichte aufzufassen, und als Abfall dürfen die andern Schnurren der Kinderlieder betrachtet werden.

<sup>1)</sup> Schäddekopf, XII, 2, 5.

<sup>2)</sup> Am 23. Dezember schreibt er an Arnim (Steig, I, 156): „Ich denke auf Michaelis, wenns zuschlägt, die italiänischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten; Mohr wills nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kriegeln.“

<sup>3)</sup> Nach H. Carbauns, *Die Märchen Clemens Brentano's*, 1895, 7 dürfte das Gockelmärchen „schon 1806 oder bald nachher entstanden sein“; Otto Bleich meint (*Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, XCVI, 70), es sei möglich, daß einige der italiänischen Kindermärchen schon 1806 fertig gewesen sind.

Der Erschrecklichen Geschichte Brentanos entspricht seit 1812 in den *KHM* das 80., betitelt Von dem Tode des Hühnchens; dieses geht, mit Ausnahme des letzten Absatzes, auf die Darstellung des Wunderhorns ebenso zurück, wie die Bienenkönigin der Brüder auf die Drei Königsöhne ihres Namensvetters. Über diese und andere Dinge habe ich in dem Aufsätze Das Märlein von dem Tode des Hühnchens und andere Kettenmärlein in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXII, 1—51, gehandelt.

### Die Elfen

Dieses Märlein, verfaßt im Jahre 1811, hat Ludwig Tieck das Jahr darauf in dem ersten Bande des *Phantafus* veröffentlicht ((400—430; <sup>2</sup>, 1844, II, 8—39); in der unberechtigten Ausgabe der *Sämtlichen Werke*, Wien, 1817 f., steht es XI (1818), 142—176, in seinen *Schriften* 1828 f., IV, 365—392, und einen Neudruck bringt Gotth. Ludw. Kees Ausgabe von Tiecks *Werken* (1892) II, 75—101. Andersen hat über diese Erzählung geschrieben<sup>1)</sup>: „Die Elfen, vielleicht das schönste Märchen, welches in unserer Zeit gedichtet worden ist, vermöchten allein, wenn Tieck auch nichts Anderes geschrieben hätte, seinen Namen zur Unsterblichkeit zu tragen. Als Märchen-Schriftsteller beuge ich mich vor ihm, dem Älteren, dem Meister, welcher der erste deutsche Dichter war, der mich vor vielen Jahren an seine Brust drückte<sup>2)</sup> — als wäre es eine Weihe dazu, daß ich mit ihm denselben Weg wandern sollte.“<sup>3)</sup>

Daß es unter den Deutschen einen Glauben an Elfen ursprünglich ebensowenig gegeben hat, wie einen solchen an Feen,

<sup>1)</sup> Das Märchen meines Lebens in den *Gesammelten Werken*, 1847, II, 112.

<sup>2)</sup> Siehe ebendort, I, 82.

<sup>3)</sup> Weitere Werturteile bei Herm. Lohsen, *Über die Entwicklung des romantischen Kunstmärchens* (Münchener Dissertation), 1906, 51, Klee 77, Steig, III, 242, Benz, 158.

hat natürlich auch Liebf gewußt, und in dieser Beziehung hat ihm die Einleitung über die Elfen, womit Wilhelm Grimm fünfzehn Jahre später seine und seines Bruders Übertragung der schon erwähnten Sammlung Crofton Crokers eröffnete, nichts Neues gesagt<sup>1)</sup>. Sicherlich hat er die Abhandlung *On the Fairies of Popular Superstition*, die Walter Scott in seiner *Minstrelsy of the Scottish Border* (1802) der *Vallade* von *Young Lamlane* vorgesezt hat<sup>2)</sup>, gekannt, und dieser zusammenfassenden Erörterung, der einzigen übrigens, die der Gegenstand bis dahin gefunden gehabt hat, mag er die wesentlichsten Anregungen zu seinem Märlein verdanken.

Den Hauptzug des Märleins freilich, daß nämlich ein Kind, ein Mägdlein, seinen jahrelang dauernden Aufenthalt bei den Elfen mit einer einzigen Nacht bemißt, hat er bei Scott nicht finden können. Jedermann kennt die Geschichte von dem Mönche von Heisterbach, dem ein Böglein so schön sang, daß er ihm dreihundert Jahre lauschte, die ihm so rasch vergingen wie ein Stündlein, und obwohl die Zahl der Bearbeitungen des ihr zugrunde liegenden Motivs, das sie keineswegs als erste verwandt hat, schwerlich hoch genug geschätzt werden kann, sind schon Darstellungen, die von einer Person weiblichen Geschlechts erzählen, außerordentlich selten; aus der Zeit vor den Liebfchen Elfen sind mir nur zwei solche bekannt: von der einen, die mehrmals abgewandelt worden ist, darf als die bekannteste Fassung die des Wunderhorns gelten, betitelt *Die Eile der Zeit in Gott*<sup>3)</sup>, und hier ist es eine Braut, die der Heiland anstatt der irdischen Freuden himmlische verkostet läßt, weshalb sie denn auch, ohne daß sie in dem langen Zeitraum gealtert wäre, sofort in die Ewigkeit eingeht; ein von

<sup>1)</sup> *Nl. Schr.*, I, 442.

<sup>2)</sup> 2<sup>nd</sup> Ed., 1803, II, 174—241; in der deutschen Ausgabe, *Historische und romantische Balladen der Schottischen Gränzlande*, 1826 f., in der die ersten zwei Bändchen *Elise v. Hohenhausen*, das dritte bis sechste *Willibald Alexis* und die zwei letzten *Wilhelm von Lüdemann* übersetzt hat, steht sie IV, 3—108.

<sup>3)</sup> I, 46; siehe dazu *Erk=Vdhme*, III, 824, *Röbler*, III, 133, *Vode*, 437 f.; auf sie geht nicht nur *Immermanns Drama Die Verschollene zurück* (*Woxbergers Ausgabe*, IX, 7, 127—150), sondern auch eine dänische Volksüberlieferung (*Hartland*, 185 f.).

Haus aus altes Weib ist es in der andern, die in der Einleitung zu dem Hans Heiling von Krift. Heintr. Spieß, 1798 f., I, 19 f., steht<sup>1)</sup> und von den Brüdern Grimm in den Deutschen Sagen so ausführlich wiedergegeben worden ist<sup>2)</sup>, daß sich eine nochmalige Nacherzählung erübrigt. Daß aber auch einem Kinde die Zeit unbemerkt verflossen wäre, die es bei Wesen einer höhern Gattung weilte, scheint vor Tiedt nicht erzählt worden zu sein; einen solchen Aufenthalt setzen ja wohl viele Wechselbalg-Geschichten voraus, aber dieses Motiv habe ich in keiner der mir bekannt gewordenen entdeckt<sup>3)</sup>, und dasselbe gilt von den Märlein und Sagen, in denen in ihren Ländern Elfen und anderswo andere elbische Wesen oder Daimonen Menschenkinder stehlen, ohne an ihrer Statt andere zurückzulassen, wovon auch Scott, wiewohl nur kurz gehandelt hat. Außerhalb dieses Rahmens aber findet sich bei ihm eine Geschichte (189 f.), aus der wir wenigstens erfahren, in welchem Zustande ein Mägdelein, das jahrelang bei Unterirdischen hat weilen müssen, der Familie zurückgegeben worden ist, und diese Geschichte, die zuerst Gervasius von Tilbury erzählt hat<sup>4)</sup>, die aber auch in etliche Texte der Gesta Romanorum aufgenommen worden ist<sup>5)</sup>, geht so: In Katalanien hat ein Mann sein kleines Töchterlein, weil es ihm zu arg schrie, zum Teufel gewünscht (Gervasius: *daemonibus commendat*), und schon hatten es auch die Dämonen (Scott: *the spirits*) geholt. Nach sieben Jahren erfährt er — wie, tut hier nichts zur Sache —, seine Tochter werde ihm zurückgegeben werden, wenn er das dort, wo sie in der Verwahrung der Dämonen sei, unter Berufung auf Gott fordern werde. Der Mann tut das, und da kommt sie, wie durch einen jähen Wind herangeweht; sie ist jedoch

<sup>1)</sup> Der volle Titel des Buches lautet: Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erds-, Luft-, Feuer- und Wassergeister. Ein Volksmärchen des zehnten Jahrhunderts.

<sup>2)</sup> 1816, 225 f., n° 151; von der 2. Auflage an (1865, 195 f.) trägt die Sage die n° 152.

<sup>3)</sup> Auch Gisela Pfaschewski, Der Wechselbalg, 1935 erwähnt keine solche Geschichte.

<sup>4)</sup> F. Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury *Otia Imperialia*, 1856, 32 f.

<sup>5)</sup> Herm. Desterleys Ausgabe, 1872, 543 f., n° 162.

in einem entsetzlichen Zustande: sie hat nur noch Haut und Knochen und zeigt keine Spuren menschlichen Verstandes.

Nun hat Tieck außer dem, was er bei Shakespeare und andern englischen Dichtern, wie Jonson, Drayton usw., gefunden hat, von den Elfen kaum mehr wissen können, als was ihm durch Walter Scott vermittelt worden ist. Darf es da nicht als wahrscheinlich betrachtet werden, daß ihn bei der Lesung dieser Geschichte, die mitten unter solchen stand, die von Elfen und Feen handelten, die Lust angewandelt hat, die in ihr erzählten Vorgänge in ihr Gegenteil zu verkehren? die Entführung durch Dämonen in einen freiwilligen Besuch bei Elfen oder Feen zu ändern, anstatt der furchtbaren Qualen, die das Mägdlein bei den Unterirdischen zu erleiden gehabt hat, wie aus dem grauenvollen Zustande der Zurückgegebenen geschlossen werden muß, die liebevolle Aufnahme bei den Feen und die hohen Freuden des Aufenthalts in ihrem Reiche zu schildern? Ein in jeder Hinsicht stichhaltiger Beweis, daß dem wirklich so ist, kann freilich nicht erbracht werden, aber die Wahrscheinlichkeit kann nicht als gering angeschlagen werden, wenn man sich vor Augen hält, daß die kleine Deutsche ebenso wie das Lächterchen des Katalanen sieben Jahre lang dem väterlichen Hause fern bleibt. An diesen sieben Jahren hat wohl Tieck nichts ändern zu sollen geglaubt, die Scott, als erster, für das Verweilen bei den Elfen und ähnlichen Wesen allgemein und ein für allemal feststellt: . . . it is the common opinion, that persons, falling under the power of the fairies, where only allowed to revisit the haunts of men, after seven years had expired<sup>1)</sup>. Diesen Zug hat denn, später, auch Wilhelm Grimm für jene Einleitung übernommen, und er hat den sieben Jahren eine so hohe Bedeutung beigelegt, daß er in dem zweiten der seit 1812 unter dem Titel Von den Wichtelmännern zusammengefaßten Märlein — überschrieben war es 1812: Von einem Mädchen, das Gevatter bei ihnen gestanden — den letzten Satz, der auch noch 1819 lautete: „Und als es nach Hause kam, war es statt drei Tage“ (die es in dem hohlen Berge gewesen zu sein glaubte) „ein ganzes Jahr darin

<sup>1)</sup> 237; siehe auch 179, 216. Vgl. weiter Fr. Mühs, Die Edda, 1812, 19 und Winberley, 328 f.

gewesen“, von der 3. Auflage an so geändert hat: „Da war es nicht drei Tage, wie es gemeint hatte, sondern sieben Jahre bei den kleinen Männern im Berge gewesen, und seine vorige Herrschaft in der Zeit gestorben“<sup>1)</sup>.

Aus guten Gründen auch hat Tieck seine Marie, kaum daß sie zu den Elfen gekommen ist, von dem essen lassen, was ihr die anboten; und sie „fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.“ Ähnliches aber hat er ebensowenig wie wir in dem Essai Scotts finden können; wohl aber mag er in einer Geschichte, die Scott in einem andern Buche mitgeteilt hat, nämlich in der 1810 erschienenen *Lady of the Lake* den Zug gefunden haben, daß wer von den Elfen oder Feen ist, damit der Menschenwelt entsagt<sup>2)</sup>, und das mag genügt haben, um in ihm die Erinnerung an dieses so weit verbreitete und uralte Motiv — auch Persephone muß in der Unterwelt bleiben, weil sie dort einen Apfel gegessen hat — wachzurufen. Bei Marie aber, die ja gern bei den Elfen bleibt, wäre diese Motivierung fehl am Orte gewesen, und so hat Tieck jene Früchte ein Vergessen bewirken lassen, das sie nicht nur vor sich selber und vor ihren Eltern, sondern auch bei dem Leser rechtfertigt; daß er dabei in die Spuren des Grammatikers Saxo geraten ist, bei dem Thorkillus seine Leute, nachdem er mit ihnen den Fluß, der die Menschenwelt abgrenzt, überschritten hat, warnt, von den Speisen der dortigen Wesen zu essen, weil sie sonst das Gedächtnis würden verlieren und immerdar unter ihnen leben müssen<sup>3)</sup>, braucht schließlich kein Zufall zu sein.

Nicht unwichtig ist auch, daß Zerina, das glänzende Kind, in der ganzen Erzählung Kind bleibt, und für diese Einzelheit

<sup>1)</sup> Der zweite Halbsatz dient zu der Erklärung einer vorherigen Einschlebung. In der Anmerkung ist 1856 über diese Änderung kein Wort gesagt worden, und auch bei WP (I, 364 f.) wird sie nicht erwähnt.

<sup>2)</sup> In einer Note zu Canto IV, 13 (*The Poetical Works*, 1877, III, 171); auch W. Grimm hat dies, augenscheinlich nach derselben Stelle, übernommen (*Alt. Schr.*, I, 417; siehe 412 f. und 474). Siehe auch Köhler, II, 428 f.; weitere Nachweise wären hier zwecklos.

<sup>3)</sup> Holder, 288; siehe Herrmann, II, 1922, 588 f.

bietet Scott, wieder in der Minstrelsy, zwar nicht die Quelle, aber, wieder, die Veranlassung, nämlich mit der Feststellung, daß die (schottischen) Feen are represented as a diminutive race of beings<sup>1)</sup>, und man muß gestehen, daß Tieck, in dem er das Elfenkind, das schon mit Marie gespielt hat, nach langen Menschenjahren immer noch als Kind darstellt, das sich zur Gespielin der kleinen Elfriede schickt, einen hohen Grad wahrer Stetigkeit erreicht hat.

Wie man sieht, liegt es nicht gerade besonders deutlich zutage, wo sich Tieck die Anregungen zu den einzelnen Szenen der Elfen-Dichtung geholt hat, und so wird sich niemand verwundern, daß es uns keineswegs leicht fällt, die Auswanderung der Elfen samt der Übersezung des Stromes nach ihrer Herkunft zu erklären. Sagen von abziehenden Zwergen, Wichteln u. dgl. sind ja nicht gerade selten: J. E. C. Nachtigal hat in den unter dem Namen Otmar 1800 erschienenen Volksagen mehrere solche Geschichten gebracht<sup>2)</sup>, aber keine weiß dabei von der Überquerung eines Flusses, die menschliche Hilfe erfordert hätte, zu erzählen, und dies gilt auch für die anscheinend älteste Aufzeichnung, die noch aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt<sup>3)</sup>. Der erste, der derlei Auswanderer das Fahrzeug eines Fergen benützen läßt, ist augenscheinlich Ludwig Tieck, und wenn das stimmt, so ist er der Urheber einer heute schon nicht mehr zu überblickenden Sagenflut<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> 224; 227 spricht er dann von these little personages. Hier ist ihm schon Mühs gefolgt (16 f.), dann aber auch Wilhelm Grimm, 448 (mit weitem Belegen). Ansonsten heißt der Fairies' midwife bei Shakespeare (Romeo and Juliet, A. I, sc. 4), aus der erst später die Feenkönigin geworden ist, Mab, und Mab ist die keltische Bezeichnung für Kind, wie denn Mabinogi Kindheit bedeutet; siehe Wirt Sikes, British Goblins, 1886, 14, J. Loth, Les Mabinogion<sup>2)</sup>, 1913, I, 11 f.

<sup>2)</sup> 325—331; zwei davon haben die Grimm in den Deutschen Sagen als n<sup>o</sup> 152 und 153 (später 153 und 154) wiedergegeben.

<sup>3)</sup> Rich. Kühnau, Schlesiſche Sagen, 1910—1913, II, 66 f.

<sup>4)</sup> Jacob Grimm hat (DM, I, 380, n., III, 132) nur ganz junge Erzählungen anführen können, und 1933 sagt Von der Leyen, solche Sagen seien in Deutschland erst im neunzehnten Jahrhundert aufgezeichnet worden (Lesebuch der deutschen Volksage, 126). Sollten allerdings bei Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus



Immerhin hat es eine ähnliche Überfahrtsgeschichte schon im sechzehnten Jahrhundert gegeben<sup>1)</sup>, aber sie erzählt von Mönchen oder nach der Weise von Mönchen gekleideten Leuten, die sich bei Speier von einem Fischer über den Rhein setzen lassen; zuerst ist es nur einer, bei der zweiten Fahrt aber sind es ihrer fünf, und als Grund ihrer Reise geben sie an, die Welt sei ihnen feind. Dann erhebt sich ein furchtbarer Sturm, der Fischer beginnt zu beten, einer der Mönche reißt ihm das Ruder aus der Hand und beginnt ihn zu schlagen; halb tot liegt er im Nachen, als der Tag anbricht, die Fremden sind verschwunden, und er kehrt heim. Am andern Tag trifft ein Bote diese Mönche, die nun auf einem Wagen fahren; er läßt sie vor, und bald darauf sieht er, wie sich der Wagen brennend in den Lüften verliert, und hört Schwerterklingen, als ob ein Heer zusammenginge. Der Bote meldet alles, und man schließt aus diesem Gesichte auf Zwietracht unter den deutschen Fürsten.

Diese Sage hat Benedikte Naubert in ihren Neuen Volksmärchen der Deutschen, 1789—1793, III, 45—47 bearbeitet, und ihre Darstellung hat Jacob Grimm, der sie vollständiger als die alte Sage fand, ausgezogen (DM, 694): Eine Mönchsgestalt weckt in einer stürmischen Nacht einen schlaftrunkenen Schiffer, gibt ihm den Fährlohn und verlangt, übergesetzt zu werden; es steigen sechs Mönche ein, aber kaum ist der Nachen losgemacht, so füllt ihn eine Menge schwarzer und weißer

---

Meklenburg, 1879 f., I, 52 f. die die n° 77 einleitenden Sätze, wonach das in dem Folgenden Berichtete in dem Jahre seines Geschehens, nämlich 1722, von 27 Zeugen bewährt und die Geschichte davon in Hamburg gedruckt worden wäre, auch auf die Erzählung des Schlusses bezogen werden müssen, die von der Überfahrt der Unterirdischen über einen See handelt, so stünde die Sache anders; das erscheint aber wohl ausgeschlossen: angehängt ist dem Übrigen diese Erzählung sicherlich erst in einer Zeit worden, wo die Tieck's Elfen abschließende Darstellung längst in den Volksmund eingegangen und von ihm abgewandelt worden war. Auf Tieck geht ja wohl auch Ahlands Gedicht Traum (1812) zurück (Reindhls Abhandlung Zur Stoffgeschichte von Ahlands Traum im 20. Rechenschaftsberichte des Schwäbischen Schillervereines in Marbach ist mir nicht zugänglich gewesen).

<sup>1)</sup> Ebenfalls von den Grimm für ihre Sagen übernommen, und zwar als n° 275 (276); abgedruckt bei Von der Leyen, 2.

Herren. Drüben steigen alle aus, und der Rachen wird von einem jähen Sturm an die Abfahrtsstelle zurückgeworfen. Hier warten neue Reisende, der vorderste drückt dem Schiffer den Fahrgröschen mit eiskalten Fingern in die Hand, und die Rückfahrt des Schiffes erfolgt ebenso gewaltsam wie das erstmal.

Diese Geschichte nun ist es, meine ich, die Tieck zu seiner Schilderung der Fahrt der Elfen über dem Strom angeregt hat; für den Abzug der Elfen überhaupt genügten die Vorbilder bei Otmar, und wer von Vorbildern nichts wissen will, der nehme zur Kenntnis, daß in der Spiessschen Erzählung von dem alten Weibe, an der in Einer Nacht hundert Jahre vorbeigerauscht sind, Hans Heiling sagt, daß er „bald von hier abreisen werde, weil zwei Dritttheil seiner Zwerglein schon fort und entflohen wären“.

Daß ansonsten Wichteln, Zwerge usw. den Menschen hin und wieder gefällig sind und ihnen Dienste leisten, ist längst bekannt gewesen; daß aber ähnliche Wesen schon durch ihre Anwesenheit einer ganzen Gegend zum Segen gereichen, ist wohl Erfindung Tiecks, und dasselbe gilt natürlich von den traurigen Folgen ihrer Verschlebung.

Über die literarischen Nachwirkungen der Tieckschen Elfen-Dichtung ist viel zusammengeschrieben worden; sicher ist als von den Elfen abhängig E. L. A. Hoffmanns Märchen Das fremde Kind anzusprechen, und von dem braunen Mädchen in Stifters Raubensilber wird behauptet, sie sei eine Nachfahrin Zerinas sowohl als auch dieses Fremden Kindes<sup>1)</sup>; aber daß man dem Werke Tiecks vor allem mit den Mitteln der Literaturwissenschaft hätte an den Leib rücken müssen, daß vor allem die einzelnen Motive zu untersuchen und so festzustellen gewesen wäre, was sich Tieck angeeignet hat, was also jedermann zur Verfügung stand, und was ihm von Haus aus eigen war, das ist niemand eingefallen. So ist auch übersehen worden, daß Tieck einen Nachahmer auch in sich selber gefunden hat.

Diese Nachahmung hat er in der von ihm so genannten Märchen-Novelle Das alte Buch und die Reise ins Blaue

<sup>1)</sup> Mimi S. Zehle, Das deutsche Kunstmärchen, 1933, 155.

(1835) begangen, und zwar in der dort eingeschalteten Geschichte von dem Schäferknaben, die sich Athelstan von jenem Gottfried erzählen läßt, der später, nach seinem Wohnsitz, Gottfried von Straßburg genannt werden und den holdseligsten Tristan singen wird<sup>1)</sup>: man lese sie nach, und man wird erfahren, daß dieser Knabe eine Nacht bei den Geistern, so wie Marie bei den Elfen, geweilt zu haben meint, daß es aber mehr als sechs Monate gewesen sind, daß ihm also die Zeit ebenso unbemerkt dahin geschwunden ist, wie dieser, daß er von seinen Wirten, die sich seiner ebenso annahmen, wie die Elfen des Mädchens, einen goldenen Becher zum Geschenk erhalten hat, so, wie Marie einen goldenen Ring, und daß ihm, der „die überirdische Herrlichkeit“ in der Höhle im Hügel gesehen hat, auf Erden nichts mehr gefallen kann, so, wie Marie, da sie die Säle und die Gestalten in dem Grafenschloß an den Wundern und der Schönheit mißt, die sie bei den Elfen gesehen hat, den irdischen Glanz als dunkel empfindet. So nahe ist Liefk keiner gekommen, wie er selber<sup>2)</sup>.

In einer einaktigen Feenkomödie hat 1835 der Däne Joh. Ludw. Heiberg die Elfen bearbeitet<sup>3)</sup>, aber nur mit ihrem ersten Teile, der mit der Hochzeit Mariens schließt; er hat zwei neue Personen eingeführt, beide Pritsch- und Schulmeister, die für die komischen Szenen sorgen, und auch sonst viel geändert

<sup>1)</sup> Gesammelte Novellen, 1852 f., VIII, 55—59.

<sup>2)</sup> Unserer Gewohnheit getreu, halten wir auch hier nicht mit unserer Meinung zurück, wie Liefk zu dieser Geschichte, abgesehen von dem Zuge des unbemerkten Verfließens der Zeit, gekommen sein mag. Die Anregung dazu könnte er durch eine Erzählung erhalten haben, die zuerst bei Wilhelm von Neuburg steht (*Historia rerum anglicarum*, l. I, c. 28 (1856, I, 77)), in der freilich der Becher nicht verschenkt, sondern gestohlen wird; gelesen könnte er sie bei Joseph Ritson, *Fairy Tales*, 1831, 66 oder schon bei Lothar (= C. W. von Graeven), *Volksagen und Märchen*, 1820, 169 f. haben. Abgedruckt war sie aber schon von Martin Delrio, *Disquisitiones magicae*, 1599, l. II, qu. 16 (Venetiis, 1606, I, 157) und nach diesem bei Francesco Maria Guazzo, *Compendium maleficarum*, 1608, l. I, c. 12 (transl. by E. A. Ashvin, 1929, 40); übersetzt hat sie dann auch Görres in der *Christlichen Mystik* (<sup>3</sup>, V, 238 f.).

<sup>3)</sup> *Dramatische Schriften*, übersetzt von R. L. Kannegießer, 1847, I, 99—189.

Die Elfen ziehen ja auch bei ihm ab, und zwar zur Phantasiens- wiege, ins Morgenland, aber ihre Königin verspricht vorher noch, alljährlich Boten zu senden, die schnellen Zugvögel, die Land und Luft und Quellen schützen sollen, und damit war denn wohl auch das Theaterpublikum befriedigt.

Mit einer andern Zuhörerschaft aber hat der Mann oder die Frau zu rechnen gehabt, dem oder der es, vielleicht unbeabsichtigt, gelungen ist, die Fabel der Lieckischen Dichtung ins Volk zu bringen, und mag auch diese erste Erzählerpersönlichkeit nur wenig geändert haben, so ist doch bei der Wanderung von Mund zu Mund nicht nur viel verloren gegangen, sondern auch manches zugewachsen; gewisse Abweichungen haben sich ja schon aus dem Umstande ergeben müssen, daß dies alles nicht auf deutschem Boden, wo es genügt hätte, die Elfen in Zwerglein oder auch nur Unterirdische zu verwandeln, sondern in — Estland vor sich gegangen ist. Mitgeteilt hat diese Geschichte Friedrich Kreuzwald in der für die Finnische Literatur-Gesellschaft in Helsingfors 1866 herausgegebenen Sammlung estnischer Märchen; darnach ist sie von F. Löwe in der Zweiten Hälfte der Estnischen Märchen, Dorpat, 1881, 4—9, mit der Überschrift Des Nebelberges König übersetzt worden. Da sie August Löwis of Menar für seine Finnischen und estnischen Volksmärchen (1922, 214—220) übernommen hat, so daß sich jedermann leicht Kenntnis von ihr verschaffen kann, dürfen wir uns mit kurzen Mitteilungen begnügen.

Die Heimkehr des kleinen Mädchens wird folgendermaßen erzählt: „Als sie in des Vaters Hoftor trat, schien ihr der Ort gänzlich fremd; wo vorher nichts gestanden hatte, da wuchsen jetzt Apfelbäume, an denen schöne Früchte hingen. Auch das Haus schien ihr fremd. Da trat ein fremder Mann aus der Tür, schüttelte wie verwundert den Kopf und sagte, so daß das Mädchen auf dem Hofe es hörte: Ein fremdes Dorf- mädchen ist auf unserem Hofe. Dem Mädchen erschien die Sache wie ein Traum, doch trat sie einige Schritte näher, bis sie an die Türschwelle kam. Als sie ins Zimmer hinein sah, erblickte sie den Vater, der auf der Ofenbank saß; eine fremde Frau und ein junger Mann saßen neben ihm, aber dem Vater waren Bart und Haupthaar ganz grau geworden. Guten

Morgen, Vater! sagte die Tochter, wo ist die Mutter? — Die Mutter, die Mutter? rief die fremde Frau zusammenfahrend. Hilf Gott! bist du der verlorenen Liu Geist, oder bist du ein lebendiges Geschöpf wie wir? Ist es denn möglich, daß unser liebes Kind, das uns vor sieben Jahren verstarb, zum zweiten Male ins Leben zurück kommt? — Liu konnte aus dieser Rede nicht klug werden. Da erhob sich die fremde Frau von der Bank, streifte Lius Hemdärmel auf, fand auf der Handwurzel eine kleine Brandnarbe und rief dann aus, das Mädchen umhalsend: Unsere Liu, unser für tot beweintes Kind, das vor sieben Jahren im Walde verloren ging. — Das kann ja nicht sein, erwiderte Liu, ich bin nur eine Nacht und einen Tag von euch weg gewesen, oder zwei Nächte und einen Tag.“

Zu Weihnachten heiratet sie den jungen Mann, den sie bei ihrer Rückkehr auf dem elterlichen Hofe gesehen hat, und im nächsten Jahre bekommt sie ein Töchterchen. Den Verkehr mit den Leuten des Nebelbergs jedoch, von denen sie eine Spange erhalten hat, die sie nur anzuhauchen braucht, um bei ihnen zu sein, gibt sie auch jetzt nicht auf; da sie sich aber, als einmal ihre Abwesenheit entdeckt wird, ihrem Versprechen gemäß weigert, zu sagen, wo sie gewesen sei, und da sie auch nicht gestehen will, wo sie jene sieben Jahre verbracht hat, wird sie als Hexe und Werwolf zum Tode verurteilt. Der Scheiterhaufe lodert schon auf, als sie der König des Nebelbergs rettet; dann läßt er ihr Kind zu ihr auf den Nebelberg holen. — „Der Mann freite eine andere Frau, aber weder seine eigene Wirtschaft, noch die andern Höfe nahmen so guten Fortgang wie sonst; allsommerlich litten sie Schaden durch Dürre, das Getreide und Gras verdarben, weil der erfrischende Nachttau nicht auf den Strich fiel, den die Leute bewohnten. Des Nebelberges König war zornig darüber, daß sie sein Pflegekind hatten umbringen wollen.“

Der Bauer geht eben auch in Estland, wo er wohl noch bis vor kurzem an derlei wunderkräftige Wesen zumindest ebenso geglaubt hat, wie in längst verwichenen Zeiten seine deutschen Standesgenossen, den Dingen auf den Grund: der Tau bleibt aus; Lied hat mit dem Abzug der Elfen alles erklärt zu haben geglaubt.

## Goldener

Justinus Kerners Goldener ist erstmalig in dem von Kerner, de la Motte-Fouqué, Uhland u. a. herausgegebenen Deutschen Dichterwald, 227 f. erschienen, der in den letzten Maitagen 1813 herausgekommen ist, also etwa fünf Monate später als die Märchensammlung der Brüder Grimm; niedergeschrieben aber war er schon fast zwei Jahre vor dem Drucke, und dies erfahren wir aus einem Briefe Kerners an Uhland, der uns auch über den Vorfall unterrichtet, der den Anstoß zu seiner Abfassung gegeben hat.

In diesem Briefe, datiert aus Wildbad und vom 29. August 1811<sup>1)</sup>, heißt es:

„. . . Ein simpelhafter Baurenjunge auf einem Hof im Wald kam auf den Gedanken, in seiner Langweile Vögel im Netze zu fangen. Der erste Vogel, den er fing, war ein weißer Distelfink, der in Calw zu sehen ist. Man könnte das Ding noch weiter spinnen, er suchte Blumen im Walde, und die erste Blume, die er fand, war eine Kaiserkrone u. s. w. u. s. w. Oder so: — ich habe Dir geschwind ein Kindermärchen daraus gedichtet, damit Du siehst, wie wenig mir eine solche Dichtungsart gelingt. Habe indes die Güte und bemerk, was ich weglassen oder beifügen soll, auch stelle mir die Punkte und Kommas recht. — Teile es auch dem“ (Gustav) „Schwab mit, den ich herzlich grüße. . .“

Daß Kerner von Uhland Ratschläge über Weglassungen und Zusätze erhalten hätte, ist nicht bekannt geworden und übrigens durchaus unwahrscheinlich; denn Uhlands Lob für den Goldener war überschwänglich, wie sein Brief an Kerner vom 7. September d. J. dartut<sup>2)</sup>:

„Wie soll ich Dir genug danken für Dein himmlisches, goldenes Märchen, das so ganz Goldglanz ist! Man sollte es an trüben Abenden lesen, um den goldnen Abendglanz dadurch zu ersetzen. Wenn meine Aufforderung im letzten Briefe<sup>3)</sup> Dich dazu

<sup>1)</sup> Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner, 1897, I, 233 f.

<sup>2)</sup> Ebendort, 236.

<sup>3)</sup> Uhland hatte kurz vorher Perraults Märchen von der Belle

veranlaßt hat, so darf mir jeder Buchstab', den ich Dir deshalb geschrieben habe, so lieb sein, als wenn er das schönste Sonett wäre. Dieses Märchen, den Eginhard und die beiden Romanzen vom Teufelsring und vom Herrn von der Haide halte ich für Dein Vollendetstes, ja diese Stücke scheinen mir ebenso klassisch als irgend ein Klassiker. Dichte doch fort in dieser Märchenwelt! Gib uns einen ganzen Band!"

Kerner hat dann den Goldener in seine Dichtung Die Heimatlosen aufgenommen, die er 1816 im Cottaschen Morgenblatt veröffentlichte; vorher schon hatte den Goldener Fr. Gottschalk für seine Sagen und Volksmärchen der Deutschen, 1814, I, 286 f., übernommen, „wahrscheinlich“, wie Kerner sagte, weil er „vermeinte, es liege diesem Märchen eine Volks Sage oder Volksdichtung zugrunde, was aber nicht ist“<sup>1)</sup>. Dem Beispiele Gottschalks ist dann Bechstein mit seinem Deutschen Märchenbuch gefolgt, dazu hat dann Ludwig Richter drei Holzschnitte gemacht, die haben viel beigetragen, daß es sich die Kinder merken, aber als die groß geworden sind, haben sie es, weil keine großartigen Abenteuer drin waren, doch vergessen, und darum ist es gut, daß es ihnen, die jetzt erwachsene Leute sind und etwas vorstellen und selber Kinder haben, die sie lehren sollen und wollen, das Schöne zu lieben und ihm nachzustreben, ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist, und das mag auch für das erste Märchen dieser Sammlung und vielleicht noch für etliche andere gelten.

au bois dormant in einem Gedichte bearbeitet und dem Freunde davon am 24. August Mitteilung gemacht, nicht ohne beizufügen, schicken werde er es nicht eher, als bis ihm dieser die „angefangene Bearbeitung desselben Stoffes“ ausgefertigt dageschicke; darauf antwortete ihm Kerner in dem obigen Briefe: „Ich beschwöre Dich, mir alsbald Deine neueren Poesien zukommen zu lassen. Ich habe nie eine Bearbeitung der schlafenden Prinzessin angefangen, kann sie also auch nicht vollenden.“ — Erschienen ist übrigens Ahlands Gedicht Märchen, das er, in dem Briefe vom 7. September „bloße Parodie“ nennt, gerade so wie Kerners Goldener, erst 1813 im Deutschen Dichterwald.

<sup>1)</sup> Wilhelm Grimms Urteil über diese Sammlung (vom 20. Dezember 1814) lautete, soweit es uns hier angeht: „Gottschalks Buch ist schlecht, der kleinste Theil aus mündlicher Überlieferung, unter dem aus der Badischen Wochenschrift u. dgl. Gesammelten einiges ganz ohne Kritik aufgenommen, wie Kerners“ (sic!) „Märchen vom Goldener“ (Briefwechsel aus der Jugendzeit, 398 f.; siehe dort auch 392).

## Inhaltsverzeichnis

|   | Seite     |
|---|-----------|
| 1. Das Erdkühlein . . . . .                   | I (304)   |
| 2. Fünfe kommen durch die ganze Welt . . .    | II (309)  |
| 3. Die Padda . . . . .                        | 17 (314)  |
| 4. Der Riesenwald . . . . .                   | 25 (321)  |
| 5. Hans Dudeldee . . . . .                    | 44 (327)  |
| 6. Die sieben Schwäne . . . . .               | 53 (332)  |
| 7. Schneewittchen . . . . .                   | 73 (334)  |
| 8. Das singende flingende Bäumchen . . .      | 125 (348) |
| 9. Der Popanz . . . . .                       | 143 (351) |
| 10. Die drei Gürtel . . . . .                 | 158 (359) |
| 11.—13. Das franke Kind oder Die drei Märchen | 176 (364) |
| König Hirsch . . . . .                        | 177       |
| Der Rabe . . . . .                            | 184       |
| Des Maultiers Zaum . . . . .                  | 194       |
| 14. Die drei Königsöhne . . . . .             | 207 (371) |
| 15. Der Stein der Weisen . . . . .            | 219 (375) |
| 16. Hühnchen und Hähnchen . . . . .           | 264 (380) |
| 17. Die Elfen . . . . .                       | 267 (382) |
| 18. Goldener . . . . .                        | 294 (393) |
| Anmerkungen . . . . .                         | 301       |

Die eingeklammerten Zahlen weisen auf die zu den Märchen  
gehörigen Anmerkungen hin









41  
T

750

